This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Dritte Sammlung

UC-NRLF
*B 315 228

Fritz Anders

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class 870
A436
v.3

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class 870
A436
v.3

Skizzen
aus unſerm heutigen Volksleben

Dritte Sammlung

Von demſelben Verfaſſer iſt bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erſchienen:

Doktor Duttmüller
und ſein Freund
Eine Geſchichte aus der Gegenwart
Ein ſtarker Band. Gebunden 7 Mark

*

Skizzen
aus unſerm heutigen Volksleben
Erſte Sammlung. 7. bis 8. Tauſend
Gebunden 4 Mark

*

Zweite Sammlung. 5. bis 6. Tauſend
Gebunden 4 Mark

Skizzen

aus

unſerm heutigen Volksleben

gezeichnet

von

Fritz Anders

Max [illegible]

Dritte Sammlung

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1903

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class 870
A436
v.3

Skizzen
aus unſerm heutigen Volksleben

Dritte Sammlung

Von demſelben Verfaſſer iſt bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erſchienen:

Doktor Duttmüller
und ſein Freund
Eine Geſchichte aus der Gegenwart
Ein ſtarker Band. Gebunden 7 Mark

*

Skizzen
aus unſerm heutigen Volksleben
Erſte Sammlung. 7. bis 8. Tauſend
Gebunden 4 Mark

*

Zweite Sammlung. 5. bis 6. Tauſend
Gebunden 4 Mark

Skizzen

aus

unſerm heutigen Volksleben

gezeichnet

von

Fritz Anders

Max [illegible]

Dritte Sammlung

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1903

GENERAL

PT2601
L45S55
1903
v.3
MAIN

1

Ein Stadtjubiläum

Der Umstand, daß sich der Oberprediger an einem heißen Sommernachmittage, um den Fliegen seines Wohnzimmers zu entgehn, in die Sakristei gesetzt und in alten Schriften geblättert hatte, war für die amtliche und außeramtliche Tätigkeit der Leiter unsers freundlichen Städtchens von „ungeahnter“ Bedeutung. Denn bei dieser Gelegenheit fiel dem Herrn Oberprediger ein Pergamentstreifen in die Hände, auf dem zu lesen war: Ek Diderik van Nemen bekenne vor mek ande myn eliken huswrowen, dat we hebben ghegheben den Pevelern to Twybecken dat bleek van unsem hove bynnen Smaltleve achter Hannsen Emmern syn swynstal to eyner dechtnisse ... Hier war der Streifen abgeschnitten, doch las man auf der Rückseite: ghegheben na goddes bort dusent jar drehundert jar in den achte und negentigesten jare in sante Marien Magdalenen avende. Der Herr Oberprediger erkannte mit dem ihm eignen Scharfblick den eminenten Wert dieser Urkunde, denn hier wurde der Name

165588

unsrer Stadt Schmalzleben und das Datum 1398 genannt. Die älteste bis jetzt bekannte Jahreszahl stand auf einem Steine, der von der Siechenkapelle stammte und jetzt in einem Winkel des Ratsarchivs aufbewahrt wurde. Die Zahl wies aber auf das Ende des folgenden Jahrhunderts. Hier war nun die Jahreszahl 1398 urkundlich festgestellt.

Der Herr Oberprediger löste den Streifen, der als Rücken einer alten Hebeliste gedient hatte, los und nahm ihn mit in den Bürgergarten, wo sich die Honoratioren der Stadt beim Bier zu versammeln pflegten. Der Fund erregte das größte Aufsehen und gab Anlaß zu eingehenden historischen Erörterungen, bei denen festgestellt wurde, daß es noch vor einigen Jahrzehnten einen alten Andreas Emmer gegeben habe, und daß die Stelle zwischen der alten Stadtmauer und dem Siechenhofe noch heute im Volksmunde „hinter den Schweineställen“ genannt werde. Die Urkunde war also unanfechtbar. Der Herr Bürgermeister hatte sich an der Diskussion nicht beteiligt, sondern war seinen eignen Gedanken nachgegangen, nun aber setzte er sich aufrecht, trank einen guten Schluck und sprach: Meine Herren, Sie ahnen nicht, von wie großer Bedeutung der Fund des Herrn Oberpredigers ist. Er gibt uns Anlaß, ein Jubiläum zu feiern, das Fest des fünfhundertjährigen Bestehens unsrer Stadt.

Man sah sich mit etwas zweifelnden Blicken an. Die Stadt war doch sicher älter als Hanns Emmern syn Swynstall; aber der Herr Bürgermeister wies nach, daß alle Städtejubiläen auf ähnlichen Nachrichten gefußt hätten wie vorliegendes Dokument, und daß, wenn später ein noch älteres Dokument bekannt

werden sollte, nichts im Wege stünde, das Jubiläum zu wiederholen. Dieser letzte Grund leuchtete ein, und die Versammlung machte sich mit dem Gedanken vertraut, im Jahre 1898 ein „noch nie dagewesenes“ Fest zu feiern.

Ein guter Gedanke ist wie ein Samenkorn, das gepflanzt wird. Ein solches Korn bedarf zum Aufgehn auch eines guten Bodens. Und dieser war für den Gedanken des Herrn Bürgermeisters vorhanden. Schmalzleben ist eine aufstrebende Stadt. Sind doch in den letzten zehn Jahren nicht weniger als drei neue Häuser am Marktplatz entstanden. Die Reihe von Scheunen, die sonst den Eingang zur Stadt verunzierten, ist weggebrochen worden. Sogar einen Fabrikschornstein weist unsre Stadt auf. Und regsam ist unsre Bürgerschaft, das muß man sagen. Wenn es irgendein Unternehmen gilt, einen Gedenktag oder ein Vergnügen, so zeigt sich der städtische Gemeinsinn. Keiner bleibt zurück. Ja, wer für eine solche gute Sache an den Opfersinn der Bürgerschaft appelliert, kann gewiß sein, nicht im Stiche gelassen zu werden.

Unser Herr Bürgermeister erfreut sich wegen seiner jovialen Art und seiner Fertigkeit, jeder Sache ihre feuchte Seite abzugewinnen, einer ungewöhnlichen Beliebtheit. Selbst die Herren Stadtverordneten schlagen ihm so leicht nichts ab. Wir sind stolz auf unsern Herrn Bürgermeister. Seit er das Zepter führt, und seit die Stadt durch die Sekundärbahn mit der Haupteisenbahnstrecke verbunden ist, hat sich der Handelsumsatz der Stadt, zum Beispiel ihr Bierkonsum, sichtlich gehoben. Auch die Kommunalsteuern haben sich vermehrt; aber das gehört zu einer auf-

strebenden Stadt, und dafür haben wir auch neues Pflaster, neue Laternen und einen uniformierten Polizeidiener erhalten. Und schließlich, Geld ist ja da. Wenn jetzt der Herr Bürgermeister ein Stadtjubiläum plante, durch das die aufstrebende Stadt verherrlicht, und wodurch den Handwerkern, Kaufleuten und Wirten Verdienst zugewiesen wurde, so konnte er sicher sein, die freudige Zustimmung der Bürgerschaft zu finden.

Nicht weniger beliebt ist der Herr Oberprediger. Das ist keiner von den Schwarzröcken, die immer nur von Sünde reden und keinem ein Vergnügen gönnen; er ist ein moderner Prediger, der auf der Höhe der Zeit steht. Als Prediger leistet er freilich nichts Hervorragendes. Aber der Herr Oberprediger legt auch auf die Predigt weniger Gewicht als auf die Pflege christlicher Vereine und christlicher Vergnügen. Und in der Tat versteht er es, seinen Männerverein, Jünglingsverein und Jungfrauenverein durch immer neue und fesselnde, besonders dramatische Veranstaltungen beisammenzuhalten. Deshalb erfreut er sich in der Stadt einer wohlverdienten Beliebtheit. Man hatte beabsichtigt, den Herrn Oberprediger auch in das Vergnügungskomitee des Kasinos zu wählen. Er muß das aber übel genommen haben, denn er hat die Wahl schroff abgelehnt.

Wir dürfen auch nicht unsre Künstler vergessen, Herrn Malermeister Giesecke, Herrn Tischlermeister Knauff und Herrn Schneidermeister Krickel. Herr Giesecke ist ein wirklicher Künstler in allem, was Farbe heißt. Was ihm Spaß macht, das betreibt er mit unermüdlichem Eifer, wie das so Künstlerart ist, die Anstreicherei kommt dabei freilich zu kurz.

Herr Knauff dagegen besitzt sämtliche Bände des Kunst- und Gewerbeblattes und kann über alle Stile reden. Seine „Motive" sind großartig, und seine „stilvollen" Möbel sollen selbst von dem Herrn Grafen in Rastenbeck gerühmt worden sein. Da er auch Tapezierarbeiten ausführt und einige Ballen von grünem, braunem und rotem Futterkattun und ein paar Dutzend Fahnen in Phantasiefarben besitzt, so ist er bei allen festlichen Veranstaltungen unentbehrlich. Und der Herr Schneidermeister Krickel ist auf der Bühne von unübertrefflicher Würde. Wenn er als Kaiser oder König seine Getreuen um sich versammelt oder sie gnädig entläßt, diese Handbewegung, diese Haltung — großartig! wirklich großartig! Auch in Musik leisten unsre Damen Hervorragendes. Doch es würde zu weit führen, alle Kräfte, die wir in Schmalzleben haben, aufzuzählen. Leider fehlt uns ein Dichter. Da es nun klar ist, daß zu einem Jubiläum auch gedichtet werden muß, so war dies ein empfindlicher Mangel.

Natürlich trat zur Vorbereitung des Jubiläums ein Komitee zusammen, das aus den Spitzen der Stadt bestand, sich in zwangloser Form im Bürgergarten versammelte, Bier trank und sich über das Jubiläum unter „Wahrung der weitesten Gesichtspunkte" unterhielt. Darüber kam die Sache nicht vorwärts. Man hatte ja aber auch noch viel Zeit.

Das Jubiläumsjahr kam heran, und es war nichts geschehn, als daß man darin einig war, es müsse etwas geschehn. Der Herr Oberprediger hatte im Kirchenarchiv und Stadtarchiv nach alten Nachrichten geforscht, aber nichts gefunden; begreiflicherweise, denn die städtischen alten Akten, Schöppenbücher und

Rechnungen, waren vom alten Bürgermeister Hennebein — die ältesten Leute erinnerten sich dessen noch — zu Wurstpapier verkauft worden, und die kirchlichen Nachrichten reichten nicht über den Anfang des Dreißigjährigen Krieges hinaus, und was will das bei einem fünfhundertjährigen Jubiläum sagen. Dagegen fand er in einer Zeitschrift den Abdruck eines Achtbriefs Kaiser Wenzels von Böhmen wider „Halberstat, Quedlingenburg und Aschersleyben und gegen Herman von Ackenburg, Hansen von Peyn und Gebharten von Hoyme“ vom 19. März 1389, worin die genannten Städte und Personen aus dem Frieden genommen und jeder Schandtat straflos preisgegeben wurden, wohingegen alle Ehrenmänner aufgefordert wurden, dem Landgrafen Sygijost zu dem Leutenberg zu Dienst und Willen zu sein. Da nun Schmalzleben im Bezirke dieser Städte liegt, so konnte angenommen werden, daß es von der Achterklärung mitgetroffen war, oder es konnte angenommen werden, daß die Stadt dem König Wenzel Treue und Gehorsam gehalten hatte, oder es konnte angenommen werden, daß Schmalzleben durch hervorragende Dienste, die es beiden Parteien erwiesen hatte, zum Frieden und zur Versöhnung geholfen habe. Jedenfalls lag hier ein ausgezeichneter dramatischer Stoff vor, der sich zu einem Festspiel eignen mußte. Kaiser Wenzel, der Bischof von Halberstadt, Gebhard von Hoyme, Sigost von Leutenberg, Diderik von Nemen und Hansen Emmern und syn Swynstal boten ein reiches Material, aus dem ein Dichter ein vaterländisch-historisches Festspiel aufbauen konnte. Aber wo war dieser Dichter? Der Herr Oberprediger war zu bescheiden, um an sich zu denken, und der Herr Rektor,

der sich mit Feuereifer an die Arbeit machte, brachte nichts fertig als eine Seeschlange, das heißt einen schriftlichen Aufsatz, in dem etliche Beteiligte ein Kapitel Geschichte mit verteilten Rollen aufsagten. Diese Seeschlange war nicht zu brauchen, was den Herrn Rektor sehr verdroß.

Meine Herren, sagte der Herr Bürgermeister zu dem ratlosen Komitee, seien Sie unbesorgt. In Berlin laufen die Dichter herum wie die Hammel. Wir bieten so einem dreihundert Mark, so schreibt er uns, was wir nur haben wollen.

Meinen Sie, Herr Bürgermeister?

Natürlich meine ich. Was andre können, das kann Schmalzleben auch. Und Geld ist ja da.

Ja, Geld ist da.

Richtig, es dauerte nicht lange, so hatte der Herr Bürgermeister einen Dichter eingefangen, einen Doktor Felix Mandelstein, der für dreihundert Mark ein Festspiel schreiben wollte, denn bar Geld lacht, und ein Drama auf die Bühne zu bringen, lacht auch. Dieser Dichter kam denn auch eines Tags an, um Ortsstudien zu machen und sich in das „Milieu" zu versetzen, und quartierte sich beim Herrn Oberprediger ein. Bald darauf konnte man ihn in nachdenklicher Haltung, den Bleistift ans Kinn gedrückt, auf dem Kirchplatze, dem breiten Wege und auf der alten Stadtmauer „hinter den Schweinställen" stehn sehen. Dies machte auf die Bürgerschaft tiefen Eindruck, und man flüsterte sich bedeutungsvoll zu, daß jetzt große Dinge im Werke seien. Als der Dichter nun auch in die Sakristei, wo ja der bewußte Streifen gefunden war, trat, schauten ein Dutzend neugierige Kinder durch die Eisengitter des Fensters; aber man

konnte nichts weiter erblicken als den Dichter in nachdenklicher Haltung, den Bleistift ans Kinn gedrückt.

So wertvoll nun auch der vorliegende geschichtliche Stoff war, er wollte doch für ein dreiaktiges Drama nicht ausreichen. Und so reiste Doktor Mandelstein nach Halberstadt, um dort seine Studien fortzusetzen, was er auch mit glänzendem Erfolge tat. Denn er fand in dem Urkundenbuche dieser Stadt, noch dazu sauber gedruckt, folgende wertvolle Nachrichten. Erstens: Eine Schrift des Domkapitels und andrer kirchlicher Körperschaften vom 25. September 1386, in der der Bischof Albrecht zur Schlichtung einer Streitigkeit mit dem Magistrate zu Halberstadt angerufen wurde umme Dannele, dat de ut de borch (d. h. der Domfreiheit) genommen is, vortmer umme Hanse van Düssem, de ut eym closterhove to sente Paule ghenommen is, unde ein wertlik gherichte da gheheghet is, wodurch das Recht der Geistlichkeit, eignes Gericht auf ihrem Besitz zu halten, geschädigt worden sei. Zweitens das Urteil des Bischofs vom 18. Oktober 1386, das natürlich gegen die Stadt ausfiel, und drittens einen Protest der Bürgerschaft wider dieses Urteil, worin gesagt wird, wenn die Geistlichkeit in der Burg Leute aufnehme, die von da aus der Stadt Schaden täten, so hole man die Übeltäter, wo sie auch seien. Und was Hanse van Düßem angehe, so sei es gar kein Klosterhof, sondern ein Stück öffentlicher Straße gewesen, wo er gefaßt worden sei. Dieser Protest wird den befreundeten Städten mitgeteilt. Von hier aus bedarf es nur noch eines Schrittes, um zu dem Achtbriefe König Wenzels zu kommen, in dem steht, daß die

Städte sich auch einem königlichen Gerichte nicht gefügt hätten. Die Domherren hatten sich also vermutlich an den König gewandt, nachdem auch das Interdikt nicht gefruchtet hatte. Dieser hatte die Städte vor Gericht gefordert, man hatte diese Ladung mißachtet, und so war die Acht ausgesprochen worden.

Nachdem nun Herr Doktor Felix Mandelstein noch den Huywald aufgesucht und sinnend, den Bleistift ans Kinn gedrückt, in das dunkle Loch geschaut hatte, das dort im Felsen zu finden ist, und das den Namen Dannehlshöhle trägt, kehrte er nach Schmalzleben zurück, um unter der Wirkung der frischen Eindrücke und an Ort und Stelle das Drama zu entwerfen.

Er hatte noch schwierige Aufgaben zu lösen. Denn was er gefunden hatte, war doch Halberstädter, nicht Schmalzlebener Geschichte, und es kam nun darauf an, die Verbindungslinien zwischen beiden zu ziehen. Aber es ist auch wunderbar, wie unter den Händen eines „gottbegnadeten" Dichters das Widerstrebende willig, das Unklare klar und das Widersinnige folgerichtig wird. Unser Dichter formte seinen Stoff, seine Personen und Tatsachen, wie wenn sie von Wachs gewesen wären. So entstand ein Drama folgenden Inhalts: Erster Akt. Der Rat von Schmalzleben hält Sitzung. Klage über die Unsicherheit der Wege, besonders über Dannehl und Hans von Düßem, die einen Schmalzlebener Kaufmann niedergeworfen und beraubt hatten. Man konnte der Räuber nicht habhaft werden, da sie sich in geistlichen Schutz geflüchtet hatten. Ein Bote von Halberstadt erscheint, verkündet den Streit der Halberstädter mit ihrem Bischof und fordert zu einem Bündnis der befreundeten

Rechnungen, waren vom alten Bürgermeister Hennebein — die ältesten Leute erinnerten sich dessen noch — zu Wurstpapier verkauft worden, und die kirchlichen Nachrichten reichten nicht über den Anfang des Dreißigjährigen Krieges hinaus, und was will das bei einem fünfhundertjährigen Jubiläum sagen. Dagegen fand er in einer Zeitschrift den Abdruck eines Achtbriefs Kaiser Wenzels von Böhmen wider „Halberstat, Quedlingenburg und Aschersleyben und gegen Herman von Ackenburg, Hansen von Peyn und Gebharten von Hoyme" vom 19. März 1389, worin die genannten Städte und Personen aus dem Frieden genommen und jeder Schandtat straflos preisgegeben wurden, wohingegen alle Ehrenmänner aufgefordert wurden, dem Landgrafen Sygisost zu dem Leutenberg zu Dienst und Willen zu sein. Da nun Schmalzleben im Bezirke dieser Städte liegt, so konnte angenommen werden, daß es von der Achterklärung mitgetroffen war, oder es konnte angenommen werden, daß die Stadt dem König Wenzel Treue und Gehorsam gehalten hatte, oder es konnte angenommen werden, daß Schmalzleben durch hervorragende Dienste, die es beiden Parteien erwiesen hatte, zum Frieden und zur Versöhnung geholfen habe. Jedenfalls lag hier ein ausgezeichneter dramatischer Stoff vor, der sich zu einem Festspiel eignen mußte. Kaiser Wenzel, der Bischof von Halberstadt, Gebhard von Hoyme, Sigost von Leutenberg, Diderik von Nemen und Hansen Emmern und syn Swynstal boten ein reiches Material, aus dem ein Dichter ein vaterländisch-historisches Festspiel aufbauen konnte. Aber wo war dieser Dichter? Der Herr Oberprediger war zu bescheiden, um an sich zu denken, und der Herr Rektor,

der sich mit Feuereifer an die Arbeit machte, brachte nichts fertig als eine Seeschlange, das heißt einen schriftlichen Aufsatz, in dem etliche Beteiligte ein Kapitel Geschichte mit verteilten Rollen aufsagten. Diese Seeschlange war nicht zu brauchen, was den Herrn Rektor sehr verdroß.

Meine Herren, sagte der Herr Bürgermeister zu dem ratlosen Komitee, seien Sie unbesorgt. In Berlin laufen die Dichter herum wie die Hammel. Wir bieten so einem dreihundert Mark, so schreibt er uns, was wir nur haben wollen.

Meinen Sie, Herr Bürgermeister?

Natürlich meine ich. Was andre können, das kann Schmalzleben auch. Und Geld ist ja da.

Ja, Geld ist da.

Richtig, es dauerte nicht lange, so hatte der Herr Bürgermeister einen Dichter eingefangen, einen Doktor Felix Mandelstein, der für dreihundert Mark ein Festspiel schreiben wollte, denn bar Geld lacht, und ein Drama auf die Bühne zu bringen, lacht auch. Dieser Dichter kam denn auch eines Tags an, um Ortsstudien zu machen und sich in das „Milieu" zu versetzen, und quartierte sich beim Herrn Oberprediger ein. Bald darauf konnte man ihn in nachdenklicher Haltung, den Bleistift ans Kinn gedrückt, auf dem Kirchplatze, dem breiten Wege und auf der alten Stadtmauer „hinter den Schweinställen" stehn sehen. Dies machte auf die Bürgerschaft tiefen Eindruck, und man flüsterte sich bedeutungsvoll zu, daß jetzt große Dinge im Werke seien. Als der Dichter nun auch in die Sakristei, wo ja der bewußte Streifen gefunden war, trat, schauten ein Dutzend neugierige Kinder durch die Eisengitter des Fensters; aber man

konnte nichts weiter erblicken als den Dichter in nachdenklicher Haltung, den Bleistift ans Kinn gedrückt.

So wertvoll nun auch der vorliegende geschichtliche Stoff war, er wollte doch für ein dreiaktiges Drama nicht ausreichen. Und so reiste Doktor Mandelstein nach Halberstadt, um dort seine Studien fortzusetzen, was er auch mit glänzendem Erfolge tat. Denn er fand in dem Urkundenbuche dieser Stadt, noch dazu sauber gedruckt, folgende wertvolle Nachrichten. Erstens: Eine Schrift des Domkapitels und andrer kirchlicher Körperschaften vom 25. September 1386, in der der Bischof Albrecht zur Schlichtung einer Streitigkeit mit dem Magistrate zu Halberstadt angerufen wurde umme Dannele, dat de ut de borch (d. h. der Domfreiheit) genommen is, vortmer umme Hanse van Düssem, de ut eym closterhove to sente Paule ghenommen is, unde ein wertlik gherichte da gheheghet is, wodurch das Recht der Geistlichkeit, eignes Gericht auf ihrem Besitz zu halten, geschädigt worden sei. Zweitens das Urteil des Bischofs vom 18. Oktober 1386, das natürlich gegen die Stadt ausfiel, und drittens einen Protest der Bürgerschaft wider dieses Urteil, worin gesagt wird, wenn die Geistlichkeit in der Burg Leute aufnehme, die von da aus der Stadt Schaden täten, so hole man die Übeltäter, wo sie auch seien. Und was Hanse van Düßem angehe, so sei es gar kein Klosterhof, sondern ein Stück öffentlicher Straße gewesen, wo er gefaßt worden sei. Dieser Protest wird den befreundeten Städten mitgeteilt. Von hier aus bedarf es nur noch eines Schrittes, um zu dem Achtbriefe König Wenzels zu kommen, in dem steht, daß die

Städte sich auch einem königlichen Gerichte nicht gefügt hätten. Die Domherren hatten sich also vermutlich an den König gewandt, nachdem auch das Interdikt nicht gefruchtet hatte. Dieser hatte die Städte vor Gericht gefordert, man hatte diese Ladung mißachtet, und so war die Acht ausgesprochen worden.

Nachdem nun Herr Doktor Felix Mandelstein noch den Huywald aufgesucht und sinnend, den Bleistift ans Kinn gedrückt, in das dunkle Loch geschaut hatte, das dort im Felsen zu finden ist, und das den Namen Dannehlshöhle trägt, kehrte er nach Schmalzleben zurück, um unter der Wirkung der frischen Eindrücke und an Ort und Stelle das Drama zu entwerfen.

Er hatte noch schwierige Aufgaben zu lösen. Denn was er gefunden hatte, war doch Halberstädter, nicht Schmalzlebener Geschichte, und es kam nun darauf an, die Verbindungslinien zwischen beiden zu ziehen. Aber es ist auch wunderbar, wie unter den Händen eines „gottbegnadeten" Dichters das Widerstrebende willig, das Unklare klar und das Widersinnige folgerichtig wird. Unser Dichter formte seinen Stoff, seine Personen und Tatsachen, wie wenn sie von Wachs gewesen wären. So entstand ein Drama folgenden Inhalts: Erster Akt. Der Rat von Schmalzleben hält Sitzung. Klage über die Unsicherheit der Wege, besonders über Dannehl und Hans von Düßem, die einen Schmalzlebener Kaufmann niedergeworfen und beraubt hatten. Man konnte der Räuber nicht habhaft werden, da sie sich in geistlichen Schutz geflüchtet hatten. Ein Bote von Halberstadt erscheint, verkündet den Streit der Halberstädter mit ihrem Bischof und fordert zu einem Bündnis der befreundeten

Städte zur Wahrung städtischer Rechte und städtischer Gerichtsbarkeit auf. Sogleich entbrennt ein Streit der Schmalzlebener Ratsherren untereinander, von denen die einen auf die städtische, die andern auf die bischöfliche Seite treten. Besonders stehen sich gegenüber der Bürgermeister, Dietrich van Nemen und Hinze von Harsleve, ein Verwandter des Abtes von Twybeck. Es gibt einen heftigen Zusammenstoß und tödliche Verfeindung. Natürlich ist Dietrich van Nemen der Vater seiner Tochter Brigitte, und Hans von Harsleben der Vater seines Sohnes Rolf, und ebenso natürlich stehen beide jungen Leute in einem zärtlichen Verhältnis; es ist also Gelegenheit gegeben, die jungen Leute in die Tinte zu bringen. Dies geschieht im zweiten Akte in gründlicher Weise. Hinze von Harsleve sagt sich von seinem Sohne, der zur Bürgerpartei hält, los und schließt sich der Gesandtschaft an, die beim Kaiser klagbar wird, und Dietrich van Nemen erlebt den Schmerz, daß seine Tochter von Dannehle gefangen und in das Kloster zu Twybecke gebracht wird. Dritter Akt. Sigost von Leutenberg rückt mit einem Heere vor Schmalzleben, um den Achtbefehl des Kaisers auszuführen. Die Bürger rüsten sich zur Gegenwehr; die bischöfliche Partei spinnt Verrat, und Rolf kommt durch die Bosheit eines Nebenbuhlers in den Verdacht, dabei beteiligt zu sein. Rolf verzichtet auf Glück und Liebe und beschließt, im Kampfe für Bürgerrecht und Bürgertreue zu sterben. Die Feinde stürmen das Stadttor, die Katastrophe naht — da stirbt der Bischof von Halberstadt; sein Nachfolger Ernst sendet Friedensboten, die Wogen ebnen sich, man versöhnt sich, die Liebenden kriegen sich, und zur Sühne und gott-

wohlgefälligem Opfer schenkt Dietrich van Nemen dat bleek achter Hannsen Emmern syn swynstal den Predigermönchen zu Twybecke to eyner dechtnisse.

Der Dichter hatte das Festkomitee an seiner Arbeit teilnehmen und hatte vor dessen Augen das Drama entstehn lassen, und das war ein Fehler gewesen. Denn als er das fertige Werk an seine Auftraggeber sandte, kam es in die Hände von Leuten, denen inzwischen auch ein paar Dichterfedern gewachsen waren, und denen ein Dichtermanuskript nicht mehr heilig war. Man war mit der Arbeit zwar sehr zufrieden, man versprach sich eine große patriotische Wirkung, aber man hätte doch manches gern anders gehabt. Erstens war das Stück viel zu lang; es mußte unbedingt gekürzt werden. Der Herr Rektor, der für seine abgelehnte Seeschlange Rache schnob, betonte dies alle Tage und ging ohne Rotstift gar nicht mehr aus. Zweitens mußte mehr fürs Auge geschehen. Dannehl und Düßem mußten gefesselt über die Bühne geführt, und die Schlußszene mußte ans Stadttor verlegt werden. Man konnte von Meister Giesecke erwarten, daß er eine Kulisse von großartiger Wirkung auf die Leinwand zaubern werde. Drittens mußte eine komische Figur in das Drama hineingebracht werden. Hierzu eignete sich Hannsen Emmern, der als eine Art Hanswurst auftreten, Botschaften bringen und überall Malheur haben konnte. Viertens mußte das Drama noch mehr lokale Färbung tragen. Es mußte mehr von Bürgertugend und unentwegtem Bürgersinn die Rede sein. Fünftens mußte Fräulein Emmi, die die Brigitte spielen sollte, ihr allbeliebtes Abschiedslied aus dem

Trompeter von Säckingen singen. Wenn Brigitte in der Stadt geblieben und Rolf davongezogen wäre, so hätte das keine Schwierigkeit gehabt, da die Sache aber umgekehrt stand, so waren einige tiefgreifende Änderungen nötig. Der Herr Rektor hielt sich jedoch für durchaus befähigt, diese Änderungen vorzunehmen. Sechstens mußte für Herrn Schneidermeister Krickel eine Königsrolle geschaffen werden. Die unvergleichliche Würde seines Auftretens durfte nicht fehlen. Überdem war ja auch schon ein Königsmantel da, der doch nicht unbenutzt bleiben durfte. Man strich also den Tod des Bischof Albrecht und zitierte den König Wenzel aus Böhmen, ließ ihn als Friedensengel auftreten, alles in Ordnung bringen, die Schmalzlebener wegen ihres Bürgersinns und Todesmuts beloben und ihre Stadt mit Gerechtsamen begaben. Siebentes: Wenn im letzten Akte das Stadttor erscheinen sollte, so konnte man ja eine Stadtsage verwenden, die jeder kannte, von der aber niemand gern sprach. Die Schmalzlebener heißen in der Gegend spottweise Weckenstecher. Als nämlich die Stadt im Dreißigjährigen Kriege oder in der Völkerwanderung einmal belagert war und die Feinde das Stadttor berannten, soll der Vorstecker des Tores gefehlt und ein mit Geistesgegenwart begabter Schmalzlebener eine Brotwecke vorgesteckt und so die Stadt gerettet haben. Die Wecke war natürlich im Stück nicht zu brauchen, aber nachdem die Bischöflichen an der Stadt Verrat geübt und den Vorstecker beseitigt hatten, konnte Rolf sein Schwert vorstecken und so die Stadt retten.

Alle diese Änderungen wurden freilich nicht auf einmal vorgenommen, sondern im Laufe der Vorbereitungen. Zuletzt sah sich das Drama selbst nicht

mehr ähnlich, und das Manuskript sah schauderhaft aus. Aber das schadete nichts. Man hatte seine dreihundert Mark gezahlt und konnte mit seinem Eigentum machen, was man wollte.

Jetzt trat der Herr Oberprediger in Aktion, sehr zur Unzufriedenheit seiner lieben Frau, die leider für nichts Interesse hatte, als was innerhalb ihrer vier Wände lag, und was sich auf sie, auf ihre vier Kinder und deren defekte Kleidungsstücke bezog. — Lieber Ferdinand, sagte sie zu ihrem lieben Manne, wenn du dich doch nicht um solche Dinge kümmern wolltest. Du wirst gewiß noch Ungelegenheit davon haben.

Ach was, erwiderte Tante Toni, die wohlbeleibte und resolute Schwester des Oberpredigers, wer will ihm denn was tun? Und wenn ich dabei bin, Klara, brauchst du gar nichts zu besorgen, ich sehe zum Rechten, darauf kannst du dich verlassen.

Also der Herr Oberprediger trat in Aktion, versammelte seine bühnenkundigen Jünglinge und Jungfrauen und verstärkte seine Gesellschaft durch einige würdige Meister und Bürger, die die Ratsherren darstellen sollten, besonders durch Meister Krickel, der die Rolle des Königs Wenzel „kreieren“ und außerdem das gesamte Garderobefach übernehmen sollte, sowie durch Herrn Rentier Schlacke, der ein unübertrefflicher Souffleur war, verteilte die Rollen und begann die Proben, für die Beteiligten das Schönste von der ganzen Geschichte.

Währenddessen machte sich Meister Giesecke an die Dekorationen. Zu den Kulissen des ersten und des zweiten Aktes konnten die Zimmerdekorationen genommen werden, vor denen alle Bühnenverlobungen

der letzten zehn Jahre stattgefunden hatten; aber für den dritten Akt mußte eine neue Dekoration, das Stadttor von Schmalzleben darstellend, noch dazu mit beweglichem Tor, angefertigt werden. Meister Giesecke erwog die Sache reiflich und machte sieben Entwürfe, die er jedermann zeigte. Darauf zog er in Nachbar Rübesams Scheune, hängte daselbst seine Leinwand auf und begann mit der Arbeit. Leider schritt diese nur langsam vorwärts, da Meister Giesecke viel Besuch erhielt, und da er jedem Besucher von neuem seine künstlerischen Absichten auseinandersetzen und immer wieder sein Werk vom perspektivischen Hauptpunkt aus durch die hohle Hand und mit geneigtem Kopfe betrachten mußte.

Die Stadt nahm an den Vorbereitungen zu dem Festspiele lebhaften Anteil. In den verschiednen Damenkaffees wurden die Personalfragen jeglicher Art bis auf die Verlobungen, die vermutlich auf die Proben folgen würden, erörtert. Im Magistrat erwog man die Ausschmückung der Stadt und die zu bewilligenden Kosten, und in der Bürgerschaft, besonders am Stammtisch im Bürgergarten, brach sich die Überzeugung Bahn, daß zwar das Festspiel sehr schön zu werden verspreche, daß aber auch für die Beteiligung der Allgemeinheit am Feste etwas geschehn müßte. Noch fehlte ja die allgemeine Begeisterung, es fehlten die Arbeitsausschüsse, die Debatten, die Kommissionen und Subkommissionen, die doch auch dazu gehörten, es fehlte vor allem der Gegenstand, der des Schweißes der Edeln wert war. — Meine Herren, sagte der Herr Bürgermeister, der als kluger Volksführer immer erst seinen Kuchen in den Ofen schob, wenn er warm war, ich will dem Verdienste des Herrn Oberpredigers

nicht zu nahe treten, aber Sie haben ganz Recht, wir bedürfen einer Aufgabe, die die ganze Bürgerschaft beschäftigt. Meine Herren, ich habe an ein Volksfest gedacht.

Die versammelten Herren sahen sich gegenseitig an, wiegten die Häupter und murmelten Beifall. — Meine Herren, fuhr der Herr Bürgermeister fort, wenn wir ein Fest feiern, so muß das Geld rollieren, die Handwerker, Kaufleute und Wirte müssen etwas verdienen. — Die anwesenden Handwerker und Kaufleute sahen sich wiederum an und murmelten lautern Beifall. — Meine Herren, ich habe an einen Festzug gedacht.

Meine Herren, fiel hier Herr Tischlermeister Knauff ein, dieser Festzug muß ein historischer Festzug sein. Alle Festzüge sind heutzutage historisch.

Aber, Meister Knauff, wandte man ein, die Kostüme!

Kleinigkeit! fuhr Meister Knauff fort. Wir müssen zum Festspiele sowieso Kostüme haben, diese verwenden wir auch zum Festzuge, kostet uns keinen Groschen. Wieder sahen sich die Bürger kopfnickend an und murmelten Beifall.

Aber, meine Herren, der Festzug muß auch eine Idee haben. Eine Idee zu haben, dieses, meine Herren, ist die eigentliche Schwierigkeit. Aber fürchten Sie nichts, meine Herren. Ich besitze alle Bände des Kunst- und Gewerbeblattes und werde Ihnen eine Idee nebst den zugehörigen Motiven unterbreiten.

Als die Bürger am Abend nach Hause gingen, erscholl das Lob des Bürgermeisters aus jedem Munde. Es ist doch ein tüchtiger Mann. Man soll uns doch einmal eine Stadt nennen, die so einen Bürgermeister

hat wie Schmalzleben. Leben und leben lassen und den Leuten etwas zu verdienen geben, das ist das Richtige, und das versteht unser Herr Bürgermeister.

Meister Knauff machte sich gleich am andern Morgen über sein Kunst- und Gewerbeblatt her, um eine Idee zu finden, leider nur mit geringem Erfolge. Denn alle darin enthaltnen Ideen liefen auf unbekleidete Personen hinaus, und so etwas konnte man doch der Schmalzlebener ehrbaren Bürgerschaft nicht zumuten. Dagegen fand die Absicht, einen Festzug zu arrangieren, in der Bürgerschaft großes Wohlgefallen. Es ist doch auch eine schöne Sache, in die Öffentlichkeit zu treten und etwas vorzustellen, ohne dazu auswendig lernen zu müssen, bloß indem man einen andern Rock anzieht. Auch wußte man aus der Illustrierten Zeitung, daß Festzüge der Hauptsache nach aus Festwagen bestehn, und so zog man denn alles in Betracht, was in der Stadt Räder hatte. Meister Giesecke übernahm es, die Räder der Wagen rot oder blau oder grün anzumalen — mit Leimfarbe, damit es hernach wieder abgewaschen werden konnte; und Meister Knauff übernahm es, die Wagen mit seinem Futterkattun zu bekleiden und die erforderlichen „Motive" zuzufügen. Jetzt entstanden die Arbeitsausschüsse, die Kommissionen und Subkommissionen in Masse. Zuletzt war kein Bürger von Ansehen in der Stadt, der nicht in irgendeiner Beziehung mit ausgeschossen war. Schließlich fand sich auch noch die Idee des Festzugs, unter der die verschiednen Veranstaltungen zusammengefaßt werden konnten: die Darstellung des Lehr-, des Wehr- und des Nährstands mit einer historischen Einleitung.

Der Zug sollte durch eine Gruppe von Reitern

eröffnet werden. Dies war die Aufgabe der Fleischer, die bekanntlich geborne Kavalleristen sind. Dann sollte ein Herold folgen, der auf der Frau Bürgermeisterin ihrem roten Sofakissen den Zettel mit der Schenkungsurkunde des bleeks achter Hannsen Emmers syn swynstal, gleichsam die Stiftungsurkunde der Stadt trug. Darauf König Wenzel und sein Gefolge. Leider war es durch keine Kunst der Überredung möglich, Meister Krickel aufs Pferd zu bringen, und so mußte denn der Oberinspektor vom Stadtgute den Königsmantel anlegen, obwohl es der nicht halb so gut machte als jener. Dann folgten, ebenfalls zu Pferde, Hansen von Peyn und Gebhard von Hoyme in mittelalterlicher Phantasietracht, dann Ratsherren und von Stadtknechten geführt, in Fesseln, Dannehle und Düßem. Hierauf trugen vier „stilvoll" gekleidete Männer auf einer bekränzten Bahre den Stein von der Siechenkapelle mit dem städtischen Wahrzeichen, einer Brotwecke mit der Jahreszahl 1488. Das war keine leichte Arbeit, denn der Stein wog seine zwei Zentner. Dies war der Schluß der geschichtlichen Abteilung. Jetzt kam ein Festwagen, auf dem eine Smaltlevia, umgeben von den Bürgertugenden, vier junge Mädchen in aufgelöstem Haar, weißen Kleidchen und mit Schleifen in den Stadtfarben thronte. Darauf trat die Festzugidee in die Erscheinung. Zuerst der Herr Rektor mit der Rektorklasse, die unterwegs schöne, passende Lieder wie: „Nun ade, du mein lieb Heimatland" und „Lützows wilde verwegne Jagd" singen sollten. Darauf der Festwagen mit dem Sinnbilde der Weisheit. Man wählte hierzu wegen ihrer sehr ansehnlichen Körperformen Dortchen Leiter, ein junges Mädchen, das ihr Lebtag die größte und die letzte

in ihrer Klasse gewesen war. Man stellte hinter ihr die Schultafel auf einer Staffelei auf und umgab sie mit den Symbolen des Wissens, dem Schulglobus und einigen schweinsledernen Folianten aus der Kirchenbibliothek. Vier Genien, kleine, wohl pomadisierte Mädchen, nahmen die Ecken ein. Was diese vorstellen sollten, ist nicht recht klar geworden. Einige meinten, die vier Spezies. Am vordern Teile des Wagens wurde eine Eule befestigt. Da man leider keine ausgestopfte Eule hatte, so nahm man eine solche, die zuvor an Rübsamens Scheunentor angenagelt gewesen war. Die nächste Gruppe stellte den Wehrstand dar. Sie wurde eingeleitet durch eine Anzahl von „Geharnischten." Diese Geharnischten sollten von den Klempnern dargestellt werden. Es blieb diesen überlassen, sich ihre Ausrüstung selbst zu beschaffen. Der Festwagen stellte eine von Mitgliedern des Kriegervereins gestellte Lagerszene dar; Essen und Trinken war hierbei die Hauptsache. Darauf folgte die Schützengilde, sowie die Nachtwächter und Feldhüter. Die Darstellung des Nährstands verursachte — nicht aus Mangel, sondern aus Überfluß an Stoff — Schwierigkeiten. Denn in Schmalzleben gehört eigentlich alles zum Nährstande. Schließlich einigte man sich auf einen Wagen, der landwirtschaftliche Geräte tragen, und der von Schnittern und Schnitterinnen umgeben sein sollte.

Und, meine Herren, sagte Meister Knauff, vor den Wagen werden Stiere gespannt.

Ach, Sie meinen Ochsen, erwiderte ein landwirtschaftliches Mitglied des Arbeitsausschusses.

Nein, Herr Elzner, Stiere. Wo es sich um künstlerische Betätigung handelt, nimmt man bloß Stiere.

Ich dächte aber doch, wir nähmen lieber Maiersen seine Perscherongs, ein paar Staatspferde, besonders das Sattelpferd.

Nein, das geht nicht, Herr Elzner, Pferde kommen in der Kunst nur in kriegerischer Beziehung vor, in friedlicher Beziehung sind Pferde sozusagen stillos. Und er setzte es wirklich durch, daß „Stiere" vor einen Erntewagen gespannt wurden, während ländliches Volk in Hemdsärmeln den Nährstand vorstellte.

Von welchem Eifer die Bürgerschaft beseelt war, ist auch daraus zu ersehen, daß man anfing, sich sogar mit eignen Veranstaltungen am Festzuge zu beteiligen. Kunstgärtner Krause zum Beispiel rüstete einen Blumenwagen aus; im Hintergrunde seine bekränzte Handelsfirma und davor Blumenbinderinnen; an den Seiten fertige Kränze, besonders auch Totenkränze mit Preisangabe. Und der Bierbrauereibesitzer Goldmann legte ein großes bekränztes Bierfaß auf einen Wagen und setzte seinen Braumeister als König Gambrinus darauf, während die nebenher gehenden Sieder und Küfer von der Größe des Betriebes Zeugnis gaben. Hier zeigte sich nun, wie glücklich die Wahl der Idee vom Lehrstand, Wehrstand und Nährstand gewesen war. Denn alle diese Privatleistungen konnten ja mit Leichtigkeit im Nährstande untergebracht werden. Sogar als im letzten Augenblick August Kieserling mit seinem lahmen Gaule und seinem Wägelchen ankam, auf dem er sonst altes Eisen und dergleichen zu holen pflegte, der aber jetzt mit Laub und Papierfähnchen geschmückt war, so konnte auch er ohne Bedenken in den Nährstand eingegliedert werden.

Nunmehr traten die Vorbereitungen in das Sta-

dium der „fieberhaften Tätigkeit.“ Herr Klempnermeister Nuttig war schon zum drittenmal mit sorgenvoller Miene in seine Haustür getreten und hatte den Himmel angeschaut, ob ihm vielleicht von dorther eine Erleuchtung kommen werde. Es handelte sich um die Ausrüstung der sechs Geharnischten. Ein kluger Kopf war auf die Idee gekommen, der Tracht den preußischen Kommißrock zugrunde zu legen, denn dieser sei eigentlich ein Waffenrock und darum für mittelalterliche Tracht verwendbar, wenn man die Regimentsnummer abtrenne. Als Helme ließen sich Feuerwehrhelme verwenden, die man mit Visieren aus Weißblech und mit Federbüschen verzierte. Auch die Arm- und Beinschienen boten keine Schwierigkeiten, da man bei ihrer Herstellung von der Form der Dachrinne ausgehn konnte. Aber die Halsbergen! Meister Nuttig hatte unter seinen sämtlichen Schablonen keine, die für diese Aufgabe geeignet gewesen wäre. Machte er nun die Halsbergen zu flach, so sah der Träger aus wie der wandelnde Kopf Johannis des Täufers auf der Schüssel, machte er sie tütenartig, so wollten sie nicht auf den Schultern sitzen und reichten bis an die Nase. Es ist begreiflich, daß Herr Nuttig schwere Sorgen hatte. — Das Wochenblättchen rüstete sich zu einer Festnummer. Die Redaktion brachte zu Ehren des Jubiläums die größten Opfer. Sie ließ sich von dem Herrn Oberprediger, dem es eine Ehrensache war, einen geschichtlichen Festartikel schreiben und kaufte für zwanzig Mark ein paar alte Klischees, die als Porträts König Wenzels und der andern geschichtlichen Persönlichkeiten gelten konnten. — Auf dem Anger wurde unter inniger Teilnahme der Schuljugend ein Festzelt für die Ehrengäste, die städtischen

Körperschaften und die Arbeitsausschüsse aufgebaut. Im Kreise herum siedelten sich Trink- und Schaubuden, Karussells und dergleichen an. Aus dem Stadtforste kam Wagen auf Wagen mit Eichenlaub beladen, und in den Häusern wand man unter endlosen Gesprächen endlose Guirlanden. Meister Giesecke jagte durch die Straßen, strich hier Räder und dort Fahnenstangen an, malte Inschriften und legte die letzte Hand an seine Kulisse. Im Bürgergarten tagten täglich die verschiednen Arbeitsausschüsse. Im Kasinotheater wurde täglich geprobt. Meister Krickel war nach B. gefahren und hatte von dort einen ganzen Wagen voll von Garderobe mitgebracht. Schon begannen die Kostümproben. Das junge Volk wurde übermütig, und Meister Krickel hatte tausend Sorgen. Er nahm einen wahrhaft tragischen Ton an, wenn er mit Krone und Königsmantel bekleidet unter die jungen Leute trat, die hinter den Kulissen Unfug trieben, und in königlicher Haltung sprach: Aber Lenchen, aber Herr Sattler, bedenken Sie, was Sie tun, Sie reißen Ihre Kostüme entzwei, und ich muß mich hernach hinsetzen und sie wieder flicken. — Es half ihm aber nicht viel, und zu flicken hatte er nach jeder Probe.

Um den vorteilhaften Eindruck nicht zu stören, den der Eifer der Bürgerschaft bei den Zurüstungen zu ihrem Stadtjubiläum unzweifelhaft macht, übergehe ich die Verhandlungen des Magistrats mit den vorgesetzten Behörden wegen Beteiligung dieser Behörden an der Feier und will nur bemerken, daß es in der Stadt allgemein für unbegreiflich gehalten wurde, wie diese vorgesetzten Behörden behaupten konnten, das Jubiläum sei durch die Schenkungsurkunde nicht genügend motiviert. Und so kam denn

zum Feste kein Regierungsrat — nicht einmal der Herr Landrat —, und es gab keine Orden für Leute, die das Verdienst hatten, fünfhundert Jahre nach der Gründung der Stadt zu leben.

Der Festtag, zwar nicht Sante Marien-Magdalenen-Abend, sondern irgend ein andrer Tag, war gekommen. Die Kunde von den bevorstehenden großen Ereignissen war in die Weite gedrungen. Die ländliche Bevölkerung der Umgegend wallfahrtete zu Fuß und zu Wagen in die Stadt. Die Wirte wollten sich von früh an im Leibe zerreißen, und die Bürger sahen mit Befriedigung, welche Bedeutung ihre Stadt in der Welt hatte. Die Straßen der Stadt, besonders der Markt und die breite Gasse waren „feenhaft" geschmückt. Die Bürger und der Stadtrat hatten „sich selbst übertroffen," und von früh an standen Neugierige am Wege, um zu erwarten, was kommen werde. Von zwölf Uhr an, denn in Schmalzleben ißt man nach alter guter Sitte hübsch zeitig, versammelten sich auf das vom Horniſten der Feuerwehr geblasene Signal: „Das Ganze sammeln" die Teilnehmer des Festzugs am Stadtgraben. Jeder Ritter oder Ratsherr, der über die Straße ging, machte bei der Jugend Sensation. Die Jungens wußten schließlich nicht mehr, wem sie nachlaufen sollten. Bis sich der Festzug in Bewegung setzte, verging freilich noch lange Zeit, aber endlich war man fertig, und der Zug bewegte sich, während man von der Spitze her etliche Töne und Paukenschläge der Stadtmusik hörte, stumm und würdevoll durch die Stadt und vor der staunenden Zuschauermenge vorüber, die sich ihre Bemerkungen zuflüsterte.

Gucke, Wäsche, gucke, gucke, dat is je Hinnricks ihr Melkwagen.

Un wat er für rode Räder haben daut.

Un, gucke, gucke, Dortchen Leiter doruppe.

Wo enne?

Nu dor up den Melkwagen achter de Schaultafel ut de Rekterklasse, un, min Godd, wat is se uppetakelt.

Wat speelt se denn vor?

Ick wett et nich. Aber Vetter Kamel seggt, se speel de heilge Einfalt.

Der Zug bewegte sich seinem Ziele, dem Anger, zu, nicht ohne Stockungen. Diese wurden von den Trägern des schweren Steins verursacht, die von Zeit zu Zeit niedersetzen mußten, um zu verschnaufen, und die zuletzt lästerlich fluchten und erklärten, der Deibel möge sie lotweise holen, wenn sie das Untier von Stein weiter schleppten. Glücklicherweise fanden sich Freiwillige, die tragen halfen. Am Ende des Zuges, da wo das große Bierfaß gefahren wurde, herrschte Unordnung, denn dort wurde vom Wagen aus ans Volk Bier verschenkt. Und hinter August Kieserling seinem lahmen Pferde und wackligen Wagen lief die Jugend her und sang die oft gehörte Melodie: Alte Töpfe! alte Öfen! alt A—isen.

Auf dem Festplatze war, als der Zug anlangte und sich vor dem Festzelte aufstellte, das Volksfest schon in vollem Gange, die Karussells paukten und klingelten, die Ausrufer und Verkäufer brüllten, und aus einer Menagerie erklangen grausam schreckliche Töne, teils von Blechinstrumenten, teils von Bestien herrührend, und über das Ganze zog eine Wolke von Staub und ein brenzlig-fettiger Geruch. Jedenfalls entsprach der Lärm der Bedeutung des Tages. Daß er die schöne Rede verschlang, die der Bürgermeister an das verehrliche Publikum hielt, und in

der er den Bürgersinn Schmalzlebens und den heutigen nach allen Beziehungen wohlgelungnen Tag als einen „Markstein" in der ruhmreichen Geschichte Schmalzlebens pries, war bedauerlich, war aber leider nicht zu ändern. Das Fest war nun einmal im Gange. Die Jungen standen vor den ausgebreiteten Herrlichkeiten der Würfel- und Kaufbuden und genossen das wonnevolle Gefühl, den Groschen in der Tasche immer noch einmal umzukehren und zu erwägen, was man alles dafür kaufen könnte; die Mütter ließen ihre Jüngsten auf dem linken Arme tanzen, und die Väter rauchten Zigarren und sahen sich nach etwas Trinkbarem um.

Während nun draußen auf dem Platze ungetrübte Festfreude herrschte, erhob im Innern des Festzeltes bange Sorge ihr Haupt. Schon während des Festzugs hatte man im Hintergrunde des Kirchplatzes eine nachdenkliche Gestalt, den Bleistift ans Kinn gedrückt, stehen sehen. Der Herr Rektor hatte den Dichter auf den ersten Blick erkannt. Ja, es war der Dichter, Herr Doktor Felix Mandelstein. Der Herr Rektor war bis in die tiefste Seele hinein erschrocken und hatte nur mit Mühe seine würdige Haltung in der Gruppe aufrecht erhalten. Jetzt war außer ihm die ganze Theaterdirektion in Sorge. Man hatte den Dichter nicht eingeladen, man hatte nicht einmal an ihn gedacht, man hatte sein Stück barbarisch behandelt, zerschnitten, beflickt und besohlt. Jetzt kam der Dichter ungeladen; was nun machen?

Aber, meine Herren, sagte der Bürgermeister, der in seiner jovialsten Laune war, lassen Sie doch nicht so die Ohren hängen. Was kann uns denn so ein Dichter tun?

Ja, aber — Herr Bürgermeister.

Überlassen Sie diesen Dichter mir, ich gebe Ihnen mein Wort, ich mache ihn so kirre, daß er aus der Hand frißt. Bringen Sie ihn nur hierher. Und Sie, Ruppert —

Jawohl, Herr Bürgermeister.

Sie laufen, was Sie die Beine tragen, in den Goldnen Adler und lassen sich ein Dutzend Flaschen Sekt geben und bringen Sie her. Und Eis! verstanden? Und Sie, Gerlebock, suchen Krausen auf und lassen sich von seinem Festwagen drei große Lorbeerkränze geben. Er soll die weißen Blumen herausschneiden und große rot und weiße Schleifen daran machen. Die Kränze sollen heute abend im Theater bereit liegen.

Jawohl, Herr Bürgermeister. Den ganz großen Kranz vorn am Wagen auch?

Ja, den auch.

Man atmete auf. Der Herr Bürgermeister nahm die Sache in seine kräftige Hand, man konnte getrost auf einen glücklichen Ausgang rechnen. Der Dichter kam an, etwas steif und einsilbig, denn es hatte ihn verschnupft, daß man ihn nicht eingeladen hatte. Der Bürgermeister log sich und die Seinen unverschämt heraus, und das übrige tat der Champagner, und als die Zeit des Festspiels kam, herrschte wieder heiteres Wetter.

Meister Krickel hatte den Kostümierten des Festzugs strengen Auftrag gegeben, die Kostüme zu schonen und beizeiten wieder abzuliefern. Man hatte getan, was man konnte, aber mancher Ärmel und manche Krause hatten Schaden gelitten, und König Wenzel mußte, während draußen das Publikum schon

ungeduldig wurde, flicken und flicken, um die Schäden einigermaßen auszubessern. Man hatte Oberpredigers schönsten Lehnsessel geholt und ihn in die Mitte der ersten Stuhlreihe gestellt. Hier nahm unter dem Flüstern und Halsrecken des Publikums der Dichter und neben ihm der Herr Bürgermeister Platz. Das Festspiel begann. Im Anfang ging alles gut, denn hier war wenig geändert worden; als aber im zweiten Akte Hans Emmer als Komiker auftrat, und als Fräulein Emmi ihr nur mühsam motiviertes Trompeterlied sang, und als die Streichungen und Eingriffe gar zu arg wurden, da war es mit der Geduld des Dichters vorbei. Kaum fiel unter dem Beifall des Publikums der Vorhang, so fuhr er in die Höhe und redete mit erregten Worten und heftigen Armbewegungen auf den Bürgermeister los.

Siehst du, Ferdinand, sagte die Frau Oberpredigerin zu ihrem lieben Manne, jetzt kommt das Unglück, hättest du doch die Hände davon gelassen!

Was wird denn kommen? sagte Tante Toni.

Die Leute werden die Schuld auf meinen Mann schieben, die Leute werden reden —

Laß sie reden, Klara.

Aber Tante Toni machte wenig Eindruck. Frau Klara rang die Hände und war nicht zu beruhigen.

Als sich der Vorhang wieder erhob, erschien auf der Bühne der Herr Rektor. Dieser hielt eine schöne Rede auf den Dichter und überreichte drei Lorbeerkränze, einer immer größer als der andre, mit langen rotweißen Schleifen, eine immer länger als die andre. Der Herr Bürgermeister hängte dem Dichter den größten Kranz über die Schulter und stellte die beiden andern an den Lehnsessel. Was wollte der Dichter

machen, er mußte sich wieder niedersetzen, denn er hatte das dunkle Gefühl, daß er mit dem Lorbeerkranze um den Hals aussah, als wäre er auf der Tierschau prämiiert worden. Aber fest saß er nicht, das konnte man wohl merken.

Jetzt folgte der dritte, schlimmste Akt, für den armen Dichter ein wahres Martyrium. Er trug es, solange ers tragen konnte. Als aber unter großem Beifall der Zuhörerschaft die Szene kam, wo sich die Intrigue der Gegenpartei mit dem Torvorstecker enthüllte, wo die Feinde schon von draußen stürmten und die Verräter unter den Bürgern höhnend riefen: Nehmt doch eine Brotwecke, worauf Rolf pathetisch sein Schwert in den Torriegel steckte, und als gar Meister Krickel als König Wenzel auftrat, da war es vorbei, der Dichter wollte trotz den drei Lorbeerkränzen aufspringen und davonlaufen. Aber der Herr Bürgermeister hielt ihn mit sanfter Gewalt fest, bis er den Widerstand aufgab. Inzwischen ging das Stück unter großem Hallo zu Ende. Der Bürgermeister nahm den Dichter, über den die Gleichgiltigkeit der Verzweiflung gekommen war, unter den Arm und schleppte ihn hinaus.

Natürlich blieb man nach Schluß der Aufführung im engern Kreise beisammen, um Wein zu trinken und alle und jeden leben zu lassen. Der Herr Oberprediger und Tante Toni fehlten nicht. Als alles gutes Muts war, erschien im Hintergrunde des Saales wiederum der Dichter und hinterher vergeblich beschwichtigend der Bürgermeister. Der Dichter hatte jegliche Annahme fernerweiter Getränke verweigert und verlangte sein Manuskript zurück. Er sei schändlich behandelt worden, und er ließe sich das nicht

gefallen, und er würde sie alle verklagen. Da er nun mit Recht annahm, daß das Manuskript im Theatersaale liege, so hatte er dahin gedrängt. Aber man konnte ihm doch das grausam mit Tinte, Rot- und Blaustift bearbeitete Opus nicht in die Hand geben, dann wäre ja sein Zorn nur noch größer geworden.

Das Manuskript, ich verlange mein Manuskript zurück, rief er.

Da lag das Manuskript auf einem Stuhle, wenige Schritte noch, und der Dichter hätte es gesehen, und alles war verloren. In diesem entscheidenden Augenblicke bewies Tante Toni ihr Feldherrntalent. Sie erhob sich von ihrem Stuhle und setzte sich unauffällig mit ihrer ganzen Breite auf das Manuskript. Das Manuskript war nicht zu finden, eben war es noch dagewesen, es war unbegreiflich, wo es hingekommen war. Es half nichts, Doktor Felix Mandelstein mußte sich beruhigen, mußte Platz nehmen und noch eine Rede über sich ergehen lassen. Bei dem darauf folgenden Hoch wäre beinahe doch noch ein Unheil geschehen, denn Tante Toni, uneingedenk der Verpflichtungen, die sie übernommen hatte, erhob sich, um mit anzustoßen. Aber ihre Nachbarin zog sie an den Falten ihres Kleides wieder auf den Stuhl nieder, wobei Tante Toni ihr Glas Wein auf ihr Kleid goß.

Na, schadt nichts, sagte sie, laß fahren dahin, es war mein altes Bastseidnes.

Am andern Morgen fuhr Herr Doktor Felix davon. Als der Zug der Sekundärbahn über den Stuckenberg bummelte, und der Dichter Schmalzleben, noch geschmückt von dem Feste des Tages zuvor, in

seiner vollen Schöne zu seinen Füßen liegen sah, schüttelte er die Faust zum Fenster hinaus und schwur mit heiligen Eiden, nie wieder ein Drama für solche Banausen zu schreiben. Die Banausen machten sich nichts daraus, sondern führten ihr Drama noch dreimal für verschiedne gute Zwecke auf. Und drei Verlobungen sind aus der Spielerei hervorgegangen. Und Schmalzleben steht seitdem im Glanze seiner geschichtlichen Vergangenheit groß da.

2

Das Eisenbahnunglück

So ein Kommerzienrat ist wirklich ein geplagter Mann. Nicht allein, daß er zu Haus nicht aus den Geschäften herauskommt und womöglich noch zwischen Suppe und Braten mit Berlin oder Hamburg sprechen muß, auch unterwegs und im Eisenbahnwagen erwarten ihn seine Angestellten, um Befehle entgegenzunehmen, wobei dem hochlöblichen Publikum erlaubt wird, mit scheuer Neugierde einen Blick auf die Größe und Leistungsfähigkeit des Hauses Moosheim zu werfen. Denn ich rede hier von dem Kommerzienrat Moosheim in Dornbach und seinen wöchentlichen Inspektionsreisen zu seinen Werken. Wenn nämlich der Herr Kommerzienrat von Dornbach über Schlüben nach Beckensen fährt, pflegt unterwegs Herr Weber einzusteigen, ein paar Stationen mitzufahren, Vortrag zu halten, Befehle entgegenzunehmen und dann zurückzukehren, während der Herr Kommerzienrat weiterfährt.

So geschah es auch an dem Tage, wo meine kleine Geschichte beginnt. Der Herr Kommerzienrat fuhr zusammen mit Herrn von Böreboom, dem er die Be-

deutung und die Ansprüche der Industrie gegenüber den agrarischen Forderungen auseinandersetzte. Jetzt stieg Herr Weber ein. Ich habe einen Zimmermeister gekannt, der pflegte über seine Leute zu verfügen, indem er sagte: Da schmeiße ich zehn Mann dahin, und sechs Mann schmeiße ich dorthin. So schlimm machte es nun der Herr Kommerzienrat nicht; vielmehr benahm er sich ganz manierlich, faltete seine fetten, ringgeschmückten Finger über dem Bäuchlein und setzte seinen Nasenkneifer auf, gleichsam um schärfer denken zu können. Aber zehntausend Zentner warf er hierhin, und fünftausend dahin, als wenn es Fangebälle gewesen wären. Und Herr Weber schrieb alles in seine Brieftasche.

Haben Sie auch den Posten an Kamecke und Sohn effektuiert? fragte der Herr Kommerzienrat.

Noch nicht, Herr Kommerzienrat. Lieferzeit ist der zwanzigste.

Wieso: zwanzigste? Habe ich Ihnen nicht gesagt, Weber, das Haus Moosheim liefert per sofort. Das ist Geschäftsprinzip und Beweis für die Leistungsfähigkeit des Hauses.

Aber wir haben nicht genug Wagen.

Dann bestellen Sie mehr Wagen in Schlüben.

Da haben sie selbst nicht genug wegen der Anforderungen der Zuckerfabriken.

Was geht Sie an, was andre fordern? Sie verlangen Ihre Wagen, und wenn Sie die nicht kriegen, dann erheben Sie Beschwerde, und wenn das nicht hilft, dann beschweren wir uns beim Herrn Minister.

Damit empfahl sich Herr Weber, und der Herr Kommerzienrat wandte sich wieder dem Herrn von Böreboom zu.

Ich denke, Herr Kommerzienrat, sagte Herr von Böreboom, man muß da etwas Rücksicht nehmen. In dieser Zeit drängt sich doch alles zusammen, und mir geht es mit meinen Rüben geradeso wie Ihnen.

Wieso Rücksicht? Ich nehme keine Rücksicht und verlange keine Rücksicht, das ist Geschäftsprinzip. Warum schaffen die Eisenbahnen nicht mehr Wagen an? In Amerika baut man eine neue Bahn, wenns die alte nicht zwingen kann. Wenn die eine Bahn keine Wagen hat, so geht man zur andern. Und ich sage Ihnen, daß sie Wagen haben. Aber bei uns? Staatsbahn, Bureaukratie, Schlendrian. — — Was pfeift denn der Kerl da draußen immerfort?

Es ist dichter Nebel, sagte Herr von Böreboom.

Wozu gibts eigentlich Nebel, fragte der Herr Kommerzienrat, für die Eisenbahn ist er von keinem Werte, und für die Schiffahrt ganz und gar nicht. Ich bin allemal in Sorge, wenn —

Draußen erklang das Notsignal, und der Zug bremste, daß die Wände zitterten. Herr von Böreboom fuhr mit dem Kopfe zum Fenster hinaus, um zu sehen, was es gäbe.

Ziehn Sie den Kopf rein, rief Herr Moosheim in höchster Aufregung. Die Beine auf die Bank! — Das tat er auch selbst, aber er mußte bei der Kürze seiner Beine und der Größe seines Bäuchleins zweimal ansetzen, ehe es gelang. Knacks! ging es auf der Rückseite des Herrn Kommerzienrats.

Der Zug kam zum Stehn, ohne daß etwas ungewöhnliches geschehn wäre. Man sah zu allen Fenstern hinaus, man öffnete die Türen. Sitzen bleiben, sitzen bleiben! rief man von draußen, und zugleich rollte ein einzelner Gepäckwagen am Zuge vorüber. Kein Mensch

konnte erfahren, was eigentlich los sei. Vorn bei der Lokomotive schrie man hin und her, um das entsetzte Publikum kümmerte sich niemand. Endlich setzte sich der Zug wieder in Bewegung und fuhr mit der größten Vorsicht, als laure auf jeder Schienenlänge ein neues Verderben, in den Bahnhof Schlüben ein.

Währenddessen hatte der Herr Kommerzienrat seine Beine von der Bank heruntergenommen und bemerkt, daß zwei wichtige Knöpfe abgesprungen waren, und daß seine Hosenträger nicht mehr ihren Dienst taten. Scheußlich! Der Herr Kommerzienrat regte sich nicht wenig auf und redete mit den Ausdrücken höchster Verachtung von der miserabeln Arbeit der Schneider im allgemeinen und der deutschen im besondern und gelobte sich, seinem Leibschneider in Dornbach nie wieder einen Groschen zu verdienen zu geben. Es war auch unverantwortlich, einen Kommerzienrat in eine solche Lage zu bringen.

In Schlüben auf dem Bahnhofe herrschte gleichfalls große Aufregung. Der Herr Stationsvorsteher hatte sich schon ganz heiser geschrieen und hatte seine rote Nase aufgesteckt. Die Röte kam übrigens nicht vom Frühstücken, sondern von den Nerven, und die Stationsbeamten wußten gut genug, was das zu bedeuten hatte. Und das alles wegen des Nebels, der den Dienst beschwerlich machte und die an sich schon große Verantwortung vermehrte. Was kann nicht alles geschehn, wenn man keine zehn Schritte weit sehen kann, besonders wenn vier Züge von verschiednen Seiten zugleich einlaufen. Jetzt kam nun noch das Notsignal des Dornbacher Zuges dazu. Allerdings folgte Gott sei Dank nicht das unheimliche Krachen darauf, das niemand wieder vergißt, der es einmal

gehört hat. Aber auch so fährt das Signal einem Eisenbahnbeamten durch alle Glieder. Denn das mindeste, was darauf folgt, sind Berichte, Untersuchungen, verantwortliche Vernehmungen und andre schöne Dinge. Jetzt fuhr der Dornbacher Zug so langsam vor, als wenn er schwer verwundet wäre, aber es fehlte ihm gar nichts. Nur die Fahrgäste waren in Aufregung und stürzten aus den „Abteilen" auf den „Bahnsteig." Dort war die rote Mütze des Stationsvorstehers, dorthin drängte sich der Haufe, um zu reden, zu fragen und zu klagen. Allen voran, seine Höschen haltend, der Herr Kommerzienrat, der sich als Vertreter der Industrie, fast als Beamter, jedenfalls aber als Geschädigter fühlte. Der Herr Stationsvorsteher ließ sich vom Lokomotivführer berichten, gab Befehle, sandte Eilboten zum Telegraphenbureau und hielt sich mit Händen und Ellbogen das Publikum vom Leibe.

Herr, rief der Herr Kommerzienrat, das Publikum kann verlangen, daß es auf seine Fragen Antwort von Ihnen erhält.

Herr, erwiderte der Stationsvorsteher, Sie haben hier gar nichts zu verlangen.

Herr, schrie der Herr Kommerzienrat mit den Händen in die Luft fahrend (die Höschen fingen an zu rutschen), ich werde Ihnen beweisen, daß Sie dem Publikum mit Höflichkeit zu begegnen haben.

Herr, ich weiß allein, was ich zu tun und zu lassen habe.

So setzte sich der Streit eine lange Zeit fort. Der Stationsvorsteher wurde kirschrot im Gesicht, und der Herr Kommerzienrat tanzte vor ihm herum, teils mit den Händen in der Luft herumfuchtelnd, teils die

Höschen haltend. Allmählich legte sich der Zorn, und besonders der Herr Stationsvorsteher, der den Kommerzienrat kannte, sah ein, daß man gegen einen solchen Mann, der mit den hohen Herren von der Direktion verkehrte, nicht ungestraft grob sein könne. Er setzte also die Sache zur Beschwichtigung des Publikums auseinander und nahm den Herrn Kommerzienrat mit in sein Bureau, wo der Packmeister, der mit Nadel und Faden umzugehn wußte, ihm ein paar bleierne Kommißknöpfe annähte, die eine halbe Ewigkeit hätten halten können.

Endlich nach langer Versäumnis setzte sich der Zug in Bewegung und dampfte vorsichtig in den Nebel hinein. Den Schnellzug in Beckensen erreichte er freilich nicht, und der Herr Kommerzienrat benutzte die Stunde, die er dort auf den nächsten Zug warten mußte, zu einer an die Eisenbahndirektion gerichteten Beschwerde über die unglaublichen Zustände auf der Station Schlüben.

Folgendes war geschehn. Auf Gleis 4 rangierte der Güterzug 178, auf Gleis 3 wurde der Personenzug 403 nach Dornbach erwartet. Nun hatte der Lokomotivführer des Güterzugs im Nebel die Entfernung falsch geschätzt und war auf die in Gleis 4 stehenden Wagen zu stark aufgefahren. Infolgedessen hatte sich der letzte dieser Wagen, der noch nicht angekoppelt war, in Bewegung gesetzt, war über Weiche 13 auf das Gleis des Zugs 403 geraten und lief diesem Zuge, da sich hier die Bahn senkte, mit sich steigender Geschwindigkeit entgegen. Nun wäre ein schweres Unglück entstanden, wenn nicht der alte Wegener auf auf seinem Posten gewesen wäre. Er sah den Wagen aus dem Nebel auftauchen, erkannte sofort die Gefahr,

stürzte nach seiner Weiche und warf sie herum, sodaß der Wagen auf das linke Gleis der Dornbacher Strecke geleitet wurde, wo er weiter lief. Wegener hatte kaum die Weiche zurückgerissen, so war auch schon der Zug 403 da, und er wäre entgleist, und Wegener wäre vermutlich unter die Lokomotive geraten, wenn der Zug auf die falsch stehende Weiche aufgefahren wäre. Den durchgegangnen Wagen hat man später durch eine nachgesandte Maschine wieder eingefangen.

Ein großes Unglück war also durch die Geistesgegenwart des alten Wegener, eines alten Kriegers vom Jahre 1866, der schon an der Bahn angestellt war, als sie noch einer Privatgesellschaft gehörte, und der nach dem Übergange in Staatsbesitz mit übernommen worden war, glücklich abgewandt worden, und Wegener war auf der Station der Held des Tages. Am Nachmittage saß in seiner Bude ein ganzes Kollegium von Bahnarbeitern und Weichenstellern, das bei kreisender Flasche das große Ereignis des Tages besprach.

Und wenn Recht Recht ist, sagte der Vorarbeiter Schmidt, dann mußt du wenigstens die silberne Eisenbahnermedaille kriegen.

Red doch kein Blech, erwiderte ein andrer, die gibts gar nicht.

Die gibt es wohl, aber unsereiner kriegt sie nur nicht, wenn er sie auch verdient hat. Unsereiner ist nur dazu da, daß er kujoniert und angeschnauzt wird. Das wäre wohl nicht wahr? Das ist so wahr, wie daß wir hier in Bude 23 sitzen. Wie war denn das mit Stenzeln, der vor Brausewettern Stationsvorstand war? Wie der den Güterzug zu früh reingelassen hatte, daß beinahe ein Unglück geschehn wäre, hernach kam Sauerbrei in Strafe.

Mir ist es auch das liebste, meinte ein andrer, es passiert gar nichts, nichts Gutes und nichts Schlechtes. Sonst kommt einer vom Betriebsamte an, und dann geht das Untersuchen los, und den letzten beißen die Hunde. Gerade wie beis Militär. Wenn der Hauptmann beim Parademarsch stolpert, dann muß die Kompagnie nachexerzieren.

Nun mußte natürlich über das Vorkommnis berichtet werden, worauf der Herr Betriebsinspektor erschien, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Man sage nicht, daß nichts zu sehen gewesen sei, da doch kein Unglück entstanden war. Der Herr Betriebsinspektor fand sogleich, daß die Weiche 13 zwischen dem dritten und vierten Gleise falsch gestanden haben müsse, da sonst unmöglich der Güterwagen auf das dritte Gleis hätte geraten können. Es kam nun darauf an, festzustellen, wer der Schuldige gewesen sei. Aber die Untersuchung brachte wegen des damals herrschenden Nebels nichts heraus. Da nun kein bestimmtes Resultat bei der Untersuchung zu erreichen war, so wandte sich die behördliche Aufmerksamkeit auf die Beamten im allgemeinen, und es wurde verfügt, a) daß die Lokomotivführer mit größter Vorsicht an stehende Wagen heranfahren müßten, b) daß ungekoppelte Wagen nicht beieinander stehn dürften, c) daß den Beamten die gewissenhafte Befolgung ihrer Instruktion zur Pflicht gemacht werde, d) daß die Weichensteller bei Strafe sofortiger Entlassung strengstens die § 15 bis 23 und 233 bis 264 der wiederholt abgeänderten Dienstinstruktionen vom 15. Oktober 1893 zu befolgen hätten, und e) daß darüber zu berichten sei, ob alle Weichensteller, auch die aushilfsweise beschäftigten, das vorgeschriebne Weichenstellerexamen gemacht hätten. Diese Verfügung lief den

vorgeschriebnen Dienstweg und wurde allen, die sie anging, mit einem sich nach unten steigernden Nachdruck eingeprägt. Darauf wurde berichtet, daß alle jüngern Weichensteller das vorgeschriebne Examen abgelegt hätten. Nur der alte Wegener, der seinerzeit von der Privatgesellschaft mit übernommen sei, habe kein Examen gemacht. Wegener sei aber ein ganz besonders tüchtiger Beamter, derselbe, durch dessen Geistesgegenwart der Zusammenstoß vermieden worden sei. Ob in Anbetracht seiner langjährigen Verdienste dem Wegener nicht das Examen erlassen werden könnte? Darauf lief die Antwort ein: Es sei nicht angängig, von der Bestimmung des Herrn Ministers vom soundsovielten Umgang zu nehmen. Wegener habe innerhalb eines Vierteljahres den Nachweis zu liefern, daß er das Examen gemacht habe. Andernfalls sei er zu entlassen oder anderweitig zu beschäftigen.

Diese Entscheidung erregte unter den Beamten in Schlüben große Verwunderung. Der Vorarbeiter Schmidt hielt in allen Arbeitspausen große Reden über die silberne Eisenbahnermedaille, und wer sie kriegte, und wer sie nicht kriegte, und daß den letzten die Hunde bissen, und der Herr Stationschef redete bei gegebner Gelegenheit mit dem Herrn Betriebsinspektor aus Dornbach, es sei doch traurig, daß Wegener, der sich eben erst verdient gemacht habe, dafür abgesetzt werden sollte. Der Herr Betriebsinspektor entgegnete, der Mann könne ja sein Examen machen. Nein, erwiderte der Stationschef, ein Examen bringt der alte Wegener nicht fertig. Dennoch ist er mir lieber als die ganze andre großschnäuzige Gesellschaft. Man kann sich auf ihn verlassen wie auf

Gold. Und daß er Geistesgegenwart hat, hat er doch eben erst bewiesen.

Das mag ja alles sein, entgegnete der Herr Betriebsinspektor, aber wir kommen um das Examen nicht herum. Na, schicken Sie ihn nur, ich wills so leicht als möglich machen.

Für Wegener brach jetzt eine sorgenvolle Zeit an. Er sollte ein Examen machen. Seit seinem Konfirmandenexamen hatte er nie wieder ein Examen gemacht, und es war ihm außer aller Frage, daß er es nie im Leben bestehn werde. In seiner Bude wurde ein Schauri nach dem andern abgehalten, und manche Flasche Schnaps wurde dabei geleert. Aber Wegener wurde immer hoffnungsloser. Und als er auf Drängen des Herrn Chefs endlich nach Dornbach reiste, kam er sich schon wie ein abgeschlachtetes Huhn vor.

Na, Wegener, sagte der Herr Betriebsinspektor, Sie sind doch Weichensteller, und wie ich zu meiner Freude gehört habe, ein tüchtiger und gewissenhafter Beamter, sagen Sie mal, was ist denn eine Weiche.

Eine Weiche — ein — ne Wei — In Wegeners Kopfe sah es aus, wie vor der Erschaffung der Welt. Nur ein paar halbe Erinnerungen an gelehrte Worte wie Apparat und Instrument schwebten über den Wassern, aber er brachte sie nicht untereinander und mit der Weiche zusammen. Ob wohl der Herr Betriebsinspektor selbst eine runde und hausbackne Antwort auf seine scheinbar so leichte Frage gehabt hätte?

Aber Menschenkind, Sie haben täglich Ihre Weiche in der Hand, Sie müssen doch wissen, was eine Weiche ist. — Es war nichts herauszubringen. — Wenn Sie nun eine Weiche stellen, wie machen Sie denn das?

Dann stelle ich die Weiche.

Jawohl, aber wie denn? Beschreiben Sie mir das doch einmal.

Entweder auf oder zu.

Ja doch! Aber was nehmen Sie denn dabei in die Hand? Den Weichenhe —? na, he —? Hebel. Was für ein Hebel ist das nun? Er hat doch unten ein kurzes und oben ein langes Ende und oben ein Gewicht dran. Es ist ein zweiarmiger Hebel. Wegener, Sie wissen aber auch gar nichts.

Herr Betriebsinspektor, was eine Weiche ist, und wie sie bedient wird, und was die Signale sind, das weiß ich alles, aber verdefendieren kann ich Sie's nicht.

Das ist aber doch unglaublich, dieser Mensch ist dreißig Jahre Weichensteller und hat keinen Schimmer, was eine Weiche ist. Es ist ja ganz schön, Wegener, daß Sie Ihren Dienst tun, aber Sie müssen doch auch drüber reden können, sonst sind Sie nicht zu brauchen.

Herr Betriebsinspektor, verdefendieren kann ich Sie's nicht, und das lerne ich auch nicht.

Da es nun mit den andern Fragen über den Begriff, sowie die Rechte und Pflichten eines Beamten auch nicht besser ging, so konnte der Herr Betriebsinspektor Wegenern beim besten Willen nicht durchs Examen lassen. Er gab ihm ein paar Bücher mit und trug ihm auf, in acht Wochen wieder zu kommen.

Jetzt konnte man den alten Wegener in seinen Freizeiten in seiner Bohnenlaube neben Bude 23 sitzen und studieren sehen. Er hatte ein Buch auf den Knieen und stützte sein sorgenvolles Gesicht auf die Fäuste. Und beim Studieren befestigte sich seine Überzeugung immer mehr, das lerne ich nicht, das

lerne ich im ganzen Leben nicht. Er mochte damit nicht Unrecht haben. Denn was er an unverstandnen Dingen aus den Büchern in seinem alten Kopfe ablud, das gestaltete sich zu einer großartigen Konfusion. Selbst auf seinen Dienst blieb diese Beschäftigung mit den Büchern nicht ohne Einfluß. Er wurde unsicher. Wenn er bei seiner Weiche zufassen wollte, kam ihm der zweiarmige Hebel in die Quere, und er mußte sich manchmal erst wieder besinnen, was er eigentlich zu tun habe. Das zweite Examen mißglückte noch mehr als das erste. Und man mußte sich allerdings sagen, wenn der Mann wirklich so konfus war, wie er sich anstellte, so paßte er nicht einmal zum Stiefelwichsen. Zuletzt verlor der Herr Betriebsinspektor die Geduld und schickte ihn weg.

Nun mußte er aus seiner Bude hinaus, in der er fünfzehn Jahre gehaust hatte, und mußte seinen kleinen Garten und die Bohnenlaube aufgeben. Das war ihm bitter genug. Aber noch bitterer wars ihm, daß er seinen Posten aufgeben mußte. Er fühlte sich in seiner Ehre gekränkt. Er wußte, daß er seinen Dienst besser versah als die jungen Kerls, aber bei ihm sollte es nicht gelten, bloß weil er über den Dienst keine Reden halten konnte. Man gab ihm einen andern, sehr bequemen Posten. Er hatte die Lampen zu putzen und mit der roten Fahne vor dem einfahrenden Zuge herzugehen. Aber das befriedigte ihn nicht. Ich will keinen Engel aus dem alten Wegener machen. Er hat von jeher etwas stark der Flasche zugesprochen, aber nie so viel, daß es ihn gestört hätte. Nun fing er das Saufen an. Nach Jahr und Tag wurde er als unbrauchbar weggeschickt.

An seine Stelle kam ein Unterbeamter, der sich des besondern Wohlwollens des Herrn Betriebsinspektors erfreute. Er hieß Mensinger, hatte ein höchst schneidiges Wesen und befleißigte sich der korrektesten dienstlichen Haltung. Wenn der Herr Betriebsinspektor nur vorüberging oder nur ein Wort sagte, so nahm er die Hacken zusammen, stand stramm und antwortete: „Befehl, Herr Betriebsinspektor.“

Aber Mensinger, antwortete dieser leutselig, wir sind doch hier nicht mehr in militärischen Verhältnissen, Sie brauchen doch nicht „zu Befehl“ zu sagen. — Befehl, Herr Betriebsinspektor. Natürlich hatte er ein ausgezeichnetes Weichenstellerexamen gemacht, er hatte außerdem, was man eine Bajonettschnauze zu nennen pflegt. Von der Bude 23 und von dem Garten bekam er freilich nicht viel ab, da man sie abriß und zur Vermehrung der Sicherheit des Betriebs einen Zentralweichenturm baute, von dem aus sämtliche Weichen der östlichen Seite des Bahnhofs bedient wurden. Den vielbegehrten Posten in diesem Weichenturme erhielt Mensinger, und jeder mußte sich sagen: mit Recht. Denn wenn man ihn hinter seinen zwanzig Hebeln stehn sah, sah er aus, wie die Betriebssicherheit selber.

In dieser Zeit kam eine ganze Reihe von Unglücksfällen auf den Bahnen vor. Man weiß ja, so etwas ist wie eine Krankheit, die kommt und geht. Das Publikum beunruhigte sich, und die Presse erhob Vorwürfe gegen die Bahnverwaltung. In den Betriebsämtern stieg die Energie bis zu mehreren Atmosphären Überdruck. Eine Verfügung jagte hinter der andern her, keine Woche, in der nicht eine Ver-

schärfung des Reglements erschienen wäre. Die Wirbel des Dienstes wurden straffer angezogen, und je weiter hinab, desto schärfer. Der gesamte Betrieb wurde nervös. Nun hatte auch im Bezirke von Dornbach ein Zusammenstoß stattgefunden, und das machte ganz besonders in Schlüben tiefen Eindruck, weil hier die Verhältnisse genau so lagen wie dort. Es hätte nicht der darauffolgenden General- und Spezialverfügungen bedurft, den Stationsvorsteher in Schlüben anzutreiben, daß er aufpaßte wie ein Schießhund. Die Linien von Dornbach nach Beckensen und von Radeburg nach Sachtleben kreuzen sich in Schlüben, und zwar in der Mitte der Station gerade vor dem Hauptbahnsteige und dem Bureau des Stationsvorstehers. Die beiden Züge von Dornbach und Radeburg durften nie zu derselben Zeit einlaufen, weil sonst ein Zusammenstoß an der Kreuzungsstelle die Folge gewesen wäre. Es waren also alle denkbaren Vorsichtsmaßregeln getroffen, das gleichzeitige Einlaufen beider Züge zu verhindern. An jeder der beiden Strecken stand ein Semaphor, dessen wagerechter Arm dem Zuge den Eingang wehrte. Beide standen weit draußen vor der Station und wurden von dem Weichenturme aus, wo Mensinger hauste, mittelst langer Drahtleitungen regiert. Nun war die Einrichtung so getroffen, daß immer nur einer der beiden Semaphore seinen Arm heben konnte, nie beide zugleich; es konnten also beide Strecken nie zugleich freigegeben werden. Außerdem erhielt der Weichensteller jedesmal von der Station den Befehl, und der diensttuende Beamte hatte jedesmal dem Telegraphisten seinen Befehl schriftlich zu geben, damit kein Mißverständnis entstehn konnte. Es war

also geschehen, was in Menschenmacht steht, einen Zusammenstoß unmöglich zu machen.

Nun fuhr Personenzug Nr. 417 von Radeburg nach dem Fahrplane 11 Uhr 3 Minuten, der Personenzug 403 von Dornbach 11 Uhr 10 Minuten ein. Hatte nun der Radeburger Zug, wie häufig der Fall war, da es auf dieser Strecke einen starken Verkehr gab, auch nur ein paar Minuten Verspätung, so mußte der Dornbacher Zug vor der Station warten, bis der erste eingelaufen war und die Kreuzung überschritten hatte. Es gab allemal wenigstens einen Verlust von acht Minuten, und das hatte zur Folge, daß der Zug 403 in Beckensen verspätet einlief, wo wieder der Schnellzug warten mußte, vorausgesetzt, daß man den Anschluß überhaupt erreichte. Das war natürlich dem reisenden Publikum unangenehm, und es schimpfte nicht wenig auf die Bahnverwaltung, ganz besonders von der Zeit an, daß man in Schlüben ängstlich geworden war und mit besondrer Vorsicht verfuhr. Und der Herr Kommerzienrat, der den fraglichen Zug häufig zu benutzen pflegte, fühlte sich als Mensch und Steuerzahler in seinen heiligsten Rechten beeinträchtigt, wenn er vor der Station warten mußte, und erklärte jedem, der es hören wollte, die deutschen Eisenbahnverwaltungen seien für die Katz, und einen solchen Zopf und eine solche Umständlichkeit gebe es weder in England noch in Amerika.

Als nun der Dornbacher Zug wieder einmal hatte vor der Station warten müssen und zehn Minuten Fahrzeit verloren hatte, stiegen der Herr Kommerzienrat Moosheim und der Geheime Rat Wolffen, Direktor des Betriebsamts, aus. Beide waren ärgerlich, der Kommerzienrat aus Gewohnheit, und der

Geheime Rat über den Kommerzienrat und seine Sticheleien. Der Stationsvorsteher trat in dienstlicher Haltung an den Wagen.

Sagen Sie mal, sagte der Geheimrat, wie kommt das, daß die Züge immer in Schlüben Verspätung kriegen? Wir sind pünktlich aus Dornbach abgefahren und haben schon zehn Minuten eingebüßt.

Herr Geheimrat, die Niveaukreuzung. Wenn es möglich wäre, die Kreuzung vor die Station zu legen und die Überführung durch Damm und Brücke zu bewerkstelligen, oder wenn wenigstens die Züge 403 und 417 nicht so kurz hintereinander einliefen —

Ach was. Sie sind Stationsbeamter. Befördern Sie Ihre Züge pünktlich, das ist alles, was wir von Ihnen verlangen.

Aber es geht wirklich nicht —

Es muß gehen. Ein tüchtiger Beamter tut auch unter schwierigen Umständen seine Schuldigkeit.

Der Herr Stationsvorsteher ärgerte sich ganz gewaltig über die Nase, die er, nicht wie sonst auf verschwiegnem Schreibpapier, sondern ganz öffentlich vor versammeltem Publikum erhalten hatte. Er war ganz weiß geworden, nur seine Nase hatte einen verdächtig roten Schein behalten, und der Herr Portier machte einen vorsichtigen Bogen um seinen gestrengen Herrn herum.

Gleich darauf lief eine Verfügung ein: Die Herren Stationsvorsteher haben in jedem einzelnen Falle darüber zu berichten, wenn sie einen Zug vor der Station warten lassen, und die Maßregel dienstlich zu rechtfertigen.

Schön. Jetzt wurde also jedesmal berichtet — manchmal täglich —, daß der Zug soundso aus den

und den Gründen vor der Station habe liegen bleiben müssen. Worauf zurückgefragt wurde, warum man nicht dies oder das getan habe, wodurch die Verzögerung hätte vermieden werden können. Jetzt geriet man auf der Station Schlüben in gelinde Verzweiflung.

Als wieder einmal der Herr Geheimrat im Wagen war, und der Herr Stationsvorsteher in dienstlicher Haltung an den „Abteil" trat, fragte der hohe Herr, wie es mit den Verspätungen stehe, und mußte die Antwort erhalten, daß es sich noch nicht gebessert habe. — Das ist mir unlieb zu hören, sagte der Herr Geheimrat. Denn Sie werden einsehen, daß man an einem Orte wie Schlüben nur solche Beamte haben kann, die allen Anforderungen genügen. Sagen Sie das Ihren Herren Assistenten.

Die Herren Assistenten nahmen sich das ad notam. Von Schlüben weg auf eine kleine Station versetzt werden bedeutete einen Strich durch das Avancement, und welchem Beamten ist das Avancement nicht eine Lebensfrage? Sie begriffen, daß es an höherer Stelle angenehm empfunden wurde, wenn alles hübsch glatt ging, und warum sollte man dazu nicht beitragen — so oder so? Seit dieser Zeit kamen viel weniger Verspätungen vor. Aufmerksame Beobachter hätten bemerken können, daß sich ein gewisses vertrauliches Verhältnis zwischen den Assistenten und Freund Mensinger, dem großen Schnauzbarte im Weichenturme, ausgebildet hatte, und auch der ungeschärfte Blick hätte bemerken können, daß jetzt der Radeburger und der Dornbacher Zug bisweilen schnell hintereinander einfuhren, manchmal so schnell, daß einem, wie die kundigen Weichensteller sagten, die

Haare zu Berge stunden. Aber es ging alles gut, warum sollte es auch nicht, wenn alles klappte.

Aber was wäre denn bei all den Vorsichtsmaßregeln, die wir oben beschrieben haben, zu machen gewesen? O, mit einem Schraubenschlüssel läßt sich eine ganze Menge machen. Aber das war hier nicht einmal nötig. Wir erinnern uns, daß der Semaphor A nur geöffnet werden konnte, wenn der Semaphor B geschlossen war. Wenn nun aber der Semaphor A geschlossen wurde, sobald die Lokomotive des einfahrenden Zuges ihn passiert hatte, so konnte Semaphor B geöffnet werden, ehe noch der Zug A seine Haltestelle erreicht hatte. Man gewann also vier Minuten, und diese genügten in den meisten Fällen, um zu verhüten, daß der Zug B warten mußte. Das ließ sich nun freilich nicht ohne Signal von der Station aus machen. Aber man konnte ja dem Stationsbeamten ein Zeichen vom Weichenturme aus geben, und dann konnte dieser das Einlaßsignal geben. Die Folge des Einverständnisses der Herren Assistenten mit Freund Mensinger war, daß jetzt die Sache in Schlüben viel glatter ging als zuvor, und daß der Herr Stationsvorsteher dafür gelobt wurde.

Das ging auch alles ganz gut, bis die Sache eines Tags doch einmal schief ging. Der Herr Kommerzienrat war wieder einmal unterwegs und wieder einmal mit der Verwaltung in Schlüben nicht zufrieden. Kaum war er, von Beckensen kommend, ausgestiegen, als er auf die rote Mütze zusteuerte, die diesesmal einer der Assistenten trug, und seine Beschwerden vorbrachte, was er mit der ihm eigentümlichen Lebhaftigkeit und Ausdauer tat. Zugleich wollte ein Herr Fahrtunterbrechung bescheinigt haben,

zugleich fragte eine Dame zum viertenmal, ob der Zug nach Radeburg schon da sei, und ob man nicht auch über Sorben fahren könne, zugleich brachte ein Zugführer einen Reisenden, der ohne Fahrkarte angetroffen war, zugleich meldete sich der Kohlenzug von Melkau zur Einfahrt, zugleich signalisierte Freund Mensinger vom Weichenturme, daß beide Züge in Sicht seien. Der Assistent, von allen Seiten angeredet, hatte die Ruhe verloren, gab durch Zettel das Einfahrtssignal und befahl die Barriere des Bahnübergangs zum jenseitigen Bahnsteige zu schließen, ohne zu bedenken, daß er den Beamten der das tun sollte, eben an das Telegraphenfenster geschickt hatte.

Herr Stationsvorsteher, fragte die Dame, Sie meinen also, ich könnte auch über Sorben fahren —

Jawohl über Sorben — ein Uhr zwanzig Minuten.

Wenn ich aber über Radeburg fahre —

Dann fahren Sie in Gottes Namen über Radeburg. Barriere schließen!

Ich muß aber darauf bestehn, sagte jetzt der Herr Kommerzienrat, daß ich die zwanzig Achsen bis morgen früh sechs Uhr habe.

Wollen Sie sich gefälligst an den Stationsvorstand wenden. Sie sehen doch, daß ich keine Zeit habe. Donnerwetter! Barriere schließen!

Der Radeburger Zug erschien schon in der Kurve, und Publikum und Gepäckkarren befanden sich noch auf dem Gleise. Jetzt sprang man von allen Seiten zu. Menschen und Karren wurden beseitigt, und die Schranken geschlossen. Aber auch der Führer des einfahrenden Zuges hatte die Gefahr gesehen und

gebremst. So brachte er auch seinen Zug noch vor der Übergangsstelle zum Stehn, was zur Folge hatte, daß sein letzter Wagen noch auf der Kreuzungsstelle der beiden Linien stand. Ehe er sich aber wieder in Bewegung setzen konnte, war auch der Dornbacher Zug da und fuhr dem letzten Wagen, es war ein Viehwagen, in dem Hammel transportiert wurden, in die Seite. Es gab einen schrecklichen Krach, Fenster klirrten, Holzstücke flogen umher, das Publikum stieß einen Angstruf aus, alles war in Dampf eingehüllt. Als sich der Rauch verzogen hatte, zeigte sichs, daß der Wagen zur Seite geschleudert und zertrümmert war. Es hätte ein großes Unglück geschehn können, es war aber alles noch gnädig genug abgegangen. Kein Mensch war verletzt, nur ein Dutzend Hammel hatte das Leben lassen müssen. Auch Materialschaden hatte es gegeben. Dem Herrn Kommerzienrat, der nahe an der Stelle des Zusammenstoßes stand, hatte ein Holzsplitter seinen Zylinder weggeschlagen, und auf seiner weißen Weste hatte er einen großen Blutflecken. Der Herr Kommerzienrat sagte kein Wort, beschwerte sich auch nicht, sondern stand da mit bleichem Gesicht und zitternden Backen. Dann ging er still davon, setzte sich in seinen Wagen und gelobte im stillen ein großes Almosen für das Krankenhaus in Dornbach, weil er mit dem bloßen Schrecken davon gekommen war.

Wer war nun schuld gewesen? Die Untersuchung wird es aufklären. Man wird Dutzende von Protokollen schreiben, Dutzende von Personen verantwortlich vernehmen, man wird den Schuldigen finden und bestrafen. Man wird zugleich aber auch feststellen, daß die Verwaltung keine Schuld trifft. Keiner der

Beamten hat zu lange Dienstzeit gehabt. Die Instruktionen sind aufs weiseste und vollständigste gegeben worden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Unglück nicht geschehn wäre, wenn diese Instruktionen befolgt worden wären.

Am Nachmittag desselben Tages, nachdem die Trümmer des Viehwagens beseitigt worden waren, saß das Kollegium der Wagenschieber und Streckenarbeiter wieder beisammen, diesesmal nicht in Bude 23, die es nicht mehr gab, sondern in einem alten, seiner Räder beraubten Güterwagen und besprach das Ereignis bei kreisender Flasche, und wer an dem Unglück schuld sei.

Fritze, sagte der Redner des Tags, ich will dir sagen, woran das liegt. Das kommt von die Strammigkeit. Als zum Exempel ich will einmal sagen beis Militär. Wo geht es strammer zu als beis Militär — na! und wo wird der meiste Schmu gemacht? Beis Militär. Na, siehste. Und so ist es überall. Der Mensch kann nur seine bestimmte Portion Strammigkeit vertragen. Und wenns drüber hinausgeht, dann macht er Schmu. Habe ich nicht Recht?

Da verdunkelte sich die Eingangstür des Wagens, und es erschien als schwankende Gestalt mit der Schnapsflasche in der Hand Wegener. Der lehnte sich an die Türpfoste und sagte mit schnapsheiserer Stimme: So is es. Die Schtr—ammig—keit, die Sch—schtr—ammigkeit is die — Wwurzel alles Übels.

3

Wie es Paſtor Heinrichs bei ſeiner Verſetzung erging

Einer, der es nicht ſelbſt erlebt hat, kann ſich ſchwerlich denken, was für einen armen Paſtor eine Wahl auf eine gute Stelle bedeutet. Sie bedeutet die Wiedergeburt des äußern und auch eines Teils des innern Menſchen. Und dem Wiedergebornen iſt etwa ſo zumute, wie der Raupe, der ihr Fell zu eng geworden war, wenn ſie es eines Tags ſprengt und herausſchlüpfend in verjüngter und erweiterter Schönheit „daſteht.“ So erging es auch meinem Freunde Gotthold Heinrichs, der ſchon fünfzehn Jahre im Amte war, ohne es zu einem einigermaßen ausreichenden Einkommen gebracht zu haben. Und inzwiſchen war die Familie groß, ſogar recht groß geworden, eine ganze Orgelpfeifenreihe von Kindern, ſechs Münder, die gefüllt, und zwölf Beine, die mit Schuhwerk verſehen, und ſechs Perſonen, die nicht allein gekleidet, ſondern auch beſtrickt und beflickt ſein wollten. Und dabei war der Älteſte ſchon auf dem Gym-

nasium, was unmenschlich viel Geld kostete, und das Jüngste konnte kaum laufen. Und inzwischen war die liebe Frau, die sich fünfzehn Jahre lang geplagt hatte, wie es heutzutage kaum zwei bis drei Dienstmädchen zusammen tun würden, müde und in ihrer Gesundheit wacklig geworden und bedurfte der Schonung. Aber welche andre Erleichterung wäre erreichbar gewesen, außer die Versetzung auf eine bessere Stelle?

Der Herr Pastor hatte es nicht an sich fehlen lassen. Er hatte sich unermüdlich zu allen Stellen über fünftausend Mark gemeldet, er hatte zahllose Briefe geschrieben, Empfehlungen erbeten und Reisen gemacht. Selten hatte er es zu einer Probepredigt gebracht, und niemals war er der Glückliche gewesen, dem man zur Wahl gratulierte. Und das alles kostete auch wieder eine Menge Geld. Wie gern hätte Bruder Heinrichs die Melderei aufgegeben, wenn nicht das zwingende Muß dahinter gewesen wäre. Denn wenn erst der Zweite und der Dritte in die Pension in die Stadt mußten, dann hätten die Daheimbleibenden nur noch Kartoffeln zum Lebensunterhalt gehabt — und das kaum.

Endlich! endlich! „Endlich bricht der heiße Tiegel, und der Glaub empfängt sein Siegel," steht im Gesangbuche geschrieben; endlich kam dem in Trübsalen reichlich geschmorten Pastor Heinrichs der Tag der Erlösung. Er wurde in Abbersroda auf eine Stelle von fünftausendachthundert Mark gewählt. Gerade auf diese Wahl hatte er nicht gerechnet. Er hatte sich, weil die Sache aussichtslos war, eigentlich gar nicht melden wollen, hatte es aber auf Zureden seiner lieben Frau im letzten Augenblicke doch noch getan

war gegen Erwarten zu einer Predigt zugelassen worden und hatte in seinem Leben noch niemals so erbärmlich ausgesehen und gepredigt wie diesesmal. Aber er hatte die Frauen von einigen einflußreichen Leuten gerührt, und da man sich über die eigentlich in Aussicht genommnen Kandidaten nicht einigen konnte, so wählte man ihn aus Mitleid. Lieber Gott, sagten die Frauen, sechs Kinder und so eine kleine Stelle, da muß einer ja verhungern. Und wie sieht der arme Mensch aus. Der soll unsre Stelle haben.

Und er bekam sie. Eben war der Brief eingelaufen, der ihm das erfreuliche Ereignis mitteilte. Was wiegt ein Brief leicht in der Hand, und was bedeutet er im Leben — mehr als man mit Zahlen ausdrücken kann! Der zaghafte Mensch, der vom Schicksal lange Jahre in eine dunkle Ecke gedrückt war, gewinnt seine Freiheit und kommt in die Lage einer wohlsituierten Existenz; mit gefülltem Portemonnaie und Selbstvertrauen tritt er der Außenwelt entgegen. Man rede mir nicht von der Selbstlosigkeit der Pflichterfüllung. Man tut ja seine Pflicht, man will aber auch etwas davon haben; man rühme mir nicht die Süßigkeit, die in dem Bewußtsein liegt, das beste gewollt zu haben, man will auch einen Erfolg sehen, die äußere Anerkennung darf nicht fehlen. Mein Freund Heinrichs hatte sich ganz bescheiden für eine wenig bedeutende Persönlichkeit gehalten, solange seine Tätigkeit mit dreitausend Mark bezahlt wurde, jetzt war er fünftausendachthundert Mark wert geworden, und das hob sein Selbstbewußtsein nicht wenig. — Mariechen, sagte er zu seiner lieben Frau, das Elend hat jetzt ein Ende, wir haben eine gute Stelle, und du sollst sehen, was

noch alles aus uns wird. — Aber Mariechen hatte zu lange unter dem Drucke von Sorge und Entbehrung gestanden, als daß sie es vermocht hätte, ihrer Seele so schnell einen frischen Aufschwung zu geben; sie seufzte nur und sagte: Das ist ja ganz schön, Gotthold, und ich danke auch dem lieben Gott, daß er unser gedacht hat, aber es vergeht doch noch fast ein Jahr, ehe wir aus den Pächten die neue Einnahme haben. Und was kostet nicht ein Umzug! Ich wollte, wir wären erst über den Umzug weg.

Ach was, erwiderte Gotthold, kommt man über den Hund, so kommt man auch über den Schwanz.

Wir müssen zugestehn, daß unser lieber Pastor sein Gottvertrauen in einer Form ausdrückte, die nicht gerade pastoral war, aber durch die Versetzung war sein ganzes Innere in Bewegung gesetzt worden, und längst begrabne Schichten, die Regungen längst beiseite geschobner Burschikosität waren an die Oberfläche gekommen, wie aus dem lebendigen Schritte und einigen gelegentlich in die Luft gesetzten Quarten und Terzen zu erkennen war.

Am andern Tage wurden Karlchen und Minchen in die Sonntagskleider gesteckt, da sie den Vater in die Stadt begleiten sollten. Er müßte doch dem Herrn Superintendenten von seiner Wahl Mitteilung machen und das Weitere verabreden. Das hatte nun zwar keine Eile, aber man konnte sich bei dieser Gelegenheit ordentlich aussprechen. Auch gab es mancherlei zu besorgen und anzusehen, was man später würde kaufen können. Der Herr Pastor hängte sich also seine neue Reisetasche vor den Leib, nahm Karlchen und Minchen an die Hand und zog los. Unterwegs sang er in zahllosen Wiederholungen nach

der schönen Melodie „Stiebel muß sterben“ sein Leib- und Magenlied:

Wenn die Kartoffeln
Einigermaßen werden eingeschlagen sein,
Dann soll, mein Liebchen,
Die Hochzeit sein.

Es war ihm wirklich so zumute, als wären die Kartoffeln einigermaßen eingeschlagen, und es sollte nun die Hochzeit kommen. In dieser Stimmung zog er mit Karlchen und Minchen in breiter Reihe durch die Hauptstraße der Stadt, die Schaufenster, die ihm sonst etwas bedrückendes hatten, mit keckem Auge musternd, als wollte er sagen: Was denkt ihr denn? Ihr haltet wohl den kleinen Mann mit dem alten Pastorenhute auf den strohblonden Locken für den armen Hungerleider aus Klein-Buhla? Gott bewahret fünftausendachthundert Mark und freie Wohnung! Klingt ganz anders. Und überhaupt, was kostet denn euer ganzer Kram?

Den Herrn Superintendenten traf er nicht zu Hause, was, wie schon gesagt, nicht viel schadete, aber er traf den Herrn Diakonus, dem er seine Wahl mit um so größerer Genugtuung erzählte, als der Diakonus auch zu den Leuten gehörte, die sich einbildeten, Stadtpastoren seien etwas besondres. Und das weiß doch jeder, daß er mit seinem Einkommen noch weniger auskommt als mancher andre. Darauf wurde beim Fleischer ein Brätchen und beim Konditor ein Törtchen für die liebe Frau eingekauft, und dann kam der feierliche Augenblick, wo sich Gotthold Heinrichs einen lang gehegten Wunsch erfüllte. Er war nicht unbescheiden. Es hatte ihn nämlich seit lange gewurmt, wenn er sah, wie der Herr

Superintendent, der als Rheinländer das Weintrinken gelernt hatte, und der Herr Pastor Übermeyer, der, ehe er seine Pfründe erhielt, Divisionspfarrer gewesen war und sich eine gediegne Bildung in allen Rotweinangelegenheiten erworben hatte, sowie andre „begüterte Hebräer" zu Blasewitz in die Weinstube gingen, und er, der arme Klein-Buhlaer Pastor, durfte nicht daran denken, mitzutun. Jetzt war er ein Mann von fünftausendachthundert Mark geworden, jetzt konnte er sich auch seine Flasche Wein leisten. Er trat also bei Blasewitzen ein, bestellte eine Flasche der billigern Sorte, denn üppig wollte er nicht sein, und verzehrte sie mit Andacht, während Karlchen und Minchen, im Hintergrunde schüchtern auf ein paar Stuhlecken sitzend, ihre Stollwerckschen Probeschokoladentafeln knabberten. Zwar erregte dieser Vorgang bei den Gästen kein Aufsehen, zwar schmeckte der Wein merkwürdigerweise weniger gut, als Heinrichs sichs vorgestellt hatte, zwar machte es ihm Mühe, die ganze Flasche allein auszutrinken, aber er hatte sich doch einen Wunsch erfüllt und war durch die symbolische Handlung, daß er nämlich bei Blasewitz Wein getrunken hatte, ganz in der Stille in die höhere Lebens- und Amtssphäre eingerückt.

Aber freilich stand zwischen dem jetzigen Zustande und den fünftausendachthundert Mark fast noch ein ganzes Jahr und ein Umzug, und zwar quer durch die Provinz, und zwar — was er jetzt noch nicht zu beurteilen wußte — aus der warmblütigen in die kaltblütige Ecke. Und die Umzugskosten. Herr Pastor Heinrichs erkundigte sich genau danach, wer diese Kosten zu tragen habe, konnte aber weiter nichts in Erfahrung bringen als die Bestimmung des All-

gemeinen Landrechts Teil II, 11, § 410 und 411, daß die Gemeinde gehalten sei, wo es das Provinzialrecht oder ein ununterbrochnes Herkommen bestimme, die Reisekosten aus der Kämmerei- oder Gemeindekasse zu zahlen oder die Fuhren unentgeltlich zu leisten. Doch dürfe in keinem Falle der Gemeinde zugemutet werden, einen Prediger, den sie nicht selbst gewählt habe, weiter als in einer Entfernung von zwei Tagereisen abzuholen. Herr Pastor Heinrichs war von dieser Bestimmung nicht sehr erbaut, denn sie ließ vermuten, daß er einen Teil der Kosten selber tragen müsse. Aber wofür ist man Exeget und gewöhnt, an einem Texte Scharfsinn zu üben. Unser Herr Pastor setzte sich also hinter seine Landrechtsparagraphen und exegesierte: Der Gemeinde dürfe nur zugemutet werden, zwei Tagereisen weit zu holen, wenn sie ihren Pastor nicht selbst gewählt habe; nun aber sei er nach dem neuen Pfarrwahlgesetze von der Gemeinde selbst gewählt worden, also müsse diese die gesamten Umzugskosten tragen. Dieser Schluß war offenbar logisch und unanfechtbar. Darauf schrieb der Herr Pastor mit dem Selbstbewußtsein des Pastors von fünftausendachthundert Mark und dem Sparsamkeitssinn des Pastors von dreitausend Mark an den Schulzen von Abbersroda einen langen Brief, worin er ihm unter Berufung auf das Allgemeine Landrecht die Sache darlegte. Er setzte es als selbstverständlich voraus, daß die Bauern ihre Wagen nicht vier Tagereisen weit auf dem Landwege schicken würden, da der Transport mit der Eisenbahn billiger und bequemer sei. Die Gemeinde würde also einfach die Kosten, die er liquidieren werde, übernehmen. Da er hierauf keine

Antwort erhielt, erachtete er die Sache für erledigt. Er hatte keine Ahnung davon, daß sein Brief in Abbersroda böses Blut gemacht hatte. Man hatte ihn als armen Pastor gewählt in der Voraussetzung, daß er hübsch bescheiden und mit allem zufrieden sei. Nun kam er mit einer Geldforderung und noch dazu mit Paragraphen. Ja da sollte doch der Donner dreinschlagen.

Die nächste Frage, die zu erwägen war, war die: Was nehmen wir mit? Die Meinung der Amtsbrüder war geteilt. Die einen sagten: Viel, die andern: Wenig. Und Bruder Übermeyer, der als Divisionsprediger schon viele Versetzungen mitgemacht hatte, riet, den ganzen Krempel zu verkaufen und sich neu einzurichten. Dieser Gedanke war aber der Frau Pastorin einfach schrecklich. Ihre Möbel, an denen sie mit ihrem Herzen hing, obwohl sie keineswegs kostbar waren, das Sofa ihrer seligen Mutter, den Schreibtisch ihres lieben Mannes, ein Erbstück von dessen Vater und, nebenbei bemerkt, eine kleine Arche Noäh, verkaufen — niemals! Da die Bauern doch den Umzug bezahlen mußten, so hatte man ja auch keinen Grund, sich einzuschränken, und den Ofen aus der guten Stube, eine Wäschrolle und eine Klafter Scheitholz mitzunehmen erschien nicht ungerechtfertigt.

Hierauf begann das Einpacken. Diese Aufgabe blieb der Frau Pastorin vorbehalten, denn der liebe Gotthold war zu dem Geschäfte nicht zu brauchen. Nicht einmal zum Einpacken seiner eignen Bücher, weil er, wenn er dieses oder jenes interessante Buch in die Hand bekam, es aufschlug und darin zu lesen anfing, statt es wegzupacken. Zudem gingen ihm

die Abschiedspredigt und die Einführungspredigt im Kopfe herum. Es war immer noch das beste, er saß an seinem Tisch und machte Predigt. Und Karoline konnte auch nicht helfen. Diese mußte die Kinder in einem Winkel zusammentreiben und beaufsichtigen, weil sie sonst überall im Wege gestanden und alles wieder auseinander geschleppt hätten, was man zusammengetragen hatte. In den fernsten Kammern fing der Greuel der Verwüstung an, dann breitete er sich über das ganze Haus aus, kaum daß für den lieben Gotthold noch eine Ecke und ein Tisch überblieb, wo er sitzen und schreiben konnte.

In dieses Chaos mitten hinein kam ein Brief vom Schulzen von Abbersroda, in dem dieser in hochamtlichem Tone und etwas verwickelten Gedankengängen schrieb: Die Gemeinde sei wegen der Transportkosten zu nichts verpflichtet, denn in dem Gesetze stehe geschrieben, wenn die Gemeinde in ununterbrochner Folge die Last getragen habe ... Das treffe aber nicht zu, denn der vorige Pastor, dem sein Schwiegervater den Umzug besorgt habe, hätte nichts aus der Gemeindekasse erhalten. (Es schien also, daß man sich auch in Abbersroda auf Exegese verstand.) Aber man wolle ein übriges tun und dem Herrn Pastor seine Sachen vom Bahnhofe abholen.

Der Herr Pastor regte sich über diesen Brief nicht wenig auf, hängte seine Tasche vor den Bauch und ging zum Herrn Superintendenten in die Stadt. Der Herr Superintendent gab beiden Parteien Unrecht. Die Exegese helfe dem Herrn Bruder nichts, und die Behauptung der Unterbrechung seitens der Abbersrodaer sei Unsinn. Die Leute müßten zwei Tagereisen weit die Sachen holen.

Ja aber, wenn die Sachen in einer Tagereise mit der Eisenbahn gebracht werden könnten?

Das sei gleichgiltig. Die kirchliche Behörde habe bestimmt, daß zwei Tagereisen = 150,6 Kilometer seien.

Aber man könne doch die Möbel nicht halbwegs umladen. Und auf Ackerwagen gefahren ginge doch alles entzwei. Wer denn den Möbelwagen zu bezahlen habe?

Der Herr Superintendent wußte keinen andern Rat, als daß sich Bruder Heinrichs mit seinen Bauern einigen möchte. Das einfachste wäre, er steckte die Hand in den Beutel und bezahlte die Sache selbst.

Das wolle er doch einmal sehen, sagte der Herr Pastor, ging nach Hause und schrieb eine lange Epistel, in der er mit logischen zwingenden Gründen auseinandersetzte, daß die Gemeinde eigentlich die gesamten, mindestens die Hälfte der Kosten zu übernehmen habe, da die Entfernung vier Tagereisen = 301,2 Kilometer betrage.

Das ganze Haus stand voll Kisten und Möbel, aber es schwebte noch völlig in der Luft, wie dies alles wegzubringen sei. Der Herr Pastor wartete auf Antwort aus Abbersroda, und die kam nicht. Und inzwischen rückten die letzten Tage heran. Der Herr Pastor stampfte im Ingrimm umher, die Frau Pastorin rang die Hände, und die Kinder kletterten über alle Kisten und Schränke. Da kam der alte Nachbar Schimmel, um nach dem Rechten zu sehen, und fand das Pfarrhaus und seine Bewohner in sämtlichen Zuständen. Der Herr Pastor und die Frau Pastorin setzten ihm abwechselnd die Lage der Sache auseinander, und als er sie verstanden hatte,

sagte er: Das is aber ungalant von den Abbersrodschen. Bassen Se uff, Herr Boster, mir bringen Sie uff'n Bahnhof. Ich mache heite nach Kriffen und bestelle den Möbelwage bei Schwensen, und das Andere und was das Holz und die Kisten sin, fährt Sie die Gemeinde uff'n Bahnhof — alles fer umsunst.

Aber wer bezahlt denn den Transport auf der Eisenbahn? fragte die Frau Pastorin.

Frau Bostern, erwiderte der alte Schimmel, das findt sich ungen in Doppe. Un was gesi—e muß, das muß gesi—e.

Die Abschiedspredigt war vorüber. Der Herr Pastor hatte sich bemüht, noch einmal recht schön und herzbeweglich zu predigen, aber die innere Unruhe hatte es dazu nicht kommen lassen. Dann war die Gemeinde gekommen und hatte Thorwaldsens Segnenden Christus geschenkt, was den Herrn Pastor rührte, aber die Frau Pastorin mit neuen Sorgen wegen des Einpackens und der leicht abzubrechenden Finger und Hände erfüllte. Und dazu mußten auch noch Gläser, Wein und Kuchen für die Deputation herbeigeschafft und wieder ausgepackt werden. Am andern Tage erst um neun Uhr kam der Möbelwagen an. Im Tor des Pfarrhofs stand ein halbes Dutzend hilfreicher Männer, die die Sache in Schwung brachten.

Hü! Schimmel, hü! hü! nun hinein in den Hof mit dem schweren Kasten. Als aber der Wagen zwischen Treppe und Brunnen festgefahren war, zeigte sichs, daß er im Hofe überhaupt nicht gewendet werden konnte. Dies gab zunächst eine erregte Volksversammlung, in der ganz genau festgestellt wurde, daß keiner an dem Unglücke schuld gewesen war. Darauf griffen alle Hände zu, und man brachte nach einer

Stunde Arbeit und unter großem Geschrei den Wagen wieder dahin, wo er vor einer Stunde gestanden hatte, nämlich zum Tore hinaus, wobei auch noch alles zertreten und der Brunnen umgerissen wurde. Auch der Herr Pastor hatte mit zugegriffen und sah, erhitzt und bestäubt, nicht sehr pastoral aus.

Harr Boster, Harr Boster, s is wer do, der bei Sie will.

Das fehlte gerade noch. Wo denn?

Herr Pastor, ich bin Agent für die Kölnische Unfallversicherung und erlaube mir, Ihnen für Ihren Umzug einen Prospekt zu überreichen ...

Harr Boster, Harr Boster, wo sulle nu der Wagen hin?

Unsre Gesellschaft ist durchaus reell und kulant. Wenn Sie sich erkundigen wollten —

Gotthold, wo ist Karlchen? Um Gottes willen, er ist doch nicht in den Brunnen gefallen?

Harr Boster, Harr Boster, der Kantor ist mit dem Gesangverein da.

Harr Boster, Harr Boster, soll denn das Sofa zuerst in den Möbelwagen kommen oder der Schreibtisch?

Unsre Gesellschaft kommt für alle Fälle auf, und ich kann Ihnen nur dringend raten, mit uns eine Versicherung abzuschließen. Sie sind es sich, Ihrer Frau und Ihren Kindern schuldig. Wir bezahlen alles, jeglicher Unfall wird prompt beglichen.

Der Herr Pastor wußte nicht, wo ihm der Kopf stand, er winkte nur noch hilflos mit den Händen ab gegen alles das, was auf ihn hereinstürmte. Der alte Schimmel aber nahm den Agenten unter den Arm und brachte ihn in die Schenke, wo er eine lange

Verhandlung mit ihm führte, deren Ende war: wenn er eine Umfallversicherung gehabt hätte, da wäre etwas zu machen gewesen, gegen Unfälle versicherten sie sich beim lieben Gott. Auch der Herr Kantor wurde beschwichtigt und auf den Nachmittag bestellt, wenn alles verladen wäre.

Man hatte also mehrere Stunden Zeit verloren, nun aber ging es mit Hurra, gerade so, als wenn es im Pfarrhause brennte. Der Frau Pastorin hätte das Herz geblutet, wenn sie gesehen hätte, wie ihre Sachen, an denen ihr Herz hing, behandelt wurden. Endlich war der Wagen voll und schwankte davon. Nun kam daran, was auf die Ackerwagen verladen wurde, die Kisten, der Ofen, die Rolle und das Holz. Es wollte gar kein Ende nehmen. Nun wurde auch Karoline entlassen, und es blieben noch übrig der Herr Pastor, die Frau Pastorin, sieben Pakete und Schachteln, fünf Kinder und eine Rolle, die aus einem Plaid und einem Bündel von Pfeifen, Schirmen und Stöcken bestand. Dem Herrn Pastor wurde diese Rolle anvertraut. Auch wurde ihm auf die Seele gebunden, Obacht auf das Jüngste zu nehmen, das in ein Tuch gebunden einstweilen auf den Treppenabsatz gesetzt wurde. Nun fuhr Braumeisters Glaskutsche vor. Die Pfarrerfamilie wurde, allerdings mit einiger Schwierigkeit, samt den Paketen im Wagen untergebracht. Alles fertig? Na, dann in Gottes Namen vorwärts.

Draußen vorm Tore stand der Herr Kantor mit dem Gesangvereine. Der Gesangverein stimmte, während der Herr Kantor aus Leibeskräften dirigierte, an: Nun danket alle Gott — es war der einzige Choral, den er außer dem Grabgesange

singen konnte. Die Schuljugend hatte sich, wie zum Sedanfeste, mit Fähnchen und Schärpen ausgestattet, im Zuge aufgestellt und schritt dem Wagen voraus. Die Glocken läuteten, die Männer, die sich zur Feier des Tags einen genehmigt hatten, standen vor der Dorfschenke, und die Frauen, wie es der feierliche Augenblick forderte, die Taschentücher in der Hand, in den Haustüren. Und die alte Männeln kam noch einmal an den Wagenschlag, um Lebewohl zu sagen und sich für alles zu bedanken. Die Frau Pastorin vergoß Tränen aus innerer Bewegung, und der Herr Pastor schnaubte sich ernstlich.

Halt! halt! Wo ist Benno? Benno fehlte. Er war doch nicht verloren gegangen? Die Frau Pastorin sah das schwärzeste Unglück vor Augen, wickelte sich aus dem Wagen heraus und eilte zurück. Da saß der kleine Benno in sein Tuch gebunden auf dem Treppenabsatz und sog an seinem Daumen. Die Frau Pastorin riß ihr Kind an sich, als habe es in Todesgefahr geschwebt, und lief zur Kutsche zurück. Eine so gute Frau war sie, daß sie ihrem lieben Gotthold nicht einmal einen vorwurfsvollen Blick zuwarf. So, jetzt konnte der Exodus von neuem beginnen, und er verlief sehr feierlich. Der Herr Pastor bedauerte es, in den fünfzehn Jahren seiner Amtstätigkeit seine Gemeinde nicht von der Seite kennen gelernt zu haben, wie sie sich jetzt zeigte. Jawohl, wenn mancher wüßte, wieviel Gutes die Leute bei seinem Begräbnis von ihm reden würden, so würde er ihnen bei seinen Lebzeiten ein größeres Wohlwollen entgegenbringen. Es wäre nicht übel, wenn man einmal zur Probe sterben könnte. Das geht nun freilich nicht, aber ein Abschied aus einem Dorfe

nach langer Amtszeit ist ein halbes Leichenbegängnis, und da zeigen sich auch die Leute von der besten Seite.

Der Zug, der Möbelwagen und die Ackerwagen voraus, dann der Herr Kantor mit der Schule, dann die Glaskutsche und dann noch einige Neugierige als Nachzügler erregte in Oberschwöz, um welchen Ort man, um zum Bahnhof zu kommen, herumfuhr, großes Aufsehen. Wenn man nur gewußt hätte, was das alles zu bedeuten hatte.

Harre, meinten die einen, do muß wuhl su e Harzog durchs Land mache.

I goar, sagten die andern, dos is ja enne Zigeinerhochzch.

Dos kaa ja schtimme, fügten noch andre hinzu, do is ja au der geile Woogen.

Einige Tage später saß unser Pastor mit seiner Familie wieder in einer Glaskutsche. Diesesmal aber war draußen grauer Himmel und fiel ein feiner Regen, und im Wagen war Dunst und Ledergeruch, und ganz im Innern herrschten Unmut und Besorgnisse. Der Herr Pastor war beides, unmutig und besorgt. Denn erstens hatte er drei Tage bei den lieben Schwiegereltern zugebracht, und zweitens hatte er auf dem Bahnhofe ein paar Stunden auf den Wagen warten müssen, der ihn abholen sollte. Man hatte es in Abbersroda mit der Zeit nicht genau genommen, den Wagen verspätet abgesandt und dem Knechte noch Aufträge gegeben. So war dieser in der Stadt herumgebummelt und ein paar Stunden zu spät erschienen. Inzwischen hatte die Frau Pastorin mit ihren fünf Kindern im Wartesaale fast verzweifeln wollen, und der Herr Pastor

hatte, sich für die Seinen opfernd, ein Glas Bier nach dem andern getrunken, was er nicht vertragen konnte. Und dabei regnete es draußen, und die Zukunft sah trotz der fünftausendachthundert Mark so trübselig aus wie das schmutzige Pflaster und die kahlen Bäume draußen, und die Frau Pastorin fing schon an, sich nach ihrem alten Heim zurückzusehnen.

Endlich saß man im Wagen, der seinen Weg bedächtig entlang kroch. Eine schnelle Bewegung war ja auch weder von diesem Knechte noch von den beiden Percherons zu erwarten. Unterwegs war Zeit vollauf, sich zu sorgen, ob auch alles, was vorausgeschickt war, gut angekommen sei. So kam man an den Franzosenberg, eine steile Bodenwelle, hinter der Abbersroda lag. Da stand etwas am Wege, auf halber Höhe des Berges, ein großer Kasten, schief und verdächtig. Mein Gott, das war ja der Möbelwagen! Festgefahren, und kein Mensch dabei. Man hatte, wie sich später zeigte, statt den Umweg über Grasleben zu machen, aus Bequemlichkeit den Weg über den Franzosenberg eingeschlagen, war in dem schlechten Wege auf halber Höhe sitzen geblieben, hatte die Deichsel abgebrochen, war mit den Pferden davongegangen und hatte den Wagen bis auf weiteres stehen lassen. Es war auch sonst keiner da, der sich verpflichtet gefühlt hätte, sich seiner anzunehmen. Und so stand er schon zwei Tage an seiner Stelle. Mit Mühe konnte die Glaskutsche um ihn herumfahren, und sie wäre dabei beinahe in den Graben geraten und umgeschlagen. Die Frau Pastorin rang die Hände, soweit dies zwischen ihren Kindern und Paketen möglich war; ihre schlimmsten Befürchtungen fingen an sich zu bewahrheiten.

So kam man ins Dorf und auf den Pfarrhof. Unter andern Umständen wäre dies der Augenblick gewesen, wo man einige freudige und hoffnungsreiche Herzbewegungen hätte empfinden müssen. Aber der Umzug und das Wetter duldeten es nicht. Da standen auch die beiden Ackerwagen, die Wäscherolle und das Holz unter dem Schauer im Trocknen, der Ofen und die Bücherkisten im Regen. Kein Mensch war zu sehen. Nur aus dem Nachbarhause vorm Tor steckte ein alter Kerl Kopf und Pfeife zum Schiebefenster heraus. Es war Vetter Heinemann, Nachbar, Einwohner und Maurer in Abbersroda. Dieser wurde also herangewinkt und nach dem Schlüssel zum Pfarrhause gefragt. Vetter Heinemann wußte von nichts und hielt es für möglich, daß der Schulze den Schlüssel habe, wenn er nicht beim Nachtwächter sei. Er wurde aber zum Kirchenrendanten geschickt. Der Herr Kirchenrendant möchte kommen, der Herr Pastor wäre da. Vetter Heinemann ging also ab. Inzwischen wurden die Kinder aus dem Wagen herausgezählt. Es stimmte, sie waren alle da. Man brachte sie in einer leidlich trocknen Hofecke unter und gab die letzte Beruhigungsschokolade aus.

Endlich kam der Herr Kirchenrendant an, und in gemessener Entfernung, einer hinter dem andern, ein paar Männer. Nach allseitiger Begrüßung wurde die Lage der Dinge betrachtet und mit bedächtiger Gründlichkeit erörtert, was alles hätte vorbereitet und gemacht werden können. Man entwickelte schöne und kluge Gedanken. Es war nur schade, daß von alledem nichts ins Werk gesetzt war. Man schloß mit einer gewissen Feierlichkeit die Tür zum Pfarrhause auf. Der Fußboden des Vorsaals und der

Zimmer war mit weißem Sande bestreut, die Decken waren von Vetter Heinemann geweißt, das heißt streifig mit blauweißer Farbe angestrichen. Es roch alles nach Kalk und Seife. Was sieht so ein leeres Haus nüchtern und unfreundlich aus! Kein Tisch, kein Stuhl, kein Topf, kein Feuer auf dem Herde. Und die Kinder müssen doch ihre Milch haben.

Nachdem man eine flüchtige Einsicht in die Räume genommen hatte, fühlte sich der Herr Kirchenrendant verpflichtet, ein paar angemessene Worte zu sagen, aber es fiel ihm trotz ernstlichen Nachsinnens nichts ein, und so beschränkte er sich darauf, indem er dem Herrn Pastor und auch der Frau Pastorin die Hand bot, zu sagen: Na, Herr Pastohr und auch Fru Pastohrin, na — dat is nu so.

Die Leute waren nicht übel, sie taten alles, wozu sie angestellt wurden, aber von allein kamen sie nicht in Bewegung. Das Anstellen besorgte also die Frau Pastorin, wobei sie freilich daran verzweifeln wollte, wie in den wenigen Tagesstunden noch alles unter Dach kommen sollte. Vor allem mußte doch der Möbelwagen heran, denn in diesem waren die Betten.

Ach wat, Fru Pastohrin, sagte der Kirchenrendant, machen Sie sich man keine Sorgen, wir haben Tied über Tied. Wenn jetzt Klaus mit Edewarden seinen Pferden und einer Kette und einer Deichsel losgeht, und wenn sie den Wagen den Berg wieder runter getreckt hebben, und wenn sie hernach über Grasleben fahren und es ist alles gut'egahn, dann können sie gut und gerne um Glock fünfe widder hier sein.

Das gebe Gott, sagte die Frau Pastorin.

Der Wagen war auch wirklich um sieben Uhr da. Es war schon finster geworden. Bei Laternenschein wurde alles ins Haus hineingetragen und hingestellt, wie es gerade kam. Um zehn Uhr waren die Kinder in ihre Betten gebracht, und um zwölf Uhr hatten sich der Pastor und die Frau Pastorin so etwas wie ein Lager zurecht gemacht. Es ging zu wie in Kriegszeiten. Am andern Morgen in aller Frühe begann die Arbeit von neuem. Es war schon Sonnabend, und am Sonntag mußten mindestens die Stuben und die Küche in Ordnung sein, denn an diesem Tage sollte nicht bloß die Einführung stattfinden, zu der der Herr Ephorus und zwei Pastoren erwartet wurden, es mußte auch ein Festmahl hergerichtet werden, an dem der Gemeindekirchenrat, der Gemeindevorstand und die Herren Lehrer zusammen mit den geistlichen Herren teilnahmen. Die Frau Pastorin wollte verzagen, wenn sie bedachte, was dazu noch alles zu tun war, und ob auch der Braten und die Fische aus der Stadt zur richtigen Zeit da sein würden, und ob auch der Kochofen nicht rauchen werde. Auf den lieben Mann war nicht stark zu rechnen. Das beste war, er setzte sich in seiner Stube hinter seine Predigt. Und das neue Mädchen verstand nichts und mußte die Kinder beaufsichtigen. Es blieb also wieder alles an der Frau Pastorin hängen.

Das erste war, daß der neue Ofen in der guten Stube aufgestellt wurde. Der Ofen, ein Amerikaner, der glücklicherweise nicht auseinander genommen zu werden brauchte, bedurfte eines Untersatzes, der vom Vetter Heinemann aus Ziegelsteinen und Lehm gebaut werden sollte. Vetter Heinemann erschien denn auch

gegen acht Uhr, besah sich die Stelle mit nachdenklichen Blicken und verschwand wieder. Nach einer halben Stunde kam er mit drei Mauersteinen an. Da diese offenbar nicht reichten, so verschwand er abermals und kam nach einer halben Stunde nochmals mit drei Steinen an. Diese sechs Steine wurden erst einmal rechts und dann einmal links hingestellt. Und da sie nun gerade auf der Stelle standen, wo der Ofen hinsollte, so mußten sie noch einmal umgepackt werden. Jetzt verschwand Vetter Heinemann abermals und erschien nach gemessener Zeit mit einer Schürze voll Lehm. Darauf zog er hinter der Frau Pastorin her und verlangte von ihr unter ausführlicher Begründung einen alten Topf. Da die Frau Pastorin auf alte Töpfe nicht eingerichtet war, so ging er nochmals ins Dorf, um sich einen zu borgen, was umständliche Verhandlungen nötig machte und wieder eine halbe Stunde kostete. Endlich war der Lehm eingemacht, und die Arbeit begann. Mit größtem Bedacht wurde die Lage der Steine probiert und noch einmal probiert, und dann wurden sie mit Lehm auf den Boden geklebt. Und wie Vetter Heinemann fertig war und den Ofen aufstellen wollte, mußte er die betrübende Erfahrung machen, daß sein Postament zu klein war. Es mußte also alles wieder weggerissen und die schwierige Arbeit von neuem begonnen werden. Im Hintergrunde rang die Frau Pastorin die Hände, denn sie konnte ja nicht von der Stelle kommen, ehe nicht der schreckliche Mensch mit seinem Schmutze aus dem Hause war. Es fehlte zur Vollendung des Postaments noch ein Stein, als die Mittagglocke läutete. Vetter Heinemann war nicht zu bewegen, erst seine

Arbeit fertig zu machen und dann zu essen. Er ging davon. Jetzt verlor die Frau Pastorin die Geduld, ergriff die Kelle und den Hammer und setzte den Stein selbst ein, zwar etwas schief, aber sie vollendete das Werk, sie ließ den Ofen aufstellen, das Rohr einfügen, und als Vetter Heinemann wieder ankam, fand er das Haus mit Besemen gekehrt und mit Gardinen geschmückt und für ihn und seinen Bauschmutz keinen Raum mehr. So etwas war ihm in seinem Leben noch nicht vorgekommen. Er hatte sich seine Arbeit so schön eingeteilt, daß ein Tagelohn herauskommen sollte, nun war er schon zu Mittag exmittiert. Seine ahnungsvolle Seele fürchtete für die Zukunft schlimme Zustände.

Gegen Abend waren gute Stube, Wohnstube und Küche eingerichtet. Gerade sah sich die Frau Pastorin mit aufseufzender Befriedigung in ihrer blitzblanken guten Stube um — der liebe Gotthold stampfte oben in seinem noch schlimm aussehenden Studio noch auf und ab —, da erklang die Hausglocke, und man hörte schwere Schritte und Murmeln im Flur. Es war eine Deputation angesehener Einwohner von Abbersroda, die, den Herrn Kaufmann Ölschläger an der Spitze, den neuen Herrn Pastor unter Überreichung von Brot und — Butter begrüßen wollte. Eigentlich hatte es Brot und Salz sein sollen, so war wenigstens die Idee von Herrn Ölschläger gewesen, der etwas ähnliches auf einem Polterabend gesehen hatte; aber den Abbersrodaern war es despektierlich erschienen, wenn ein Ort, der so im Fette säße, Salz überreichen wollte. Der Herr Pastor wurde also gerufen, und man reichte sich die Hände zur Begrüßung. Darauf trat Herr Ölschläger vor und las, während ein andrer

verstohlen Brot und Butter auf den Tisch schob, ein Gedicht vor, das mit Rücksicht auf die Butter, und weil es sich nicht um einen Polterabend handelte, geändert worden und dabei etwas außer Schick gekommen war. Hierauf mußte natürlich der Herr Pastor antworten. Er wäre ein schlechter Theologe gewesen, wenn er nicht den pastoralen Sinn herausgefunden und das Brot auf das Brot des Wortes Gottes ausgedeutet hätte. Mit der Butter konnte er freilich nichts anfangen, da er nicht sicher war, ob Butter in der Bibel vorkommt, dafür redete er von Milch und Honig und andern schönen Dingen und deutete es auf den Reichtum geistlicher Güter. Was der Herr Pastor eigentlich gemeint hatte, hatte die Deputation nicht verstanden, aber es war eine schöne Rede gewesen, und man zog höchst befriedigt ab. Als die Männer das Zimmer verlassen hatten, sah es aus, als wenn Vetter Heinemann niemals aus ihm vertrieben worden wäre, und ein Glas Rotwein war über der Frau Pastorin schöne weiße Tischdecke ausgegossen. Danach kamen noch der Gemeindekirchenrat und der Schulvorstand und der Gemeindevorstand und zuletzt der Herr Kantor mit der Schuljugend, die draußen auf dem Hofe sang. Und jedesmal mußte geredet werden — der Herr Pastor mußte schon Anleihen an seine Einführungspredigt machen —, und jedesmal mußte Wein und Kuchen gereicht werden. Und in der unruhigen Seele der Frau Pastorin stieg eine neue Sorge auf, ob denn auch der Wein morgen reichen, und ob sich ein Ersatz für den Kuchen schaffen lassen werde.

Endlich nach langen Ständern und langsam schleichender Unterhaltung war das Haus von Gästen leer geworden. Es wurde wieder tiefe Nacht, ehe die Frau

Pastorin alles wieder gereinigt und beiseite gebracht hatte, und ehe sie mit ihrem lieben Gotthold ihr noch immer sehr mangelhaftes Lager aufsuchen konnte. Mit Sorgen schlief sie ein, und mit Sorgen wachte sie auf. Wie sollte alles bewältigt werden? Das Frühstück für den Herrn Superintendenten und Kirchengehn und Kalbsbraten und Tischdecken und Servieren? Und das neue Mädchen, das bisher nur mit Kühen Umgang gepflogen hatte, stellte sich doch gar zu ungeschickt an. Man war ja nicht sicher, daß sie dem Herrn Superintendenten die Bratensauce über den Kopf schüttete! Auch der Herr Pastor hatte seine Sorgen, aber diese bezogen sich mehr auf Geldfragen, auf die Auseinandersetzung und die Transportkosten.

Der Herr Superintendent und die beiden Herren Amtsbrüder, die bei der Einführung assistieren sollten, kamen erst im letzten Augenblick an. Der Glockenläuter, der Herr Kantor und der Liederjunge belagerten schon die Pfarre. Und das Frühstück stand schon seit einer Stunde da, und die Schokolade auf dem Ofen hatte schon eine dicke Haut bekommen. Der Herr Superintendent lehnte sehr zum Leidwesen der Herren Assistenten, die einen weiten Weg hinter sich und Hunger hatten, das Frühstück aus pastoraler Gewissenhaftigkeit ab und verbrannte sich auf dringendes Zureden der Frau Pastorin nur flüchtig die Lippen an der heißen Schokolade. Er sprach nur in halblauten, weihevollen Tönen und vermahnte, dem Herrn Pastor und der Frau Pastorin die Hände drückend, zur Einkehr und Stille für die heilige Stunde. Lieber Gott, Stille und Einkehr, wo innerlich alles durcheinander schreit! In die Kirche gehn und andächtig sein sollen und währenddessen fürchten müssen, daß

das Mädchen oder die Kochhilfe den Kalbsbraten anbrennen läßt — was das bedeutet, das kann nur ermessen, wer es selbst erlebt hat, und das ist nicht der Herr Pastor, sondern die Frau Pastorin.

Die Einführung verlief höchst feierlich. Der Herr Kantor tat sich auf der Orgel hervor mit einem ewig langen Vorspiel, und die Kinder sangen eine Motette, die einzuüben viel Mühe gemacht hatte, und die auch dementsprechend klang, und der Herr Superintendent hielt eine aus der Tiefe schöpfende Ansprache. Er verglich das geistliche Amt mit dem feurigen Wagen Eliä, dessen Ziel sei, himmelwärts zn fahren. „Und wenn der Weg steil ist, und wenn die Räder im Schlamme der Feindschaft stecken bleiben, und wenn du selbst fürchtest, fallen zu müssen, eins halte dich aufrecht: der Herr wills, und der Weg geht überwärts, klug zu machen.“ Hier schüttelte der Schulze, der sich der Klügste in der Gemeinde deuchte, weil er der mißtrauischste war, ein Dutzend mal unwillig den Kopf, denn er meinte, der Herr Superintendent stichle auf den stecken gebliebnen Möbelwagen, und daß man dort beinahe die Kutsche umgeworfen hatte.

Die Frau Pastorin hatte sich vor Schluß aus der Kirche weggestohlen. Als die geistlichen Herren aus der Kirche kamen, roch das Haus in Hoffnung erweckender Weise nach Braten und Suppenkräutern. Das Festessen verlief ohne Unfall. Der Braten war zwar nicht ganz so, wie er unter andern Umständen hätte gewesen sein können, aber der Fisch war gut, und der Wein reichte, und der Bebberig, den es zum Schluß gab, fand bei den Herren Bauern großen Anklang. Als glücklich der Kaffee gereicht worden war, warf sich die Frau Pastorin auf ihr Bett und streckte Arme

und Füße von sich; sie war mit ihren Kräften zu Ende. Es möge gleich hier gesagt werden, daß sie mehr als vier Wochen brauchte, um sich wieder zu erholen.

Nun folgte die Auseinandersetzung, die volle fünf Stunden dauerte, wobei mit Zwölfteln, Zweiundfünfzigsteln und Dreihundertundfünfundsechzigsteln gerechnet wurde, daß alle rote Köpfe bekamen, und wobei geraucht wurde, daß die Luft aufhörte, zu den durchsichtigen Körpern zu gehören. Pastor Heinrichs, der mit den Verhältnissen nicht vertraut war, mußte sich auf die rechnenden Herren verlassen. Er hätte auch nicht, selbst wenn er es gewollt hätte, folgen können. Es war über ihn ein Gefühl der Stumpfheit gekommen. Er hörte nur immer, als wärs eine Sache, die ihn gar nicht angehe: Der Neopastor hat zu bezahlen an die Witwe, er hat zu bezahlen an die Vakanzkasse, er hat zu bezahlen an die Witwenkasse, er hat zu übernehmen, zu vergüten, zurückzuerstatten, vorzuschießen. Und was hat er selbst einzunehmen? Vor nächste Michaelis nicht viel. Pastor Heinrichs raffte sich auf und suchte das geltend zu machen, aber es half ihm nichts. Schließlich gab er den Widerstand auf und unterschrieb.

War man jetzt fertig? Nein, jetzt kam noch die Frage der Umzugskosten. Der Herr Schulze zeigte sich wenig entgegenkommend. Er hatte sich über die Predigt des Herrn Superintendenten geärgert und wollte nun zeigen, daß man die Gemeinde auf der Kanzel nicht lächerlich machen dürfe. Er setzte also seinen Dickkopf auf. Er fände es überhaupt nicht recht, meinte er, daß die Gemeinde und nicht die Kirchenkasse die Kosten bezahlen solle. Es bedurfte langer Auseinandersetzungen, bis er begriff, daß im Landrecht etwas

andres stehe, als er und sein juristischer Hintermann sich ausgedacht hatten. Nun, erwiderte er, dann würde die Gemeinde aber auch nicht mehr tun, als sie zu tun verpflichtet sei. Und Kosten hätten sie überhaupt nicht zu erstatten, sondern nur Fuhren zu leisten. Das mußte der Herr Superintendent als richtig anerkennen. Aber, meinte Herr Pastor Heinrichs, Möbel könne man doch nicht auf Ackerwagen fortschaffen, auch könne man halbwegs nicht umladen, auch habe er nach dem Allgemeinen Landrecht Teil II, § 410 das Recht ...

Herr Bruder, sagte hier einer der Herren Assistenten, Herr Bruder, nehmen Sie den Rat eines alten Praktikus an. Wenn Ihnen daran liegt, mit Ihrer Gemeinde in Frieden auszukommen, so lassen Sie Landrecht Landrecht sein.

Ich soll also die Kosten selbst bezahlen.

Freilich! Kommt man über den Hund, so kommt man auch über den Schwanz.

Es war dasselbe Wort, mit dem er einst seine liebe Frau getröstet hatte; ihm selbst klang es jetzt nicht sehr tröstlich. Woher nun all das Geld zu den Zahlungen nehmen? Und wovon ein Jahr lang leben? Aber er war mürbe geworden und gab nach.

Nach ein paar Jahren traf ich Herrn Pastor Heinrichs auf dem Potsdamer Bahnhof. Ich hätte ihn fast nicht wieder erkannt. Denn er hatte runde Backen aufgesetzt, was übrigens nicht zu seiner Verschönerung beitrug, und marschierte mit seinen kurzen Beinen so sicher und selbstbewußt, wie früher nie, wo er immer zu sagen schien: Entschuldigen Sie nur, daß ich da bin.

Sieh da, Herr Pastor, rief ich, was machen Sie?

Wie ist es Ihnen ergangen, seit wir uns nicht gesehen haben? Es war ja wohl kurz vor Ihrer Versetzung.

Danke, danke, erwiderte er, jetzt macht sichs. Aber an den Umzug will ich denken. Und an das Jahr hinterher auch. Ich habe in meinem Leben nie so gedarbt als in dem ersten Jahre, daß ich fünftausendachthundert Mark Einkommen hatte.

4

Das Grossiusdenkmal

Die Pietät ist bekanntlich die Mutter der Humanität. Der Mensch ehre das Geschlecht, auf dessen Schultern er steht, er ehre seine großen Toten. Welche Fülle von Kunst und Wissenschaft hat uns nicht die Vergangenheit hinterlassen! Nun würde es allerdings zuviel verlangt sein, alle diese Werke der Vergangenheit zu lesen oder zu verstehn; was man aber billigerweise erwarten kann, ist, daß das jetzt lebende Geschlecht wenigstens die Namen seiner großen Männer wisse, behalte, mit Ehrfurcht ausspreche und durch Gedenktafeln unsterblich mache.

Ziehen wir alles das in Betracht, so können wir uns nicht wundern, daß in Tscheiplitz, einer durch Bildung, Bürgersinn und Vergangenheit ausgezeichneten Stadt, den Männern, die einst als Künstler, Gelehrte und Stadthäupter zu dem Ruhme und Wohlstande der Stadt beigetragen haben, ein dankbares Gedächtnis bewahrt wird, und daß kein Fremder die Stadt besucht, ohne daß man ihm das Grossius-

haus in der Krummen Gasse oder das Heinrich Schulze-Denkmal auf der Promenade oder die Gedenktafel für August Leim, einen Dichter aus dem Kreise des Hainbunds, gezeigt hätte. Leider verfügt man in Tscheiplitz nicht über Namen ersten Ranges — wo sollten die auch alle herkommen —, aber ist man den Mitstrebenden zweiten Ranges nicht auch Dank schuldig? Und was Andreas Grossius anbetrifft, so dürfte dessen Name der musikalischen Welt bis über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt sein. Ist er doch der Komponist vieler schwieriger und gelehrter Fugen und Kantaten und eines leider verloren gegangnen Oratoriums: David und Goliath. Dieser Andreas Grossius war, wie als bekannt vorausgesetzt werden darf, Hofmusikus im Dienste Augusts des Starken, bis er wegen einer zu derb geratnen Ohrfeige Seiner Majestät gekränkt und für sein Leben zitternd bei Nacht und Nebel Dresden verließ. Er wurde in Tscheiplitz Organist an Sankt Martini und entschlief gottselig im Jahre 1743, betrauert von sieben Söhnen, zwei Töchtern und zahlreichen Enkeln. Sein Grab soll an der Südseite der Martinikirche gelegen haben. Später ist davon nichts mehr zu finden gewesen. Auch die Erinnerung an seine musikalische Bedeutung würde Schaden gelitten haben, wenn nicht der unermüdliche Musikdirektor Maue im Ratsarchiv einige Festkantaten gefunden, umgeschrieben und veröffentlicht hätte. Eine von ihnen, eine Weihnachtskantate: „Susu, lieb Jesulein“ ist auch kürzlich im Oratorienverein aufgeführt worden. Die Urteile waren geteilt. Die Sänger, die sich ein halbes Jahr damit gequält hatten, fanden sie sehr schön und fast von Bachischer Großartigkeit, die

Zuhörer waren weniger erbaut und wollten nichts darin finden. Mag sich dies nun verhalten, wie es wolle, jedenfalls bedeutet der Name Andreas Grossius ein Ehrenblatt in dem Kranze von Tscheiplitz, um das andre Städte mit Fug und Recht neidisch sein könnten.

Vor einiger Zeit beschloß der Gemeindekirchenrat, in der Martinikirche Heizung anzulegen. Dazu mußte an der Südseite der Kirche, und zwar im Innern, eine tiefe Grube ausgeworfen werden. Als man die Steinplatten des Fußbodens aufhob, fand man auf der Unterseite einer dieser Platten das Brustbild eines Mannes in großer Perücke, mit nicht mehr erkennbaren Gesichtszügen. Das Steinbild hatte offenbar früher bildaufwärts am Boden gelegen, und vieler Menschen Füße waren darüber hingewandelt. Die rechte Hand war emporgehoben und hielt ein Tuch, die linke ruhte auf einem offnen Buche. Darunter war die Inschrift zu lesen: Andreas Grossius obiit aetatis LXII anno Dei 1743. Damit war das lange vermißte Grab Grossii gefunden. Der aufgedeckte Stein war das Epitaph, und der Meister war darauf dirigierend dargestellt, das Dirigententüchlein statt des Taktstocks in der Hand, wie das früher Sitte war.

Das Gerücht des großen Ereignisses durcheilte die Stadt. Sogleich versammelte sich das geistliche Ministerium, der Herr Musikdirektor Maue und andre hervorragende Personen. Man stand flüsternd im Kreise um die Grube und schaute mit Spannung, ja mit innerer Bewegung und dem Bewußtsein, einen geschichtlichen Augenblick zu erleben, zu, wie die Arbeiter fortfuhren zu graben. Sie räumten einigen Schutt beiseite und trafen dann auf einen Steinsarg.

Der Deckel wurde mit aller Vorsicht abgehoben, man fand ein wohl erhaltnes Gerippe, die sterblichen Reste eines großen Mannes. Jetzt wurde auch ein Schädel heraufgereicht, jetzt noch ein zweiter — und noch ein dritter. Himmel, höre auf zu segnen. Du gibst des Guten zuviel.

Was nun machen? Man beschloß, Sarg und Inhalt herauszunehmen, die kostbaren Reliquien dem Küster auf die Seele zu binden und das übrige der öffentlichen Diskussion zu überlassen.

Natürlich fand sich am nächsten Tage im „Lokalen" des Tageblatts die erfreuliche Mitteilung, daß das längst gesuchte Grab des Andreas Grossius, des berühmten Organisten der Martinikirche, gefunden worden sei. Dann folgten eine ausführliche Beschreibung des Vorgangs und der Ausdruck der Erwartung, daß die Stadt ihrer Ehrenpflicht eingedenk sein und ihrem großen Mitbürger eine würdige Ruhestätte bereiten werde.

Ein solches „Eingesandt" kann niemals ohne Entgegnung bleiben, und so brachte denn die nächste Nummer die in etwas spöttischem Tone gehaltne Bemerkung, daß man nichts dagegen habe, wenn aufgefundne Gebeine in würdiger Weise beigesetzt würden, daß es aber doch recht zweifelhaft sei, ob die aufgefundnen alten Knochen die eines Grossius seien. Jedenfalls stehe fest, daß dieser gelehrte Organist, mochte er auch ein noch so großer Künstler gewesen sein, keine drei Köpfe gehabt haben könne. Es dürfte einigermaßen schwierig sein, den echten Kopf zu finden, und am Ende sei es auch gleichgiltig, welches der echte oder der unechte Schädel sei. Man solle alles nur ruhig wieder vergraben.

Die letzten Bemerkungen verursachten eine mißbilligende Abwehr, in der gesagt wurde, glücklicherweise sei die Pietät der Stadt noch nicht auf das Niveau des Einsenders hinabgesunken.

Darauf mischte sich ein neuer Ungenannter in die Diskussion. — Man habe es unterlassen, die Wissenschaft bei vorliegender Frage in Betracht zu ziehen. Die Wissenschaft löse alle Siegel, sie werde, wenn sie mit der Aufgabe betraut werde, auch festzustellen wissen, welcher der drei Schädel für den von Grossius in Anspruch zu nehmen sei. Denn es seien glücklicherweise Anhaltspunkte vorhanden, auf denen eine wissenschaftliche Untersuchung fußen könnte. Es existiere eine Silhouette von Andreas Grossius, die, „soweit Einsender sehe", echt sei. Ebenso seien noch die Perücke und die Brille des Meisters vorhanden. Diese Stücke, die sich im Besitze des Altertumsvereins befänden, und die bestimmt seien, den Grundstock zu einem Grossiusmuseum zu bilden, würden „nach dem Ermessen" des Einsenders hinreichen, die Frage der Echtheit des Schädels zu entscheiden. Es komme nur darauf an, daß sich ein Mann fände, der sich der Aufgabe mit Sachkenntnis unterziehe.

Der Mann fand sich. Es war der Verfasser eben dieses letzten Eingesandts.

Einige Zeit darauf verriet Frau Justizrat Blanke in einem Kaffee, was eigentlich noch verborgen bleiben sollte, daß sich ihr Schwager Vollhaase, er war Professor an der benachbarten Universität, die Schädel, die Silhouette, die Perücke und die Brille habe kommen lassen, und daß nächstens Überraschungen zu erwarten stünden. Nicht lange darauf erklangen im Tage-

blatte große Töne über eine eminente wissenschaftliche Leistung. Der richtige Schädel des Andreas Grossius sei gefunden. — Herr Professor Vollhaase, dem diese Entdeckung zu danken war, hatte eine wahrhaft geniale Methode ersonnen. Er hatte von der Silhouette eine photographische Aufnahme auf Glas herstellen lassen, desgleichen von den Profilen der drei Schädel. Darauf hatte er mit Hilfe eines Skioptikons Silhouette und Schädel übereinander auf eine Plane projiziert, und siehe, der Schädel A, der von vornherein für den des Grossius angesehen wurde, deckte genau die Silhouette. Leider mußte hinterher festgestellt werden, daß die beiden andern Schädel auch deckten. Hierdurch würde allerdings das gewonnene erfreuliche Resultat in Frage gestellt worden sein, wenn die Findigkeit des Herrn Professors nicht einen neuen Beweis beigebracht hätte. Er füllte die Höhlungen der Schädel mit Erbsen und wog diese. Es ergab sich für

Schädel	A	1250,3479	Gramm Erbsen
„	B	1178,0055	„ „
„	C	1099,1401	„ „

Die Zuverlässigkeit des Resultats ergibt sich aus der vierstelligen Dezimalziffer. Demnach ist Schädel A, der das schwerste Gehirn enthielt, der des gelehrten Komponisten. Aber auch damit noch nicht zufrieden, probierte der Herr Professor auch Perücke und Brille dem Schädel A auf. Sie paßten beide vollkommen. Somit hatte die Wissenschaft eine scheinbar unlösliche Aufgabe gelöst. Sie hatte die Authentizität des Schädels von Andreas Grossius festgestellt, sie hatte der Kunst die Unterlage geboten, die Züge des unvergeßlichen Meisters wieder herzustellen. Dieser letzten Aufgabe unterzog sich August Vierling, ein

junger und talentvoller Bildhauer und Schüler von Begas, der gerade nichts zu tun hatte. Er modellierte mit Hilfe des Schädels, der Silhouette und des abgetretnen Leichensteins eine Büste von Andreas Grossius, der man den Vorzug der Ähnlichkeit um so weniger absprechen konnte, als man ja nicht wußte, wie Grossius eigentlich ausgesehen hatte.

Um den Eindruck zu vervollständigen, wurde in den Räumen des Kunst- und Altertumsvereins am Todestage des Meisters eine Grossiusausstellung veranstaltet. Hier war in stimmungsvoller Umgebung aufgebaut das Skioptikon, die Leinwandplane, die Glasphotographien, die Schädel A, B, C in Gipsabgüssen, die Silhouette, die Erbsen, die Perücke, die Brille und die Büste von der Hand August Vierlings. Diese Ausstellung mußte natürlich jedermann sehen, und jedermann mußte darüber seine Meinung äußern. Es ist nicht zu verwundern, daß die Meinungen und Ansichten weit auseinander gingen. Was die Büste anbetraf, so wurde sie vielseitig bewundert, und aus den Zügen des Antlitzes wurde mit Leichtigkeit die ganze Meisterschaft herausgelesen, die Grossius gehabt haben soll. Nur darüber war man uneins, ob das Gesicht mit Rücksicht auf die Andeutungen der Grabplatte zu dick oder zu dünn geraten sei. Die Diskussion wurde im Tageblatte fortgesetzt und gewann dort sehr an Schärfe. Es ist verdrießlich, wenn der Deutsche, statt sich einfach dem Machtspruche der Wissenschaft zu beugen, überall seine eigne Ansicht haben will. Ein Herr Q ging in seiner zersetzenden Kritik so weit, alles anzuzweifeln, die Echtheit des Schädels, denn bei einer Methode, wie sie hier angewandt worden sei, könne

man alles beweisen, die Echtheit des Gerippes, denn die Beckenknochen seien auffallend breit und ließen eher auf eine alte Frau schließen, und selbst die Echtheit der Silhouette, denn die Mode der Silhouette sei erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aufgekommen, und vielleicht stelle das vorliegende Bild gar nicht Andreas Grossius den ältern dar, sondern Andreas Grossius den jungen, den fünften Sohn des alten Grossius.

Hierauf wurde von verschiedner Seite mit Nachdruck geantwortet: Herr Ω sei sattsam als nörgelnder Besserwisser bekannt, man werde sich nicht wundern, wenn er nächstens auch die Echtheit des Epitaphs bestreite. — Herr Ω beweise, daß er wenig in der Kunstgeschichte bewandert sei, sonst müßte er wissen, daß schon in Dürers Projektionslehre eine Anleitung zum Zeichnen von Silhouetten enthalten sei. Und wenn auch die fragliche Silhouette von Grossius dem jüngern herrühren sollte, so bliebe immer noch die Familienähnlichkeit als Beweismittel übrig. — Herr Ω habe den Versuch gemacht, die Echtheit des Skeletts in Zweifel zu ziehn. Wenn auch zugegeben werden müsse, daß die Beckenknochen etwas stark seien, so komme das doch auch bei Männern vor und erkläre sich bei Grossius in natürlichster Weise aus seinem Organistenberufe. Denn durch das fortgesetzte Pedalspielen hätten sich die untern Extremitäten kräftiger ausbilden müssen.

So spann sich der Streit einige Monate hin, bis das öffentliche Interesse mehr und mehr erloschen. Nur in den näher beteiligten Kreisen glühte die Grossiusfrage weiter. Da kam die Angelegenheit von neuem in Fluß, als die Kirchenheizung vollendet

war und von einer Kommission abgenommen wurde. Hierbei fragte man auch nach dem Epitaph und den Gebeinen von Grossius. Die Gebeine lagen in einer Kiste in der Balgenkammer, und die Grabplatte in einem Winkel des Turms. Man hatte sie beim Transport fallen lassen, und sie war in drei Stücke zerbrochen. Dies erregte großes Ärgernis. Sogleich erschien ein Aufsatz im Tageblatte, worin im Tone luftschnappender Entrüstung die Pietätlosigkeit der Kirchenverwaltung gegeißelt und die Entweihung ehrwürdiger Reliquien bejammert wurde. Sogleich trat ein Komitee zusammen, dem die angesehensten Männer der Stadt, natürlich auch Herr Musikdirektor Maue und Herr Justizrat Blanke angehörten.

Dieses Komitee begann seine Tätigkeit mit dem feierlichen Beschlusse, daß die aufgefundnen Gebeine die echten Gebeine von Andreas Grossius seien, daß diese an einer geeigneten Stelle der Kirche beizusetzen seien, und daß man die zerbrochne Grabplatte durch eine neue, aber im Stile der alten zu haltende, zu ersetzen habe. Dies genügte jedoch Herrn Justizrat Blanke nicht. Wofür hat man denn seine großen Männer? Doch um sie zu ehren, das heißt in ihrem Namen Sammlungen zu veranstalten, Unternehmungen zu beginnen, zu debattieren und zu dirigieren. Dein großer Mann ist wie ein großer Baum, auf dem viele kleine Vögel ihre Nester bauen. Demnach wurde also beschlossen, unter Vermittlung von Rudolf Mosse in einer Anzahl großer Zeitungen Aufrufe drucken zu lassen, in denen Gaben zur Herstellung einer würdigen Begräbnisstätte für Andreas Grossius erbeten wurden. Hierzu wurde das Komitee sehr

erweitert. Jeder, der zwanzig Mark oder darüber gezeichnet hatte, wurde ins Komitee aufgenommen, und die lange Reihe von Namen unter dem Aufrufe machte sich überaus feierlich. Dies hatte zur Folge, daß die schon gesammelten Gelder für die Annoncen wieder ausgegeben wurden. Doch das schadete nichts. Eine große Sache darf nicht in kleinlicher Weise, sie muß in großem Stile behandelt werden.

Leider gab die Büste Grossii, die August Vierling gearbeitet hatte, Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten auch zwischen den maßgebenden Personen des Komitees. Den einen war das Gesicht, mit Rücksicht auf das allerdings nicht klar erkennbare Bild der Grabplatte, zu dick und den andern zu dünn. Nur über das Profil war man einig, da es ja durch die Silhouette festgelegt war. In schöner Selbstverleugnung verzichtete der Künstler auf die Ausführung seines Werks und überraschte eines Tags das Komitee mit einem neuen Entwurf, einem Relief nach der Art der ursprünglichen Grabplatte. Grossius, von hinten gesehen, sitzt vor der Orgel auf der Orgelbank, den Kopf seitwärts gewandt und über die Schulter singend in einer Bewegung, die in glücklichster Weise der Natur abgelauscht war. Denn genau so macht es auch der gegenwärtige Kantor Schmidt noch heute, wenn er zur Unterstützung des Tenors oder des Basses von der Orgel aus dazwischen singt. Darunter sollte eine angemessene Inschrift kommen. Nicht die alte; vielmehr mußte von einem klassischen Philologen eine so klassische Inschrift verfertigt werden, als habe Grossius zu Zeiten Ciceros gelebt. Im übrigen gefiel der Entwurf ganz ungemein, und man stellte mit Genugtuung fest, daß bei dieser Auffassung sowohl

die Silhouette als auch die starke Bildung der Beckenknochen zu ihrem vollen Rechte kamen.

Hierbei darf nicht bemängelt werden, daß es eigentlich nur drei bis fünf Personen waren, die im Namen des großen Komitees tätig waren. Für alle Sitzungen eine so große Körperschaft zusammenzubringen, von der viele nicht einmal in Tscheiplitz wohnten, war kaum möglich; es war auch nicht einmal nötig. Man konnte ja annehmen, daß die Sache in den allerbesten Händen sei, und daß man also nicht nötig habe, sich um jede Einzelheit zu bekümmern. Wenn es zur Einweihung oder zum Festmahle kam, war es ja Zeit genug, sich wieder herbeizufinden. Unter den fünf Getreuen herrschte nun wieder Herr Justizrat Blanke, einesteils als der Schwager des berühmten Mannes, dem die Welt die Feststellung der Echtheit der Gebeine eines Grossius verdankt, andernteils, weil Herr Kirchenrat Möbius, der der eigentliche Vorsitzende war, durch Alter und Arbeitslast verhindert wurde, die Pflichten seines Amts zu erfüllen.

Das Komitee beschloß also, den Entwurf anzunehmen und die Ausführung August Vierling zu übertragen, obwohl die Sammlung bis jetzt kaum tausend Mark eingebracht hatte, und weitere Beiträge recht spärlich flossen. Das Grabdenkmal sollte dann an der Wand des Chors links vom Altar aufgestellt werden.

Aber hiergegen wurde in den kirchlichen Kreisen der Gemeinde und von maßgebenden Personen der Stadt Widerspruch erhoben. Es sei unstatthaft, und es verletze das religiöse Empfinden der Gemeinde neben dem Altar ein Bildnis zu errichten, das dem

Altare den Rücken zukehre. Man müsse darauf bestehn, daß die Grabplatte an einer andern Stelle aufgestellt werde, oder daß man den Entwurf fallen lasse und zu dem Brustbilde der Grabplatte zurückkehre. Einzelne gingen so weit, auch den letzten Vorschlag zu bemängeln und zu verlangen, daß außer den Bildern biblischer Personen keine Bilder in den Kirchen geduldet würden.

Das Komitee kam in Verlegenheit. Man konnte doch nicht seinen Auftrag zurückziehn, man konnte auch nicht verlangen, daß der Künstler nochmals seinen Entwurf ändere. Man konnte sich aber auch nicht dazu entschließen, das Bildwerk in den dunkeln Winkel unter die Orgel zu stellen. Das wäre eines Grossius, wie auch derer, die es unternommen hatten, sein Gedächtnis zu ehren, unwürdig gewesen. Denn wenn dieser gottbegnadete Künstler auch nicht gerade einen Platz auf dem Altar beanspruchen konnte, so war doch auch er der Gegenstand einer Art von Kultus und konnte also einen Ehrenplatz wenigstens in der Kirche beanspruchen.

Meine Herren, sagte Herr Professor Bollhaase, der in der fraglichen Komiteesitzung anwesend war, warum wollen wir denn das Epitaph überhaupt in der Kirche aufstellen? Die Kirche, meine Herren, ist der Versammlungsort eines „minimalen" Bruchteils des Volks, in der modernen Welt doch nur eine entlegne Stelle. Die Kunst ist das Eigentum des ganzen Volks, auch derer, die es aufgegeben haben, in die Kirche zu gehn. Das Bildwerk würde, „soweit ich sehe", von viel segensreicherer Wirkung sein, wenn es an der äußern Kirchenwand errichtet werden würde. Es würde betrachtet werden vom Gebildeten wie vom

Manne aus dem Volke. Meine Herren, öffentliche Kunstwerke „bedingen“ die sittliche Erziehung des Volks. Das in voller Öffentlichkeit errichtete Denkmal Grossius würde das jetzt lebende Geschlecht antreiben, dem Beispiele des einst lebenden großen Mannes nachzueifern. Und so dürfte „nach meinem Ermessen“ das Epitaph an keinem andern Orte errichtet werden, als in der Nähe seiner ehemaligen Begräbnisstätte — außen an der Kirche.

Diese Worte wirkten wie eine befreiende Tat. Ja so war es das richtige. Man löste sich von der Bevormundung der Kirchenvorstände und der kirchlichen Kreise, man trat hinaus in die Sonne der Öffentlichkeit und erwies damit der Stadt und der Bürgerschaft einen Dienst. Denn es leuchtete doch ein, daß das Grossiusdenkmal als Sehenswürdigkeit eine größere Zugkraft ausüben würde, wenn es auf freiem Platze stünde, als wenn es, in geschlossenem Kirchenraume stehend, nur gegen ein Trinkgeld für den Herrn Küster zu besichtigen gewesen wäre. Man war ja nun auch nicht mehr an die Grabplatte gebunden, sondern konnte einen figurenreichen Aufbau ausführen lassen — wenn die Mittel ausreichten.

Aber die Mittel reichten nicht einmal hin, das vorliegende Projekt auszuführen. Trotz vielfacher Anregungen wollte sich das Interesse für Andreas Grossius nicht heben. Besonders hatte man Grund, sich über eine große Lauheit der weitern deutschen Kreise zu beklagen, die die Sache so ansahen, als ob Grossius nur für Tscheiplitz gelebt und komponiert hätte. Schon dachte man an Schneeballkollekten, Basare und Verlosungen, da eröffnete sich für die Vollendung des Denkmals ein neuer Weg.

Es gab eine Sankt-Martini-Brunnen-Stiftung, das heißt ein Kapital und einen Entwurf für einen auf dem Martiniplatze zu errichtenden Brunnen. Das Kapital aber reichte für das Projekt nicht aus, und der Entwurf war auf den Widerstand der städtischen Behörden gestoßen, die einwandten, der projektierte Brunnen sei für den Platz zu groß, und überhaupt könne im Interesse des Verkehrs nicht zugegeben werden, daß in der Mitte des Martiniplatzes ein Verkehrshindernis aufgestellt werde. Auch sei, da ja die Stadt mit Wasserleitung versehen sei, ein öffentlicher Brunnen als ein öffentliches Bedürfnis nicht anzuerkennen. Dieser Bescheid hatte die Kritik der Presse und den Unwillen der Bürgerschaft herausgefordert. Denn einerseits gehört es zu den unveräußerlichen Bürgerrechten, mit dem unzufrieden zu sein, was die hohen städtischen Behörden anzuordnen belieben, und anderseits konnte man es nicht begreifen, wie man bei Monumentalwerken, also auch bei einem Monumentalbrunnen überhaupt nach einem Zwecke oder einem Bedürfnisse fragen könne. Aber alle Erörterungen und Gegengründe hatten nichts geholfen, die Entscheidung war aufrecht erhalten worden. Das Kapital war tot liegen geblieben, und die ganze Angelegenheit war in Vergessenheit geraten. Als nun das Grossius-Komitee auf Rettung sann, verfiel ein Mitglied auf die Martini-Brunnen-Stiftung. Wenn man beide Projekte miteinander verbinden konnte, so war beiden Teilen geholfen.

Herr Justizrat Blanke nahm die Sache in seine geschäftsgeübten Hände, verhandelte mit dem Kuratorium der Martini-Brunnen-Stiftung, mit den städtischen Behörden und dem Kirchenrate zu Martini

und brachte nach langen Bemühungen einen Vertrag zustande, dessen hauptsächlichste Bestimmungen folgendermaßen lauteten:

1. Dem unter dem Namen Martinibrunnen projektierten monumentalen Brunnen wird der Name Grossiusbrunnen beigelegt.

2. Der vorgedachte Brunnen erhält seinen Stand an der Südseite der Martinikirche und lehnt sich mit seinem Hinterteile an besagte Wand zwischen dem zweiten und dritten Pfeiler an.

3. Innerhalb einer angemessenen architektonischen Umrahmung findet hier das Relief des Grossiusdenkmals, Andreas Grossius vor seiner Orgel sitzend seine Aufstellung.

4. Die Orgelbank wird jedoch beseitigt, und Grossius erhält seinen Sitz auf einem Delphinkopfe, aus dessen Maule das Wasser des Brunnens fließt.

5. Auf dem Rande des Brunnenbeckens sitzt rechts die lebensgroße Figur des heiligen Martinus, links die der heiligen Cäcilie.

6. Die Kosten werden aus der vereinigten Kasse bestritten.

So wäre denn ein rühmenswertes Werk nach langen, mühsamen Verhandlungen zu einem glücklichen Ende gebracht, dem berühmten Mitbürger von Tscheiplitz wäre ein Denkmal gesetzt, und Tscheiplitz hätte damit eine Sehenswürdigkeit und einen Anziehungspunkt für Fremde mehr erhalten. Es kann sich zu der aufopferungsvollen Arbeit seiner Bürger, die dieses Werk unternommen und gesichert haben, beglückwünschen.

* * *

Erster Nachbericht. Wer hätte gedacht, daß das mit so viel Sachkenntnis und Umsicht beinahe unter Dach gebrachte Grossiusdenkmal noch vor seiner Errichtung umgestürzt werden würde. Und daran ist niemand anders schuld als Herr Q, hinter welchem Zeichen sich, wie jedermann weiß, Herr Professor Ohnecamp verbirgt. Wir wollen aber auch zugeben, daß es ein Fehler war, Herrn Professor Ohnecamp nicht von vornherein zum Komitee heranzuziehn und an der Angelegenheit durch Mitarbeit zu interessieren. Genannter Herr ergriff also das Wort im Tageblatte, teilte den Verlauf der Verhandlungen und den gegenwärtigen Stand der Denkmalsfrage mit und schloß: So weit wären wir also. Wenn jetzt nicht die unsterblichen Götter noch ein Einsehen haben und mit Blitz und Donner dazwischen fahren — obwohl es Dinge gibt, gegen die auch sie vergeblich kämpfen —, so werden wir demnächst in Tscheiplitz — nicht ein Grossiusgrabmal, nicht ein Grossiusdenkmal, sondern einen Grossiusbrunnen haben. Ich habe nichts gegen monumentale Brunnen, wenn man Geld und Platz dazu hat, gewähre auch volle Freiheit in der Wahl einer Gottheit aus dem Olymp oder eines Heiligen aus dem Christenhimmel für das Postament, nur den guten alten Grossius hätte man in Ruhe lassen sollen. Man hätte seine durch das Komitee für heilig erklärten Knochen unter einer schlichten Grabplatte beisetzen sollen. Oder wenn es durchaus ein Denkmal sein sollte, so hätte ein Profilporträt in Medaillonform auf einer dunkeln Marmorplatte hingereicht. Aber was soll der Unglücksmann außerhalb der Kirche? was soll Grossius auf einem Brunnen? Warum reitet er auf einem Delphin? Soll er einen Arion

unter den Organisten darstellen? Man hätte in diesem Falle besser getan, einen Walfisch als Unterlage zu nehmen, da von einem Delphin nicht zu verlangen ist, daß er außer dem Organisten auch noch die Orgel trägt. Und was haben Sankt Martin und Sankta Cäcilia auf dem Brunnenrande zu tun? Es ist von dem einen als Kriegsmann und von der andern als Musikantin nicht bekannt, daß sie eine besondre Vorliebe für Wasser gehabt hätten. Wir fürchten, daß man auf dem Wege ist, unser gutes Tscheiplitz um eine neue, qualifizierte Geschmacklosigkeit zu bereichern. Ω

Ein solcher „hinterlistiger und brutaler Überfall" durfte natürlich nicht ohne Erwiderung bleiben. Herr Justizrat Blanke setzte sich auf sein höchstes Roß und schrieb: Ein gewisser Herr Ω, der schon öfter seine Freude daran gehabt habe, einer guten Sache Hindernisse zu bereiten, habe die Nummer 217 des Tageblatts zur Ablagerungsstätte seines Unmuts darüber gemacht, daß nicht er, sondern andre Leute etwas Rühmenswertes zustande gebracht hätten. Er könne dem Herrn Anonymus nicht den Vorwurf ersparen, in zahlreichen Fällen Tatsachen unrichtig dargestellt zu haben, während er doch verpflichtet gewesen sei, sich von der Richtigkeit seiner Angaben vor ihrer Veröffentlichung zu überzeugen. Nicht er, der Justizrat, sondern Herr Kirchenrat Möbius sei der Vorsitzende des Komitees, nicht von hiesigen Mitgliedern, sondern von Herrn Professor Vollhaase sei die Idee ausgegangen, das Denkmal aus der Kirche zu verlegen, nicht an beliebiger Stelle sollte es errichtet werden, sondern an der Außenwand an der Stelle, wo an der Innenwand das Grab gelegen

hätte. Über Geschmackssachen lasse sich nicht streiten, und es müsse dem gesunden Sinne der Bürgerschaft überlassen bleiben, ob sie dem Kunstverständnisse eines Professors Bollhaase und eines Bildhauers August Vierling oder dem eines anonymen Herrn Q Glauben schenken wolle. Aber dagegen müsse ernstlich Protest erhoben werden, daß Tscheiplitz als ein künstlerisches Schilda dargestellt werde, wo Geschmacklosigkeiten an der Tagesordnung seien. Justizrat Blanke

In einer der nächsten Nummern las man unter der Überschrift: „Nochmals der Grossiusbrunnen“: Herr Justizrat Blanke hat meine sachlichen Erörterungen mit persönlichen Angriffen beantwortet. Ich unterlasse es, ihm auf diesem Wege zu folgen, sondern wiederhole nur meine in Nummer 217 gestellte Frage: Ist es geschmackvoll, den alten Andreas Grossius auf die Straße zu setzen und auf einem Delphin reiten zu lassen, und bemerke, daß dies mein letztes Wort in dieser leidigen Angelegenheit ist.

Professor Ohnecamp

Darauf folgte „noch ein letztes Wort“: Herr Professor Ohnecamp hat es nicht für nötig gehalten, eine Korrektur seiner Irrtümer vorzunehmen. Er überhebt mich damit der Verpflichtung, mich mit ihm und seinen „Geschmacksverirrungen“ weiter zu beschäftigen. Dies ist ebenfalls mein letztes Wort.

Justizrat Blanke

Die letzten Worte, die in dieser Sache geredet wurden, waren diese letzten Worte nun freilich noch lange nicht; vielmehr spann sich der Streit noch endlos weiter. Als die allerletzten Worte geredet wurden, war der Grossiusbrunnen so gut wie tot, und als

in der „Ulkia“ an einem Maskenabende Andreas Grossius, einen Leierkasten spielend und auf einem Hering reitend, von Sankt Martinus und Sankta Cäcilia unter großem Gelächter durch den Saal kutschiert wurde, da war er mausetot.

* * *

Zweiter Nachbericht. Wieder ist eine überaus glückliche Idee aufgetaucht und diesesmal zum guten Ende gebracht. Man hat das für den Denkstein gesammelte Geld zur Errichtung eines Grossiusmuseums verwandt. Das in der Krummen Gasse stehende Grossiushaus ist in den Besitz der Stadt übergegangen. Die Einrichtung der Räume zu einem Museum hat das Grossiuskomitee übernommen. Ferner hat man zunächst durch Majoritätsbeschluß das Zimmer rechter Hand vom Eingang zum Arbeitszimmer des Komponisten erklärt. Darauf hat man mit großer Vorsicht den Kalk von der Wand gekratzt und ist dabei auf sieben verschieden gefärbte Schichten gestoßen. Man bestimmte die unterste grüne Farbenschicht als den Originalanstrich des Zimmers. Es wurde also grün gestrichen. Die Türen, Fenster und Möbel wurden im Stil von 1743 erneuert. Ein altes, aus dem Besitze einer altansässigen Bürgerfamilie stammendes Spinett wurde in das Zimmer gestellt. Einige alte Kupferstiche, darunter ein verräuchertes Bild der Martinikirche, wurden an die Wand gehängt. Ferner wurden ausgestellt die Silhouette von Andreas Grossius, die drei Gipsabgüsse der drei Schädel, die Brille, die Perücke, die Büste von August Vierling und die Kantate Susu, lieb Jesulein. Da diese Gegenstände den Raum nicht

genügend füllten, so wurde dem Volksbildungsverein erlaubt, seine Bibliothek einstweilen mit hineinzustellen.

* * *

Dritter Nachbericht. Die alte Grabplatte ist wieder zusammengeflickt und an geeigneter Stelle errichtet worden. Sie sieht zwar nicht sehr schön aus, es ist aber besser als gar nichts.

5

Der Dorfwirt

Wenn die alten Weiber in Rockendorf von Herrn Leisring und ſeiner Frau und beider Vergangenheit redeten, geſchah es nur im Flüſtertone und mit gelegentlich ſeitwärts gewandten Augen, ob nicht etwa unberufne Ohren lauſchten. Denn Herr Leisring war Dorfkaufmann und Dorfwirt, eine Perſönlichkeit, die mit Vorſicht behandelt ſein wollte, und deren Unwillen mehr bedeutete als ein Donnerwetter vom Herrn Amtsvorſteher. Es gab übrigens noch einen zweiten Wirt im Dorfe, den kleinen Brauns. Aber Brauns war eigentlich Landwirt und war Gaſtwirt nur im Nebenamte und wurde beſucht von Leuten, denen es nicht darauf ankam, zu warten, bis es Herrn Brauns beliebte, ſeine Gäſte zu bedienen. Ganz anders Herr Leisring. Dieſer hatte ſich die Manieren des gelernten Kaufmanns angeeignet, rieb die Hände, ſagte „Bitt ſchön“ und war immer beweglich und kulant — wenigſtens ſo lange, als er noch nicht dick und aſthmatiſch geworden war. Frau Leisring dagegen war dünn und beweg-

lich geblieben. Dazu gebrauchte sie ihre Zunge mit einer Fertigkeit, daß niemand gern mit ihr anband, besonders die nicht, die dem Herrn Gemahl und seinem Borgbuche gegenüber kein reines Gewissen hatten. Und das waren alle kleinen Leute im Dorfe.

Von besagten alten Weibern konnte man nun unter dem Siegel der Verschwiegenheit erfahren, daß Leisring vor zwanzig Jahren als hausierender Schuster ins Dorf gekommen sei. Alles, was er besaß, war auf eine baufällige Schiebkarre geladen. Weil nun diese Schiebkarre auseinander gefallen war, und weil damals auch Leisrings Frau in die Wochen kam, so war er in Rockendorf sitzen geblieben. Man hatte ihn im Armenhause untergebracht und ihm Arbeit gegeben. Aber Ackerarbeit hatte für die Schusterseele Leisrings keinen Reiz, überhaupt keine Arbeit, die Muskelschmalz forderte. Ebensowenig war er fürs Stillesitzen geschaffen. Herumbummeln, hausieren und handeln, das war sein Element. Aber wie sollte er seinen Hausierkram wieder zusammenbringen, da er weder Geld zum Leder, noch Werkzeug, noch Lust zur Arbeit hatte? Seine Lage wäre hoffnungslos gewesen, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, ein paar hundert Taler in der Lotterie zu gewinnen. Für dieses Geld kaufte er sich ein Anwesen, eine Bude, ein Mittelding zwischen Wohnhaus und Stall, die in einem Winkel zwischen zwei Höfen eingeklemmt war. Diese Bude richtete er zum Kaufladen ein. Der Dorftischler lieferte die Regale auf Borg, die Kaufleute die Waren auf Kredit. Der Kaufmann war fertig, und der Kristallisationspunkt für ein zu erwerbendes Vermögen war gegeben.

Anfangs ging es Leisring knapp genug. Manch-

mal hatte er kaum das tägliche Brot. Aber nachdem die Schulden abgestoßen, und nachdem Ware und Haus freies Eigentum geworden waren, ging es sichtlich vorwärts, wofür Frau Leisring als Thermometer gelten konnte. Zuerst war Frau Leisring so klein und demütig gewesen, als wollte sie sagen: Ach du lieber Gott, nehmt es nur nicht übel, daß ich auch da bin. Später steckte sie ihre dürftige Nase mit Selbstbewußtsein in die Luft und sogar eine Schleife ins Haar. Später kaufte sie sich einen Mantel, wie ihn die Stadtleute trugen. Und da dieser Mantel doch auch zur Geltung kommen mußte, so kaufte sie sich einen Platz in der Kirche, woraus ein erbitterter Streit mit dem Kirchenrendanten entstand, der ihr einen Platz hinterm Taufstein anwies, während doch die vornehmern Plätze vor dem Taufstein lagen. Später rechnete sie sich zu den tonangebenden Frauen, wozu sie infolge ihrer Zungenfertigkeit wohl berechtigt war. Ja sie wurde das wandelnde Intelligenzblatt von Rockendorf. Alle Neuigkeiten des Ortes flossen in ihrem Laden zusammen und wurden von hier aus nach gründlicher Bearbeitung weiter verbreitet. „Veredlungsverkehr" nennt man ja wohl diese Tätigkeit auf wirtschaftlichem Gebiete.

In dem Maße, als sich das Geschäft ausbreitete, wurde natürlich der Raum des Hauses zu klein. Alles vom Keller bis zum Dache war vollgestopft von Kisten, Fässern und Waren. Leisring flickte an seinem Hause herum und errichtete Kunstbauten, die aller Baupolizei Hohn sprachen. Für sich und seine Familie behielt er nur eine einzige Kammer übrig.

Eines Tages riß er kühn das Dach seines Hauses ab und baute eine Gaststube über den Laden, zu der

eine Treppe von gemeingefährlichem Charakter hinauf führte. Darauf kam er um den Konsens zur Einrichtung einer Schankwirtschaft ein. Als dieses Gesuch an den Schulzen zur Begutachtung kam, entstand unter der Bauernschaft im Dorfe eine tiefgehende Aufregung. Es war doch ersichtlich, daß August Brauns, der alte Wirt, durch die Konkurrenz Schaden haben werde. Da man nun mit August Brauns verschwägert war, und da August Brauns Acker in der Flur besaß und zu den Bauern gehörte, so mußte er gegen Leisring geschützt werden. Der Schulze berichtete also, daß ein Bedürfnis für eine zweite Gastwirtschaft nicht vorhanden sei, worauf Leisring abschlägig beschieden wurde.

Darob erhob sich ein großes Gezeter im Kaufladen, und alle Leute, die dahin kamen, wurden mit Unwillen über den Schulzen, der die guten Absichten Leisrings vereitle und dem Glücke des Dorfs im Wege stehe, getränkt und gesättigt. Man fing an zu brummen. Überall, wo sich der Schulze zeigte, trat man in Gruppen zusammen und brummte Laute des Unwillens. Als der Schulze in der nächsten Gemeindesitzung einen Wegebau, der ihm sehr am Herzen lag, denn der Weg führte zu seinem Acker, genehmigen lassen wollte, wurde der Weg von den kleinen Leuten und allen, die mit Leisring in Verbindung standen oder bei August Brauns nicht für voll angesehen wurden, glatt abgelehnt. Da hatte der Schulze seinen „Nackenschlag" weg. Und es folgten so lange andre nach, bis er ein Einsehen bekam und an den Kreisausschuß berichtete: Nach neuerdings angestellten Erhebungen habe sich herausgestellt, daß in Rockendorf eine zweite Gastwirtschaft doch ein Bedürfnis sei; worauf eine zweite

Eingabe Leisrings genehmigt wurde. Nur dürfe er hieß es in dem Konsense, in seiner Gaststube keinen Schnaps verkaufen. Branntwein im Laden zu verkaufen konnte ihm freilich nicht verwehrt werden.

Das Angebot steigert die Nachfrage. Als die Gaststube eröffnet war, fehlte es nicht an Gästen. Die Knechte und die Arbeiter, die sonst ihren Schnaps zum Frühstück oder zur Vesper aus freier Hand tranken und nur bei besondern Gelegenheiten den Krug besucht hatten, wurden bei Leisring seßhaft. Die jungen Bengel, die bei Brauns überhaupt nicht geduldet wurden — denn was braucht einer, der noch nicht einmal Knecht ist, überhaupt in der Schenke zu sitzen —, fanden jetzt die Gelegenheit, für voll zu gelten. Sie gründeten schleunigst einen Verein, der löblichem Streben gewidmet war, nämlich einen Pfeifenverein, und kamen allwöchentlich zweimal zusammen, um sich an dem Geruche ihrer verschiednen Kräuter zu erfreuen und über ihre Pfeifentroddeln fachzusimpeln, wobei sie die Düfte, die aus dem Laden heraufzogen, noch gratis hatten. Sobald der Besuch im Wirtszimmer einmal nachlassen wollte, half Frau Leisring freundlich nach, indem sie den Kindern der ungetreuen Gäste, wenn sie Waren holten, gute Ermahnungen mit auf den Weg gab: Dein Vater ist ja recht lange nicht hier gewesen. Er ist doch nicht etwa krank? Sage doch deinem Vater, ich ließe ihm gute Besserung wünschen, und er möchte sich bald einmal sehen lassen. Das Kind richtete die Bestellung natürlich aus, der Vater kratzte sich auf dem Kopfe, gedachte seines Borgbuches und tat seine Schuldigkeit.

Wer nun oben sein Glas Bier getrunken hatte, wurde unten, wenn er durch den Laden ging, freund-

lich angehalten, daselbst auch seine Schuldigkeit zu tun und ein viertel oder ein halbes Liter Schnaps mitzunehmen. Auf bar Geld wurde kein besondres Gewicht gelegt, aber das Borgbuch erhielt seine reichliche Eintragung.

Bei dieser Gelegenheit machte Leisring die erfreuliche Erfahrung, daß es kein glatteres und besseres Geschäft gäbe, als ein flott fließendes Bierfaß und ein ebensolches Schnapsfaß, und die Arbeiter machten die weniger erfreuliche Bemerkung, daß man unglaublich viel Branntwein verbrauche, wenn man auf Borg lebe. Dies galt besonders von den „Bruchern." So nannte man die Arbeiter, die einige hundert Mann stark in dem benachbarten Schieferbruche beschäftigt waren und den Tag wenigstens drei Mark verdienten — und dies das ganze Jahr lang. Diese Brucher waren Leisrings beste Kunden. Wenn sie bei ihrem unordentlichen und unwirtschaftlichen Leben schon früher nicht viel erübrigt hatten, so reichte jetzt unter der freundlichen Nachhilfe Leisrings der Lohn bei weitem nicht mehr aus. Ja die Brucher kamen in dem Maße herunter, als Leisring Fett ansetzte. Dies gestaltete sich zu einem öffentlichen Notstande, der sich sowohl bei der Krankenkasse, als auch bei der Schulverwaltung, als auch bei der Polizei und der Strafkammer der benachbarten Stadt geltend machte. Denn die Frauen der Brucher, die von ihren schnapstrinkenden Männern kein Geld bekommen konnten, stahlen wie die Raben, die Kinder vagabondierten, und die Männer prügelten sich.

Leisring hatte noch einmal Glück. Sein Nachbar brannte ab. Ihm selbst verbrannte auch etliches, aber das schadete nichts. Da nun der Nachbar, weil es

seit Menschengedenken in Rockendorf nicht gebrannt hatte, nicht versichert war und seinen Hof nicht wieder aufbauen konnte, so kaufte ihn Leisring und bezahlte ihn bar. Soviel hatte inzwischen das Geschäft schon abgeworfen. Er erweiterte also seinen Kaufladen und seine Gastwirtschaft und baute einen Tanzsaal auf, gegen den der niedrige altväterische Saal bei Brauns mit seinen krummen Dielen, seiner Balkendecke und seiner Eleganz des Kuhstalls gar nichts war. Der neue Saal erhielt Parkettfußboden, hohe Fenster, einen Kronleuchter und eine Galerie für die Musikanten, ganz wie in der Stadt. Das ganze Dorf staunte und fing an zu begreifen, daß auch Rockendorf fortzuschreiten anfange. Der kleine Brauns aber hatte nächtlicherweile lange Gespräche mit seiner lieben Frau, deren Resultat war, daß auch er einen neuen Tanzsaal baute. Aus diesem Saale wurde aber nicht viel Gescheites, da Brauns nach Bauernweise zwar großartig anfing, aber an dem sparte, was zur Vollendung nötig war, geradeso wie einer, der sich einen Rock bauen läßt, aber aus Sparsamkeit die Knöpfe wegläßt. So bot denn der neue Saal nach Raum und Bequemlichkeit nur halb Befriedigendes; aber es war doch ein Tanzsaal, mit dem sich gegen Leisring Konkurrenz machen ließ.

Nun aber haben Tanzsäle, in denen nicht getanzt wird, ihren Beruf verfehlt. Bis dahin war in Rockendorf wenig getanzt worden. Die paar Vereine feierten ihre Stiftungsfeste, außerdem wurde beim Mädchenlaufen und beim Knechtereiten getanzt, und damit war man fertig. Jetzt aber sollte womöglich aller acht Tage Tanz sein, damit die Herren Wirte mit ihren neuen Sälen auf ihre Rechnung kämen. In den Ver-

einen gab es jedesmal Zank, wenn entschieden wurde, wo das Stiftungsfest abgehalten werden sollte, ob bei Brauns oder bei Leisring. Das Ende vom Liede war, daß der Gesangverein in die Brüche ging, und daß sich der Kriegerverein teilte. Jetzt feierten die „Krieger mit Gewehr" ihre Feste bei Leisring und tranken dessen schauderhaften Wein, und die „alten Kriegskameraden" tafelten bei Brauns und vergifteten sich mit dessen ebenso schlechtem Punsch. Getanzt wurde jetzt in jedem der beiden Vereine auf besondern Wunsch der Herren Wirte zweimal.

Der Gesangverein hatte seine Übungen in der Schule gehabt, was Herrn Leisring in hohem Maße mißfiel, denn dort konnte doch kein Bier abgesetzt werden. Er stiftete also seine Freunde an, daß sie bei Königlicher Regierung gegen den Gebrauch der Schulklasse zum Übungslokale vorstellig werden und die Behörde beschwören sollten, aus pädagogischen und moralischen Gründen dem Gesangverein die Schule zu verbieten. Als das nichts half, wurde unter den jüngern Mitgliedern eine Verschwörung angestiftet. Eines Tages drangen nach langem Streite die Verschwörer durch und beschlossen, daß die Übungen bei Leisring abgehalten werden sollten. Worauf der Herr Kantor die Direktion niederlegte, die nun der dritte Lehrer übernahm, der aber von Musik nichts verstand und nichts dagegen hatte, wenn statt Übungen zu halten und Konzerte zu geben getanzt und Theater gespielt wurde.

Wenn auf dem Dorfanger Adlerschießen abgehalten wurde, so hatte bisher Brauns ein Schankzelt aufgestellt und die herkömmlichen Schmorwürste verkauft. Jetzt baute Leisring ein zweites Zelt daneben,

ſchlachtete gleichfalls ein Schwein und bot ſeine Schmorwürſte an. Wer nun keine Ungelegenheiten haben, oder wer im Dorfe etwas vorſtellen wollte, war nunmehr gehalten, ſowohl bei Brauns als auch bei Leisring Schmorwurſt zu eſſen. Ob man Hunger hatte oder nicht, ob das Geld reichen wollte oder nicht, darauf kam es nicht an, ſondern nur darauf, daß die Herren Wirte zu ihrem Rechte kamen, nämlich ihre Schmorwürſte zu verkaufen.

Hierzu kamen ſoviel öffentliche Tanzluſtbarkeiten, als der Herr Amtsvorſteher irgend genehmigte. Der ganzen Bevölkerung von Rockendorf, beſonders der weiblichen, bemächtigte ſich ein gewiſſes Tanzfieber. Nicht bloß die Mädchen ſtrömten in hellen Haufen zum Tanzſaale, wenn etwas los war, auch die Frauen glaubten, nicht fehlen zu dürfen. Und die von ihnen, die kleine Kinder hatten, brachten ihre armen Würmer mit, die, weil ſie gern ſchlafen wollten und die halbe Nacht wachen mußten, ein Konzert auf eigne Rechnung gaben — was aber niemand ſtörte. Die größern Kinder trieben ſich auf der Treppe und im Vorſaale herum, waren Zeugen des Unfugs, den die Großen vor und hinter den Kuliſſen trieben, und gaben ihre Groſchen für Stollwercks Probeſchokoladentafeln aus, die ein Automat auf dem Schanktiſche unermüdlich ſpendete.

Daß dies alles zwar dem dicken Leisring und ſeiner Kaſſe zugute kam, in der Gemeinde aber, beſonders unter der arbeitenden Bevölkerung, einen ſehr übeln Einfluß ausübte, daß die Eltern wirtſchaftlich zurückkamen und die Jugend verwilderte, iſt nur natürlich. Da nun ähnliche Erſcheinungen auch in andern Dörfern zutage traten, ſo war „über

Nacht ein Notstand erwachsen, der gebieterisch Abhilfe erheischte," und mit dem sich die Kreissynode in ihrer nächsten Tagung beschäftigte. Herr Pastor Uhlenhorst, der Agent für innere Mission und daher berufsmäßiger Ausrufer aller Notstände, Gebrechen und Sünden des Volks war, hielt eine gewaltige Rede, rief auf zum Kreuzzuge wider die Vergnügungssucht und beschwor die Synode, die Ketten der „Kauponokratie," unter der unser Volk seufze, zu brechen. Das Wort Kauponokratie (zu deutsch: Kneipenherrschaft) machte tiefen Eindruck, um so mehr, als es die Herren Synodalen nicht verstanden. Da es aber klar war, daß es sich um ein gutes Werk handle, so rief man Beifall. Zum Schlusse wurde der Antrag eingebracht: Hochwürdige Synode wolle beschließen, den Synodalvorstand aufzufordern, dahin zu wirken, daß der Königliche Landrat die Amtsvorsteher anweise, weniger bereitwillig als bisher Tanzerlaubnis zu geben, und daß bei Königlicher Regierung Vorstellungen gemacht werden, Königliche Regierung wolle Maßnahmen treffen, zu bewirken, daß die bestehenden gesetzlichen Vorschriften betreffend die Fernhaltung der Jugend unter sechzehn Jahren von Tanzlustbarkeiten strenger als bisher innegehalten werden. Dieser Antrag wurde freudig und mit Einstimmigkeit angenommen.

Die hohe Behörde brachte dem Antrage hohes Verständnis entgegen. Der Apparat der Verwaltung setzte sich in Gang und arbeitete in dem ihm eigentümlichen Tempo so zuverlässig, daß schon vor Ablauf eines halben Jahres die Verfügung herauskam, die Erlaubnis zu öffentlichen Tanzlustbarkeiten dürfe nicht öfter als monatlich einmal gegeben werden, und in

den Sälen müsse eine Bekanntmachung angeschlagen werden, daß Personen unter sechzehn Jahren der Zutritt verboten sei. Desgleichen beschäftigte sich das Königliche Konsistorium mit der „Kauponokratie," schob es in seiner Beantwortung der Synodalverhandlungen den Synoden in das Gewissen, für die Austilgung des fraglichen Krebsschadens am Leibe des christlichen Volks zu sorgen, und ordnete zufolge § 14 der Kirchengemeinde- und Kreissynodalordnung an, daß die Gemeindekirchenräte in ihrer nächsten Sitzung die Beratung über diese zwar in der Peri[illegible] des Gemeindeschadens liegende, aber doch den [illegible] Frage eröffnen [illegible] der Herr Pastor in [illegible] seinem Gemeinde[illegible] der Vergnügungs[illegible] den Tanzlustbarkeiten [illegible] entgegenzutreten [illegible] guten Zeiten [illegible] nickten Beifall, [illegible] sie, die Kirchen[illegible] und tadelten die [illegible] und den über[illegible] sagte man, werde [illegible], und Leisrings [illegible] zu rauchen. Ein [illegible] Rudolf Brauns, [illegible] hinzu, sei überhaupt [illegible] und eine Plage für das ganze Dorf. [illegible] unvorsichtig geredet, trotzdem der Gemeinde[illegible] unter sich war. Denn Leisring erfuhr das [illegible]. Darauf machte Frau Leisring der [illegible] bei nächster Gelegenheit eine große

Szene, rückte ihr alle ihre Sünden vor und erklärte unter Zustimmung der überwiegenden Mehrheit des Dorfes, ein Mensch, der einem Menschen seinen Verdienst nicht gönne, sei auch eine Schande für das Dorf. Sie, Leisrings, brauchten Braunsens nicht, Braunsens möchten ihr Petroleum und ihre Heringe in Gottes Namen kaufen, wo sie wollten. Worauf Frau Brauns klein beigab. Dies war das Endresultat der Synodalbeschlüsse gegen die Kauponokratie.

Nicht viel mehr erreichte die Königliche Regierung. Der Anschlag mußte natürlich gemacht werden; jedoch stellte Frau Leisring allen, die in den Laden kamen, das Unrecht der Behörde, die nichts weiter könne, als die Leute schikanieren, in so helles Licht, daß es die Bevölkerung als eine gute Tat ansah, das Verbot zu übertreten. Bittrer war es, daß jetzt die Tanzerlaubnis vom Herrn Amtsvorsteher verweigert wurde. Um dem zu begegnen, bildeten sich unter wohlklingenden Namen mehrere neue Vereine, die sich die Aufgabe stellten, für ihre Mitglieder Tanzlustbarkeiten zu veranstalten. Die Mitgliedschaft wurde durch einmalige Zahlung von zehn Pfennigen erworben. Vereinen konnten nämlich die Veranstaltungen von Lustbarkeiten nicht verboten werden. An der Spitze dieser Vereine standen mehrere „Brucher," die in Leisrings Borgbuche besonders hoch angeschrieben waren. Der Automat wurde nunmehr auf die Straße gestellt, wo er sich als noch zugkräftiger erwies als zuvor.

Dies gab dem Schulvorstande Anlaß, sich mit Herrn Leisring zu beschäftigen. Einige Schüler hatten Geld aus der Schulbibliothekkasse gestohlen, um sich Schokolade aus dem Automaten holen zu können. Der Schulvorstand ging der Sache auf den Grund, das

heißt, er berichtete an den Landrat und fragte an, ob dem Leisring nicht verboten werden könnte, den Automaten auf die Straße zu stellen, wo er der Jugend zu fortwährender Verführung gereiche. Die Eingabe hatte keinen Erfolg. In einem Rechts- und Polizeistaate kann einer in harte Strafe kommen, wenn er Anlaß gibt, daß sich sein Mitmensch an das Schienbein stößt, aber es ist nicht möglich, einem Menschen das Handwerk zu legen, der der Jugend sittlichen Anstoß bereitet, nachdem er seinen Gewerbeschein gelöst hat. So konnte auch der Herr Landrat nur aus straßenpolizeilichen Gründen die Entfernung des Automaten verfügen. Hierauf stellte Leisring den Automaten unter seinen Torweg. Weiter war nichts zu machen, und die Jugend manste und naschte weiter.

Damals trafen sich zwei Reisende, Ernst Schnabel und Gustav Eiselein, bei Leisring in der Gaststube. Der erste reiste für ein Weingeschäft, sah schlagflüssig aus und hatte eine stark ausgeprägte Weinfahne, und der andre reiste für ein Likörgeschäft, hatte wässerige, verschwommne Augen, ein schwammiges Gesicht von ungesunder Farbe und war offenbar nicht mehr nüchtern. Leisring hatte, wie das Geschäftsbrauch ist, für die Reisenden zunächst keine Zeit. Den Reisenden mußte doch Gelegenheit gegeben werden, erst einmal Zeche zu machen. Beide Reisende kannten sich schon, und nachdem sie gemerkt hatten, daß sie keine Konkurrenten waren, setzten sie sich zusammen. Der eine bestellte eine Flasche Wein, und der andre suchte das Quartier ab, ob er nicht jemand fände, der mittrinken könnte. Es war aber niemand da als ein fremder Radfahrer, der sich Selterwasser hatte geben lassen. Darauf bestellte auch er eine Flasche Wein.

In was reisen Sie denn jetzt? fragte Schnabel seinen Kollegen.

In Selbstmord. Und Sie?

Auch in Selbstmord.

Was? fragte der Radfahrer, die Herren machen doch nicht in Giften?

Beinahe, erwiderte Eiselein. Denn wenn man alle Tage von früh bis zum Abend diesen Wein und diese Liköre trinken muß, das wirkt wie das reine Gift.

Aber meine Herren, warum tun Sie das?

Warum wir das tun? Weil wir müssen. Denn hat man nicht erst eine ordentliche Zeche gemacht, so kauft einem keiner von diesen Wirten etwas ab. — Ein Skandal ist es, fügte der andre hinzu. Wenn man immer Leute fände, die mittrinken, oder die man freihalten kann, dann möchte es noch sein, aber früh morgens oder in der Ernte ist keine Seele zu finden. Dann muß man selber heran und dies verdammte Zeug saufen. Und das hält auf die Dauer kein Mensch aus. Sieben Jahre ist das höchste, und dann ist es alle.

Aber warum reisen Sie dann in diesen Artikeln?

Weil es am besten bezahlt wird, und weil wir Esel gewesen sind. Hier mein Freund Schnabel und ich haben uns in ein paar hübsche Mädchen verplempert und geheiratet. Nun müssen wir in Selbstmord reisen, denn sonst reicht das Geld nicht für Frau und Kind.

Was soll denn aber werden, wenn Sie sich kaput getrunken haben?

Ja, das weiß Gott!

Wenn Herr Pastor Uhlenhorst, der Agent für innere Mission, hiervon Kenntnis gehabt hätte, so würde er ohne Zweifel die Wein-, Champagner-,

Likör- und Bierreisenden auch unter die Opfer der Kauponokratie gerechnet und vom Staate verlangt haben, daß, wenn er Gesetze gebe, um den Angestellten der Kaufleute ihre Sonntagsruhe zu schützen, er auch ein Gesetz geben müsse, nach dem es verboten sei, einen Handlungsreisenden zu nötigen, mehr zu trinken, als er vertragen kann.

Übrigens muß man dem Unternehmungsgeiste des dicken Leisring alle Anerkennung zollen. Kaum hatte er Platz gefunden, seinen Laden zu erweitern, so legte er sich auch ein Schnittgeschäft zu. Links im Laden kaufte man also Öl, Sirup, Heringe und saure Gurken und rechts Kleiderstoffe, Leinwand, Bänder und Hüte — natürlich alles von der billigsten und schlechtesten Sorte und darum verhältnismäßig recht teuer. Die Waschkleider hielten, da sie mehr aus Kleister als aus Gewebe bestanden, keine Wäsche aus, und die sogenannten wollnen Stoffe zerfielen wie Zunder, wenn sie kaum vier Wochen getragen waren. Die seidnen Bänder bestanden aus Baumwolle mit einem leisen Hauche von Seide, und die Hüte waren nur zum Ansehen bestimmt.

Leisring kam mit seinem Schnittgeschäfte den Instinkten der Bevölkerung entgegen. Wer gern tanzt, hat auch gern die dazu gehörigen Kleider, besonders wenn sie nach viel aussehen und wenig kosten. Solange man, um zu kaufen, in die Stadt ging, überlegte man sich die Sache und kaufte etwas Ordentliches; seitdem aber die Ware beinahe auf der Straße lag, griff man leichten Herzens zu, besonders wenn man nicht bar zu bezahlen brauchte. Auch hielten es eitle Mütter für durchaus notwendig, ihre Kinder zu jedem Feste vom Kopf bis zu Fuß neu zu kleiden und

mit bunten Fähnchen, d. h. Kleidern auszuſtatten, die nirgend bequemer zu haben waren als bei Leisring. Ein Dienſtmädchen war zum Tanze viel feiner gekleidet als ihre Frau, und gegen die Kleider der Tagelöhnerkinder konnte die Frau Kantor mit den Kleidern ihrer Kinder nicht aufkommen. Dafür fehlte es aber auch an Geld für warme Winterkleider und dauerhafte Arbeitsanzüge. Geflickt wurde nichts und konnte nichts werden, man riß alſo ſein Zeug ab, ſolange noch etwas abzureißen war, kaufte neues, ebenſo ſchlechtes und verlumpte.

Und das Borgbuch war eine Laſt, die man nicht los wurde, es ſei denn, daß die Summe zu groß geworden war, als daß ſie einzeln wieder aufgebracht werden konnte. Dann war Herr Leisring ſo gnädig, den Betrag im Buche zu löſchen und als Hypothek auf das Häuschen eintragen zu laſſen.

Bald darauf bereiſte der Herr Regierungspräſident in Begleitung des Herrn Landrats ſeinen Bezirk, nicht bloß, um feſtzuſtellen, daß ſich die Ortſchaften des Kreiſes tatſächlich noch da befänden, wo ſie auf der Karte verzeichnet waren, ſondern auch, um ſeine Perſonalkenntnis zu erweitern und Blicke in die ſoziale Lage des Volks zu tun. Der Ortsvorſtand, der Herr Schulze und die beiden Schöppen waren zur Begrüßung der hohen Herren zu Morgens neun Uhr befohlen und hatten ſich, umgeben von einer Korona angeſehener Ortseingeſſener, vor der Schmiede — gegenüber lag Leisrings Gaſthof — aufgeſtellt. Der landrätliche Wagen rollte auch, da man um zehn Uhr beim Herrn Baron Stappenſtein auf Stappenſtein zum Frühſtück erwartet wurde, pünktlich heran. Die Herren Ortsvorſtände machten ihren Diener, und der Herr Re-

gierungspräsident fragte, ohne auszusteigen, nach dem Namen und der Dienstzeit der Herren, nach der Größe der Flur, nach der Höhe der Grundsteuer, Staatssteuer und Kommunalsteuer, sowie der Seelenzahl und nach der Beschäftigung der Bevölkerung und gewann den Eindruck, daß der Herr Schulze — der übrigens von dem Herrn Landrat zuvor instruiert worden war — ein recht verständiger Mann sei. Darauf gab er das Zeichen zum Weiterfahren, aber das Sattelpferd lahmte; es hatte ein Eisen verloren und sich einen Stein in den Huf getreten. Fatal! Es half aber nichts, das Pferd mußte neu beschlagen werden, und inzwischen trat man bei Leisring ein. Der Herr Regierungspräsident und der Herr Landrat nahmen an einem Tische, der von Frau Leisring unter vielen Entschuldigungen schnell noch mit der Schürze abgewischt wurde, Platz, die Herren Ortsvorstände blieben in respektvoller Entfernung stehn, und den Hintergrund füllte die Korona. Der Herr Regierungspräsident liebte es sehr, pünktlich zu sein, besonders war es ihm unlieb, den Herrn Baron von Stappenstein und sein Frühstück warten zu lassen. Er war also verdrießlich und schweigsam. Der Herr Landrat, ein noch jüngerer Herr, der nicht die Absicht hatte, als Landrat zu sterben, füllte die etwas peinliche Pause aus, indem er die Verhältnisse seines Kreises in günstiges Licht stellte und hervorhob, daß Rockendorf in bezug auf Pflasterung, sanitäre Verhältnisse, Steuerkraft und Wohlgesonnenheit der Bevölkerung als Musterdorf angesehen werden könnte. Aber der Herr Landrat war doch noch zu unerfahren, zu wissen, daß man dem Urteile hoher Herren nicht vorgreifen darf. Sie nehmen das übel. Der Herr

Regierungspräsident, der sowieso schon ungnädiger Laune war, sagte denn auch nichts weiter zu dem Vortrage des Herrn Landrats als Hm! und fragte darauf scheinbar unvermittelt in seinem gezognen Tone, der ein Gemisch von Beamten- und Offizierston war: Sagen Sie mal, lieber Landrat, wie hoch sind denn hier die Einlagen der kleinen Leute in der Kreissparkasse?

Der Landrat hatte keine Ahnung; er sah fragend den Herrn Schulzen an, und dieser die Herren Schöppen. Sie wußten es alle nicht. In der Korona stand Meister Hübner, ein ganz guter Mann, der nur nach dem Urteil der Bauern den Fehler hatte, daß er das Maul nicht halten konnte und mit einer Sache gerade herausplatzte, die sie erst noch lange mit diplomatischen Winkelzügen umgangen haben würden. Also Meister Hübner ergriff das Wort und sagte: Wenns erlaubt ist, ein Wort zu reden — sparen tut hier niemand.

So? Lieber — ä?

Hübner, Maurermeister Hübner, Besitzer eines der hiesigen Schieferbrüche, sagte der Schulze.

Also, fuhr der Regierungspräsident fort, man spart hier nicht? Der Verdienst reicht hier wohl nicht zum Sparen zu?

O doch, sagte Meister Hübner, die Kerls verdienen ein Heidengeld. Der Knecht kriegt neben allem andern hundert Taler Lohn, und meine Leute verdienen mit Überschichten vier bis fünf Mark täglich. Sogar eine Kuhmagd hat ihre fünfzig, sechzig Taler. Aber wenn sie auch noch einmal soviel hätten, es bliebe doch nichts übrig. Denn es wird alles versoffen und verfressen. Und seit wir hier die

ſchlachtete gleichfalls ein Schwein und bot ſeine Schmorwürſte an. Wer nun keine Ungelegenheiten haben, oder wer im Dorfe etwas vorſtellen wollte, war nunmehr gehalten, ſowohl bei Brauns als auch bei Leisring Schmorwurſt zu eſſen. Ob man Hunger hatte oder nicht, ob das Geld reichen wollte oder nicht, darauf kam es nicht an, ſondern nur darauf, daß die Herren Wirte zu ihrem Rechte kamen, nämlich ihre Schmorwürſte zu verkaufen.

Hierzu kamen ſoviel öffentliche Tanzluſtbarkeiten, als der Herr Amtsvorſteher irgend genehmigte. Der ganzen Bevölkerung von Rockendorf, beſonders der weiblichen, bemächtigte ſich ein gewiſſes Tanzfieber. Nicht bloß die Mädchen ſtrömten in hellen Haufen zum Tanzſaale, wenn etwas los war, auch die Frauen glaubten, nicht fehlen zu dürfen. Und die von ihnen, die kleine Kinder hatten, brachten ihre armen Würmer mit, die, weil ſie gern ſchlafen wollten und die halbe Nacht wachen mußten, ein Konzert auf eigne Rechnung gaben — was aber niemand ſtörte. Die größern Kinder trieben ſich auf der Treppe und im Vorſaale herum, waren Zeugen des Unfugs, den die Großen vor und hinter den Kuliſſen trieben, und gaben ihre Groſchen für Stollwercks Probeſchokoladentafeln aus, die ein Automat auf dem Schanktiſche unermüdlich ſpendete.

Daß dies alles zwar dem dicken Leisring und ſeiner Kaſſe zugute kam, in der Gemeinde aber, beſonders unter der arbeitenden Bevölkerung, einen ſehr übeln Einfluß ausübte, daß die Eltern wirtſchaftlich zurückkamen und die Jugend verwilderte, iſt nur natürlich. Da nun ähnliche Erſcheinungen auch in andern Dörfern zutage traten, ſo war „über

Nacht ein Notstand erwachsen, der gebieterisch Abhilfe erheischte," und mit dem sich die Kreissynode in ihrer nächsten Tagung beschäftigte. Herr Pastor Uhlenhorst, der Agent für innere Mission und daher berufsmäßiger Ausrufer aller Notstände, Gebrechen und Sünden des Volks war, hielt eine gewaltige Rede, rief auf zum Kreuzzuge wider die Vergnügungssucht und beschwor die Synode, die Ketten der „Kauponokratie," unter der unser Volk seufze, zu brechen. Das Wort Kauponokratie (zu deutsch: Kneipenherrschaft) machte tiefen Eindruck, um so mehr, als es die Herren Synodalen nicht verstanden. Da es aber klar war, daß es sich um ein gutes Werk handle, so rief man Beifall. Zum Schlusse wurde der Antrag eingebracht: Hochwürdige Synode wolle beschließen, den Synodalvorstand aufzufordern, dahin zu wirken, daß der Königliche Landrat die Amtsvorsteher anweise, weniger bereitwillig als bisher Tanzerlaubnis zu geben, und daß bei Königlicher Regierung Vorstellungen gemacht werden, Königliche Regierung wolle Maßnahmen treffen, zu bewirken, daß die bestehenden gesetzlichen Vorschriften betreffend die Fernhaltung der Jugend unter sechzehn Jahren von Tanzlustbarkeiten strenger als bisher innegehalten werden. Dieser Antrag wurde freudig und mit Einstimmigkeit angenommen.

Die hohe Behörde brachte dem Antrage hohes Verständnis entgegen. Der Apparat der Verwaltung setzte sich in Gang und arbeitete in dem ihm eigentümlichen Tempo so zuverlässig, daß schon vor Ablauf eines halben Jahres die Verfügung herauskam, die Erlaubnis zu öffentlichen Tanzlustbarkeiten dürfe nicht öfter als monatlich einmal gegeben werden, und in

den Sälen müsse eine Bekanntmachung angeschlagen werden, daß Personen unter sechzehn Jahren der Zutritt verboten sei. Desgleichen beschäftigte sich das Königliche Konsistorium mit der „Kauponokratie," schob es in seiner Beantwortung der Synodalverhandlungen den Synoden in das Gewissen, für die Austilgung des fraglichen Krebsschadens am Leibe des christlichen Volks zu sorgen, und ordnete zufolge § 14 der Kirchengemeinde- und Kreissynodalordnung an, daß alle Gemeindekirchenräte in ihrer nächsten Sitzung die Beratung über diese zwar in der Peripherie des Glaubenslebens liegende, aber doch den Lebensnerv der Volksseele berührende Frage eröffnen sollten. Zufolge dessen „schob es" der Herr Pastor in Rockendorf in der nächsten Sitzung seinem Gemeindekirchenrate „in das Gewissen," der Vergnügungssucht des Volkes und besonders den Tanzlustbarkeiten am Sonnabend mit allen Mitteln entgegenzutreten und dafür zu sorgen, daß die alten guten Zeiten wiederkehrten. Die würdigen Herren nickten Beifall, lobten die alten guten Zeiten, in denen sie, die Kirchenältesten, noch jung gewesen waren, und tadelten die jetzige Zeit und das jetzige Geschlecht und den überhandnehmenden Luxus. Und dabei, sagte man, werde das Bier von Jahr zu Jahr schlechter, und Leisrings Zigarren seien überhaupt nicht mehr zu rauchen. Ein solcher Mensch wie Leisring, fügte Rudolf Brauns, ein Vetter des kleinen Brauns, hinzu, sei überhaupt eine Schande und eine Plage für das ganze Dorf. Das war unvorsichtig geredet, trotzdem der Gemeindekirchenrat unter sich war. Denn Leisring erfuhr das Diktum wieder. Darauf machte Frau Leisring der Frau Brauns bei nächster Gelegenheit eine große

Szene, rückte ihr alle ihre Sünden vor und erklärte unter Zustimmung der überwiegenden Mehrheit des Dorfes, ein Mensch, der einem Menschen seinen Verdienst nicht gönne, sei auch eine Schande für das Dorf. Sie, Leisrings, brauchten Braunsens nicht, Braunsens möchten ihr Petroleum und ihre Heringe in Gottes Namen kaufen, wo sie wollten. Worauf Frau Brauns klein beigab. Dies war das Endresultat der Synodalbeschlüsse gegen die Kauponokratie.

Nicht viel mehr erreichte die Königliche Regierung. Der Anschlag mußte natürlich gemacht werden; jedoch stellte Frau Leisring allen, die in den Laden kamen, das Unrecht der Behörde, die nichts weiter könne, als die Leute schikanieren, in so helles Licht, daß es die Bevölkerung als eine gute Tat ansah, das Verbot zu übertreten. Bittrer war es, daß jetzt die Tanzerlaubnis vom Herrn Amtsvorsteher verweigert wurde. Um dem zu begegnen, bildeten sich unter wohlklingenden Namen mehrere neue Vereine, die sich die Aufgabe stellten, für ihre Mitglieder Tanzlustbarkeiten zu veranstalten. Die Mitgliedschaft wurde durch einmalige Zahlung von zehn Pfennigen erworben. Vereinen konnten nämlich die Veranstaltungen von Lustbarkeiten nicht verboten werden. An der Spitze dieser Vereine standen mehrere „Brucher," die in Leisrings Borgbuche besonders hoch angeschrieben waren. Der Automat wurde nunmehr auf die Straße gestellt, wo er sich als noch zugkräftiger erwies als zuvor.

Dies gab dem Schulvorstande Anlaß, sich mit Herrn Leisring zu beschäftigen. Einige Schüler hatten Geld aus der Schulbibliothekkasse gestohlen, um sich Schokolade aus dem Automaten holen zu können. Der Schulvorstand ging der Sache auf den Grund, das

heißt, er berichtete an den Landrat und fragte an, ob dem Leisring nicht verboten werden könnte, den Automaten auf die Straße zu stellen, wo er der Jugend zu fortwährender Verführung gereiche. Die Eingabe hatte keinen Erfolg. In einem Rechts- und Polizeistaate kann einer in harte Strafe kommen, wenn er Anlaß gibt, daß sich sein Mitmensch an das Schienbein stößt, aber es ist nicht möglich, einem Menschen das Handwerk zu legen, der der Jugend sittlichen Anstoß bereitet, nachdem er seinen Gewerbeschein gelöst hat. So konnte auch der Herr Landrat nur aus straßenpolizeilichen Gründen die Entfernung des Automaten verfügen. Hierauf stellte Leisring den Automaten unter seinen Torweg. Weiter war nichts zu machen, und die Jugend mauste und naschte weiter.

Damals trafen sich zwei Reisende, Ernst Schnabel und Gustav Eiselein, bei Leisring in der Gaststube. Der erste reiste für ein Weingeschäft, sah schlagflüssig aus und hatte eine stark ausgeprägte Weinfahne, und der andre reiste für ein Likörgeschäft, hatte wässerige, verschwommne Augen, ein schwammiges Gesicht von ungesunder Farbe und war offenbar nicht mehr nüchtern. Leisring hatte, wie das Geschäftsbrauch ist, für die Reisenden zunächst keine Zeit. Den Reisenden mußte doch Gelegenheit gegeben werden, erst einmal Zeche zu machen. Beide Reisende kannten sich schon, und nachdem sie gemerkt hatten, daß sie keine Konkurrenten waren, setzten sie sich zusammen. Der eine bestellte eine Flasche Wein, und der andre suchte das Quartier ab, ob er nicht jemand fände, der mittrinken könnte. Es war aber niemand da als ein fremder Radfahrer, der sich Selterwasser hatte geben lassen. Darauf bestellte auch er eine Flasche Wein.

In was reisen Sie denn jetzt? fragte Schnabel seinen Kollegen.

In Selbstmord. Und Sie?

Auch in Selbstmord.

Was? fragte der Radfahrer, die Herren machen doch nicht in Giften?

Beinahe, erwiderte Eiselein. Denn wenn man alle Tage von früh bis zum Abend diesen Wein und diese Liköre trinken muß, das wirkt wie das reine Gift.

Aber meine Herren, warum tun Sie das?

Warum wir das tun? Weil wir müssen. Denn hat man nicht erst eine ordentliche Zeche gemacht, so kauft einem keiner von diesen Wirten etwas ab. — Ein Skandal ist es, fügte der andre hinzu. Wenn man immer Leute fände, die mittrinken, oder die man freihalten kann, dann möchte es noch sein, aber früh morgens oder in der Ernte ist keine Seele zu finden. Dann muß man selber heran und dies verdammte Zeug saufen. Und das hält auf die Dauer kein Mensch aus. Sieben Jahre ist das höchste, und dann ist es alle.

Aber warum reisen Sie dann in diesen Artikeln?

Weil es am besten bezahlt wird, und weil wir Esel gewesen sind. Hier mein Freund Schnabel und ich haben uns in ein paar hübsche Mädchen verplempert und geheiratet. Nun müssen wir in Selbstmord reisen, denn sonst reicht das Geld nicht für Frau und Kind.

Was soll denn aber werden, wenn Sie sich kaput getrunken haben?

Ja, das weiß Gott!

Wenn Herr Pastor Uhlenhorst, der Agent für innere Mission, hiervon Kenntnis gehabt hätte, so würde er ohne Zweifel die Wein-, Champagner-,

Likör- und Bierreisenden auch unter die Opfer der Kauponokratie gerechnet und vom Staate verlangt haben, daß, wenn er Gesetze gebe, um den Angestellten der Kaufleute ihre Sonntagsruhe zu schützen, er auch ein Gesetz geben müsse, nach dem es verboten sei, einen Handlungsreisenden zu nötigen, mehr zu trinken, als er vertragen kann.

Übrigens muß man dem Unternehmungsgeiste des dicken Leisring alle Anerkennung zollen. Kaum hatte er Platz gefunden, seinen Laden zu erweitern, so legte er sich auch ein Schnittgeschäft zu. Links im Laden kaufte man also Öl, Sirup, Heringe und saure Gurken und rechts Kleiderstoffe, Leinwand, Bänder und Hüte — natürlich alles von der billigsten und schlechtesten Sorte und darum verhältnismäßig recht teuer. Die Waschkleider hielten, da sie mehr aus Kleister als aus Gewebe bestanden, keine Wäsche aus, und die sogenannten wollnen Stoffe zerfielen wie Zunder, wenn sie kaum vier Wochen getragen waren. Die seidnen Bänder bestanden aus Baumwolle mit einem leisen Hauche von Seide, und die Hüte waren nur zum Ansehen bestimmt.

Leisring kam mit seinem Schnittgeschäfte den Instinkten der Bevölkerung entgegen. Wer gern tanzt, hat auch gern die dazu gehörigen Kleider, besonders wenn sie nach viel aussehen und wenig kosten. Solange man, um zu kaufen, in die Stadt ging, überlegte man sich die Sache und kaufte etwas Ordentliches; seitdem aber die Ware beinahe auf der Straße lag, griff man leichten Herzens zu, besonders wenn man nicht bar zu bezahlen brauchte. Auch hielten es eitle Mütter für durchaus notwendig, ihre Kinder zu jedem Feste vom Kopf bis zu Fuß neu zu kleiden und

mit bunten Fähnchen, d. h. Kleidern auszuſtatten, die nirgend bequemer zu haben waren als bei Leisring. Ein Dienſtmädchen war zum Tanze viel feiner gekleidet als ihre Frau, und gegen die Kleider der Tagelöhnerkinder konnte die Frau Kantor mit den Kleidern ihrer Kinder nicht aufkommen. Dafür fehlte es aber auch an Geld für warme Winterkleider und dauerhafte Arbeitsanzüge. Geflickt wurde nichts und konnte nichts werden, man riß alſo ſein Zeug ab, ſolange noch etwas abzureißen war, kaufte neues, ebenſo ſchlechtes und verlumpte.

Und das Borgbuch war eine Laſt, die man nicht los wurde, es ſei denn, daß die Summe zu groß geworden war, als daß ſie einzeln wieder aufgebracht werden konnte. Dann war Herr Leisring ſo gnädig, den Betrag im Buche zu löſchen und als Hypothek auf das Häuschen eintragen zu laſſen.

Bald darauf bereiſte der Herr Regierungspräſident in Begleitung des Herrn Landrats ſeinen Bezirk, nicht bloß, um feſtzuſtellen, daß ſich die Ortſchaften des Kreiſes tatſächlich noch da befänden, wo ſie auf der Karte verzeichnet waren, ſondern auch, um ſeine Perſonalkenntnis zu erweitern und Blicke in die ſoziale Lage des Volks zu tun. Der Ortsvorſtand, der Herr Schulze und die beiden Schöppen waren zur Begrüßung der hohen Herren zu Morgens neun Uhr befohlen und hatten ſich, umgeben von einer Korona angeſehener Ortseingeſſener, vor der Schmiede — gegenüber lag Leisrings Gaſthof — aufgeſtellt. Der landrätliche Wagen rollte auch, da man um zehn Uhr beim Herrn Baron Stappenſtein auf Stappenſtein zum Frühſtück erwartet wurde, pünktlich heran. Die Herren Ortsvorſtände machten ihren Diener, und der Herr Re-

gierungspräsident fragte, ohne auszusteigen, nach dem Namen und der Dienstzeit der Herren, nach der Größe der Flur, nach der Höhe der Grundsteuer, Staatssteuer und Kommunalsteuer, sowie der Seelenzahl und nach der Beschäftigung der Bevölkerung und gewann den Eindruck, daß der Herr Schulze — der übrigens von dem Herrn Landrat zuvor instruiert worden war — ein recht verständiger Mann sei. Darauf gab er das Zeichen zum Weiterfahren, aber das Sattelpferd lahmte; es hatte ein Eisen verloren und sich einen Stein in den Huf getreten. Fatal! Es half aber nichts, das Pferd mußte neu beschlagen werden, und inzwischen trat man bei Leisring ein. Der Herr Regierungspräsident und der Herr Landrat nahmen an einem Tische, der von Frau Leisring unter vielen Entschuldigungen schnell noch mit der Schürze abgewischt wurde, Platz, die Herren Ortsvorstände blieben in respektvoller Entfernung stehn, und den Hintergrund füllte die Korona. Der Herr Regierungspräsident liebte es sehr, pünktlich zu sein, besonders war es ihm unlieb, den Herrn Baron von Stappenstein und sein Frühstück warten zu lassen. Er war also verdrießlich und schweigsam. Der Herr Landrat, ein noch jüngerer Herr, der nicht die Absicht hatte, als Landrat zu sterben, füllte die etwas peinliche Pause aus, indem er die Verhältnisse seines Kreises in günstiges Licht stellte und hervorhob, daß Rockendorf in bezug auf Pflasterung, sanitäre Verhältnisse, Steuerkraft und Wohlgesonnenheit der Bevölkerung als Musterdorf angesehen werden könnte. Aber der Herr Landrat war doch noch zu unerfahren, zu wissen, daß man dem Urteile hoher Herren nicht vorgreifen darf. Sie nehmen das übel. Der Herr

Regierungspräsident, der sowieso schon ungnädiger Laune war, sagte denn auch nichts weiter zu dem Vortrage des Herrn Landrats als Hm! und fragte darauf scheinbar unvermittelt in seinem gezognen Tone, der ein Gemisch von Beamten- und Offizierston war: Sagen Sie mal, lieber Landrat, wie hoch sind denn hier die Einlagen der kleinen Leute in der Kreissparkasse?

Der Landrat hatte keine Ahnung; er sah fragend den Herrn Schulzen an, und dieser die Herren Schöppen. Sie wußten es alle nicht. In der Korona stand Meister Hübner, ein ganz guter Mann, der nur nach dem Urteil der Bauern den Fehler hatte, daß er das Maul nicht halten konnte und mit einer Sache gerade herausplatzte, die sie erst noch lange mit diplomatischen Winkelzügen umgangen haben würden. Also Meister Hübner ergriff das Wort und sagte: Wenns erlaubt ist, ein Wort zu reden — sparen tut hier niemand.

So? Lieber — ä?

Hübner, Maurermeister Hübner, Besitzer eines der hiesigen Schieferbrüche, sagte der Schulze.

Also, fuhr der Regierungspräsident fort, man spart hier nicht? Der Verdienst reicht hier wohl nicht zum Sparen zu?

O doch, sagte Meister Hübner, die Kerls verdienen ein Heidengeld. Der Knecht kriegt neben allem andern hundert Taler Lohn, und meine Leute verdienen mit Überschichten vier bis fünf Mark täglich. Sogar eine Kuhmagd hat ihre fünfzig, sechzig Taler. Aber wenn sie auch noch einmal soviel hätten, es bliebe doch nichts übrig. Denn es wird alles versoffen und verfressen. Und seit wir hier die

zweite Gastwirtschaft haben, ist es noch schlimmer geworden als vorher.

Der Schulze und die Schöppen blickten erschrocken über die Achsel, ob nicht vielleicht Leisring das vermessene Wort gehört habe. Richtig, da stand er in der Tür, rieb die Hände und lächelte. Aber es war das Lächeln einer Meduſa.

Und wenn eine Dienstmagd abzieht, fuhr Hübner fort, was läßt sie zurück? Lumpen und Schokoladenschulden. Aber sie hat nichts auf dem Leibe und nichts im Leibe.

So so? sagte der Herr Regierungspräsident, man lebt ja hier recht üppig.

Jawohl, Herr Präsident, die Knechte und Mägde leben wie der Herrgott in Frankreich, und die Arbeiter leben von Kaffee, Butterbrot und Gehacktem.

So so? Sagen Sie mal, lieber Schulze, was kostet denn hier das Pfund gebrannter Kaffee?

Der Schulze wußte es nicht, die Schöppen wußten es auch nicht, und der Herr Landrat nahm sich im stillen vor, eine Erhebung über die Kaffeepreise des Kreises anzuordnen, und überlegte sich schon die Rubriken des zugehörigen Fragebogens.

Da ist ja der Wirt, sagte der Regierungspräsident. Sagen Sie mal, Herr Wirt, Sie haben doch, wie ich sehe, einen Kaufladen? Was kostet denn bei Ihnen das Pfund Kaffee?

Leisring rieb krampfhaft die Hände und hielt einen langen Sermon, machte aber so schwankende Angaben, daß man den Kaffee ebensogut für billig wie für teuer halten konnte.

Kann ich Ihnen sagen, Herr Präsident, meinte

Meiſter Hübner, das Pfund Kaffee koſtet bei Leisring zwei Mark zwanzig.

Das iſt ja aber horrend! rief der Regierungspräſident. Unſer erſter Kaufmann in M. führt gar keinen Kaffee für zwei Mark zwanzig, und meine Frau zahlt eine Mark ſechzig. Und dabei lebt der Arbeiter von Butterbrot und Kaffee? War es nicht ſo?

Jawohl, Herr Präſident, eine ordentliche Suppe zu Mittag gibts nicht mehr. Die Frauen der Arbeiter können nicht einmal mehr Suppe kochen. Wenn ich in meinem großen Hausſtande ſo wirtſchaften wollte wie meine Arbeiter, ich würde die Bude übers Jahr zumachen müſſen.

So ſo? ſagte der Herr Regierungspräſident. Sie ſehen, lieber Landrat, fügte er mit leiſerer Stimme hinzu, das ſind ſoziale Schäden, von denen unſre Ideologen und Profeſſoren keinen Schimmer haben. Ich frage Sie, was hilft alle Erhöhung des Einkommens, wenn dieſe Leute mit ihrem Einkommen nicht wirtſchaften können, wenn ſie unerhörte Preiſe für ihre Lebensmittel zahlen müſſen, und wenn ſie aus Unverſtand viel zu teuer leben? Sagen Sie mal lieber — ä — Hübner, was zahlt man denn bei Ihrem liebenswürdigen Kaufmann für Reis?

Dreißig Pfennige.

Und für Graupen?

Zwanzig Pfennige.

Alſo lauter höchſte Preiſe.

Und Schundware, Herr Präſident.

Sehen Sie, lieber Landrat, hier muß beſſernde Hand angelegt werden. Der Arbeiter muß wirt-

schaftlich erzogen werden, es muß ihm Gelegenheit gegeben werden, preiswert einzukaufen. Es ist dies ein Gegenstand der Fürsorge der Kreisbehörden und der untergeordneten Organe. Man wird es ohne Zweifel höhern Orts gern sehen, wenn diese Behörden eine erfolgreiche Tätigkeit eröffnen.

Der Herr Regierungspräsident war ganz gnädig geworden. Hohe Herren machen das so. Wenn sie Gelegenheit haben, der untergeordneten Welt zu imponieren, und wäre es auch nur durch ihre Kenntnis der Kaffeepreise, so werden sie leutselig. Es war angespannt worden. Der Herr Regierungspräsident verabschiedete sich von dem Meister Hübner, der im ganzen Gesicht glänzte, mit besondrer Freundlichkeit, grüßte die Korona, ließ den Herrn Schulzen unbeachtet stehn und fuhr davon. Der Herr Landrat aber schrieb sich die Worte: „Man wird es ohne Zweifel höhern Orts gern sehen ...“ und so weiter ... mit Frakturschrift hinter die Ohren.

Was weiterhin in Gremio der hohen Behörden deliberiert worden ist, entzieht sich der allgemeinen Kenntnis. Nur soviel hat sich feststellen lassen, daß ein Schreiben der Königlichen Regierung beim Landratsamt eingelaufen ist, worin gefragt wurde, was inzwischen seitens der Kreisbehörde zur wirtschaftlichen Hebung der Arbeiterschaft in Rockendorf geschehen sei. Den Herrn Landrat berührte das Schreiben nicht gerade angenehm. Er hatte sobald noch keine Erinnerung erwartet und war über die einleitenden Schritte, nämlich die Aufstellung eines großartigen Fragebogens, noch nicht hinaus gekommen. Jetzt galt es also Eile. Sogleich sandte er eine Verfügung an den Schulzen in Rockendorf, in der vertraulich

angefragt wurde, ob es nicht möglich ſei, in Rockendorf eine Vorſchußkaſſe Raiffeiſenſchen Syſtems ſowie einen Konſumverein ins Leben zu rufen. Der Schulze möchte die Sache in die Hand nehmen und binnen vier Wochen berichten, was in der Angelegenheit geſchehen ſei.

Der Schulze war von dieſem Schreiben ebenſowenig erbaut wie der Landrat von dem ſeinigen. Was eine Raiffeiſenſche Vorſchußkaſſe ſei, davon hatte er keine Ahnung, und gegen einen Konſumverein hatte er ein tiefes Mißtrauen, da die Sache jedenfalls viel Arbeit und Ärger, vielleicht aber ſogar Koſten verurſachen würde. Das jedoch ſah er ein, daß die Sache gegen Leisring gerichtet ſei, und er hatte keine Luſt, mit Leisring anzubinden. Er teilte alſo das vertrauliche Schreiben jedermann mit in der Hoffnung, daß ſich jemand finden werde, der ihm die Arbeit abnähme. Aber es fand ſich niemand. So verging die Zeit, und es lief ein Exzitatorium vom Landratsamt ein. Auch dieſes legte der Schulze beiſeite. Nun kam aber ein geharniſchtes Schreiben: der Schulze möchte unverzüglich berichten, was zur ſozialen Hebung der Arbeiterſchaft in Rockendorf geſchehen ſei, oder die Behinderungsgründe angeben. Nunmehr ſetzte ſich der Herr Schulze in Gang und zauberte mit Hilfe des Herrn Kantors einen Bericht, worin dargelegt wurde, daß weder für Vorſchuß noch für Konſum Meinung im Dorfe vorhanden ſei, und daß es auch an Perſönlichkeiten fehle, die geeignet und geneigt ſeien, die Sache in die Hand zu nehmen.

Hierauf machte ſich der Herr Landrat ſelbſt auf, den Weg. Als er unterwegs, in ſeinem Wagen ſitzend,

überlegte, an welchem Ende er die Sache anfassen sollte, holte er Meister Hübner, der von der Stadt nach Hause ging, ein. Ha! dachte der Herr Landrat, das ist mein Mann! Wenn er gewußt hätte, wie sehr sich Hübner und Leisring wegen der Kaffeepreise verzürnt hatten, und wie sehr Hübner darauf brannte, Leisring eins auszuwischen, so hätte er sein „ha!" noch lauter gedacht. Der Landrat ließ Meister Hübner in seinen Wagen einsteigen und trug ihm sein Projekt vor. Hübner war Feuer und Flamme. Es hätte nicht des Hinweises bedurft, daß die Gründung eines Konsumvereins höhern Orts gern gesehen würde. Als praktischer Mann wußte Hübner auch, worauf es ankomme. Er hatte in seinem Bureau einen alten Kerl von Schreiber, dieser und dessen Frau konnten das Geschäft übernehmen. Ein leerstehender Raum seines Lagerschuppens konnte zum Laden eingerichtet werden. Fehlte nur noch der Verein und das Betriebskapital, doch das waren kleinere Sorgen. Als der Herr Landrat und Meister Hübner in Rockendorf einfuhren, war die Gründung des Vereins gesichert, und es blieb nur übrig, das Lokal und den alten Kerl zu besichtigen, was zur Zufriedenheit ausfiel. So war ein entscheidender Schritt zur Hebung der sozialen Lage der Arbeiterschaft getan. Der Herr Landrat verfehlte denn auch nicht zu berichten, daß es ihm gelungen sei, die Gründung eines Konsumvereins in Rockendorf in Fluß zu bringen, und daß dieser Verein zweifellos zur sozialen Hebung der Arbeiterschaft höchst segensreich wirken werde.

Freilich dauerte es noch ein volles Jahr, ehe es gelang, den Verein zu gründen, das Betriebskapital

flüssig und alle Kontreminen, die Leisring anlegte, unschädlich zu machen. Wenn nicht Meister Hübner, getrieben von seinen wenig wohlwollenden Gesinnungen gegen Leisring, alle Kraft dahinter gesetzt hätte, so wäre wohl aus der Sache überhaupt nichts geworden.

Nach einem Jahre aber prangte eine Tafel mit der bedeutsamen Inschrift „Konsum" über der Tür des neuen Ladens, und die soziale Hebung der Arbeiterschaft begann. Der Zulauf, den das neue Geschäft, das gute Ware zu billigem Preise anbot, fand, war enorm. Leisrings Laden verödete. Daß dies Leisring nicht gleichgiltig war, konnte man daraus sehen, daß er in dieser Zeit viel Schnäpse trank, was er sonst nicht getan hatte. Äußerlich ließ er sich jedoch nichts merken. Er stand fett und jappend in seiner Ladentür, notierte sich aber im stillen alle Arbeiter, die statt zu ihm die Straße hinauf in den „Konsum" gingen. Na wartet, ihr Brüder, sagte er sich, ich kriege euch schon noch. Und Frau Leisring, die vor lauter Ärger das Zittern in die Hände bekommen hatte heizte bei ihrem lieben Manne täglich ein, daß er an den Verrätern Rache nehmen solle. Leisring als gewiegter Kaufmann setzte also die Preise seiner Waren herab. Darauf kündigte er einigen, die bei ihm besonders übel angeschrieben waren, die Hypotheken, was einen großen Schreck im Dorfe verursachte. Andern, die so unvorsichtig waren, an Leisrings Laden vorüberzugehn, winkte er in den Laden einzutreten, wo er ihnen ihr Borgbuch präsentierte, und von wo sie ohne Abschlagszahlung nicht davon kamen. Und Frau Leisring kontrollierte genau alle Mützen, Bänder und Schuhe, die getragen wurden und nicht aus ihrem Laden

stammten, und bediente die mit spitzen Redensarten, die so etwas zu tragen wagten.

Dies alles würde den „Konsum" nicht zugrunde gerichtet haben, wenn nicht auch innerhalb des Vereins Unzufriedenheit geherrscht hätte. Man behauptete, nicht so aufmerksam bedient zu werden als bei Leisring, und von dem alten Kerl, der dem Konsum vorstand, war das ja auch nicht zu erwarten. Daß aber im Konsum kein Schnaps ausgeschenkt wurde, und vor allen Dingen, daß kein Kredit gegeben wurde, betrachtete man als Härte, ja als Beleidigung. Sie, die Arbeiter, wären noch keinem Menschen etwas schuldig geblieben. Und was Leisring könne, müßte der Konsum auch können. Und wenn sie jede zehn Pfennige bar bezahlen sollten, so gingen sie lieber zu Leisring zurück, der nicht so „gefährlich" sei wie der Konsum, der niemals genug verdienen könne. Und wirklich, nur um von der süßen Gewohnheit des Borgens nicht lassen zu müssen, nur um nicht Ordnung in seine Finanzen bringen zu müssen, kehrte man zu Leisring zurück, der ja jetzt auch billigere Preise bewilligte.

Auch der Geschäftserfolg war unbefriedigend. Das Inventar wollte nie stimmen, und der errechnete Profit wollte sich nie zeigen. Nicht als ob „der alte Kerl" unehrlich gewesen wäre, es zeigte sich eben nur, daß es ein Unterschied ist, ob ein Geschäft auf fremde Rechnung, oder ob es auf eigne Rechnung geführt wird.

Als der Verein sichtlich zusammenschmolz und auch die Arbeiter Hübners zu desertieren anfingen, erließ dieser den Ukas, er erwarte und verlange, daß seine Arbeiter dem Konsum treu blieben. Er rate

dies im eignen Nutzen der Arbeiter, die ja dort ihre Waren billiger und besser erhielten als im offnen Laden. Darauf hatte ein sozialistischer Hetzapostel nur gewartet, um nach bekannter Weise seinen Sermon loszulassen: Der Arbeiter sei kein Sklave, er sei auch kein Kind, sondern mündig. Niemand dürfe ihm vorschreiben, was er tun und lassen solle. Was der Arbeiter verdiene, sei sein Eigentum, dessen Gebrauch niemand beschränken dürfe; es sei gesetzwidrig, ihn zwingen zu wollen, sein Geld im Konsum anzulegen. Hübner aber wolle nur seine Arbeiter aussaugen, denn nur er habe den Vorteil vom Konsum. Darauf wurde nach allen Regeln der Kunst ein Ausstand inszeniert, und Hübner, der gerade dringende Lieferungen übernommen hatte, mußte nachgeben.

Der Konsumverein führte noch einige Zeit ein klägliches Dasein und mußte zuletzt liquidieren. Die das Geld zu dem Unternehmen hergegeben hatten, besonders Meister Hübner, verloren manches tausend Mark. An dem Tage, wo der Konsum geschlossen wurde, setzte Leisring seine Preise wieder in die Höhe, diesesmal aber gründlich, denn er hatte viel nachzuholen. Allen Angriffen gegenüber steht er jetzt siegreich da, und seine Frau hat sich ein neues Atlaskleid gekauft.

Aber das Kleid macht ihr offenbar keine Freude. Wie aus ihrer schmerzlichen Miene und ihrem wehleidigen Tone zu merken ist, hat sie Sorgen. Was es ist, verrät sie niemand, aber man flüstert sich schon heimlich zu, Leisring, der große Leisring trinkt. Und das ist auch wahr. Die Schnäpse, die er sich in der schweren Zeit des Kampfes mit dem Konsum angewöhnt hatte, lassen ihn nicht wieder los. Er trinkt, ganz heimlich, aber so nachdrücklich, daß er

ſchon „Nervenzufälle“ bekommen hat — Drillirien nennen es die Leute. Es ſoll ſchauderhaft ſein, wenn er in ſeiner Angſt glaubt, der Konſum ſitze auf ſeiner Bruſt und wolle ihm die Naſe abbeißen, und alle ſeine Borgbücher kriegten Flügel und wollten davon fliegen wie Tauben, die ſich ſatt gefreſſen haben.

Das iſt recht, ſagen die Leute, ſo muß es ſo einem gehn.

6

Die Wohnungsgenoſſenſchaft

Trudchen Leverkühn war ein hübſches, junges, ſtrebſames Mädchen. Sie war mit Penſionsberechtigung angeſtellte Lehrerin an der ſtädtiſchen Bürgerſchule und bewohnte eine Manſardenſtube vier Treppen hoch in Aftermiete bei einem Schuſter. Dieſe Wohnung, die vier Treppen und der Schuſtergeruch, der gar nicht fern zu halten war, und der jedesmal vom Vorſaal herein quoll, wenn die Tür geöffnet wurde, waren der ſchwarze Punkt ihres Lebens. Sie hatte getan, was ſie konnte, ihre „Bude“ zu verſchönern, ſie hatte alle ihre Erſparniſſe in hübſchen Möbeln angelegt und die Wände mit Bändern, Brandmalerei und Kerbſchnitzwerken verziert, aber hatte es dadurch nicht ändern können, daß die Wände ſchief und die Tapeten verräuchert waren. Und ſie hätte doch gar zu gern ein wenig Komfort um ſich geſehen, wie ſie es aus der Zeit, wo ihr ſeliger Vater noch lebte, gewöhnt war. Aber konnte ſie mit ihren zwölfhundert Mark hoffen, je eine Wohnung zu finden,

wie sie sie gern gehabt hätte? und mußte sie nicht Gott danken, daß sie wenigstens eine sichere Lebensstellung gewonnen hatte?

Dies hatte sich Trudchen Leverkühn wieder einmal gesagt, und darauf hatte sie sich resigniert ihren Studien zugewandt.

Vor ihr lag aufgeschlagen: F. W. Grandners Nationalökonomie auf rechnerischer Grundlage. Man fragt: Was hat Trudchen Leverkühn, die alle Monate ihre hundert Mark auf der Stadtkasse bar und richtig erhob und in der Zwischenzeit ihre Mädchen im Lesen und Schreiben unterwies, mit Nationalökonomie zu tun? Aber man würde mit dieser Frage den wissenschaftlichen Bildungstrieb der Schülerinnen des Reinauschen Seminars unterschätzen. Der Direktor dieser Anstalt hatte es verstanden, bei seinen Schülerinnen einen wahren Bildungshunger zu erwecken. Sie waren an der Hand des Meisters eingetreten durch das so vielen verschlossene Tor der höhern Wissenschaft und hatten Metaphysik und mathematische Psychologie studiert. Trudchen Leverkühn fürchtete sich auch nicht vor einer Nationalökonomie auf rechnerischer Grundlage. Und da die Nationalökonomie nun einmal zeitgemäß war, so studierte sie mit Eifer.

Es ist wahr, das Buch war sehr gelehrt. Der Verfasser behandelte die wirtschaftlichen Erscheinungen als Kräfte. Er brachte alle diese Kräfte auf Krafteinheiten und rechnete mit ihnen unter Zugrundelegung des Gesetzes vom Parallelogramm der Kräfte. Alle wirtschaftlichen Hemmungen und Störungen erklärte er aus der Divergenz der wirtschaftlichen Kräfte, dagegen lehrte er den Parallelismus der

Ziele und kam zu dem Resultate, daß das Heil der Welt in der Koalition liege. Bei dieser Zusammenfassung der Kräfte ergab sich nun, wie rechnerisch nachgewiesen wurde, ein Ersparungskoeffizient von 0,8505. Wenn also der Jahresverbrauch einer Person, so wurde gezeigt, durchschnittlich 302,17 Mark beträgt, so haben zwei Personen, um zu derselben Kraftwirkung zu kommen, zwei Jahresbeträge, also 604,34 Mark multipliziert mit dem Ersparungskoeffizienten 0,8505, also nur 513,19 Mark zu verwenden, drei Personen 771 Mark. Es würden demnach drei Personen soviel wirtschaftliche Kraft entwickeln, als wenn sie statt 906,51 Mark 1065 Mark hätten.

Großartig! Wirklich großartig! Was die Wissenschaft heutzutage vermag, ist enorm! Zwar war nicht recht einzusehen, wie der Verfasser zu seinen Rechnungsunterlagen gekommen war, aber ausgerechnet hatte er unzweifelhaft richtig, bis auf die Dezimalstelle.

Hierauf ging der Verfasser zu geschichtlichen Betrachtungen über, nämlich zu einer Historie der Koalition, die er von dem wirtschaftlichen Betriebe der alttestamentlichen Patriarchen über die altgriechischen Syzygien, über das mittelalterliche Mönchswesen bis zu den Volksküchen, zu den Konsumvereinen, den Klubhäusern und dem amerikanischen Hotelleben der Gegenwart verfolgte. Das Resultat war dies: Die natürlichste und erfolgreichste, weil auf strengem Parallelismus der Ziele gegründete Koalition ist die Ehe.

Hier klappte Trudchen Leverkühn unmutig das Buch zu, schlug auf den Tisch und sagte: Zum Kuckuck,

wenn ich hätte heiraten wollen, so hätte ich nicht nötig gehabt, so viel zu studieren. Dann hätte ich die Ermittlung des Ersparungskoeffizienten meinem Manne überlassen und Suppen kochen können.

In diesem Augenblick wurde nach heftigem Anklopfen die Stubentür aufgerissen, und eine junge Dame, groß, männlich und mit kurzgeschnittenem Haar trat im Theaterschritte herein, während eine Welle Schustergeruch nachflutete.

Ah! Perfido! sang sie. Es waren die ersten Töne der großen Konzert- und Schreiarie, mit der sie in der Philharmonie in Berlin Erfolg gehabt hatte. Darauf ließ sie sich auf den nächsten Stuhl niederfallen, schleuderte ihren Hut in irgend eine Ecke und rief: Scheußlich!

Was ist denn scheußlich? fragte Trudchen.

Es ist einfach zum rasend werden. Man kann singen wie die Lilli Lehmann und unterrichten wie die Marchesi, es hilft alles nichts. Meine vier Treppen steigen die Gören nun einmal nicht hinauf. Also wieder nichts. Aber ich kann mir doch keine herrschaftliche Wohnung im ersten Stocke mieten! Das wirfts nicht ab. Nein, es ist scheußlich! scheußlich!

Fräulein Ricci (eigentlich hieß sie Friederike Reiche), entgegnete Trudchen etwas altklug, das erste ist, daß Sie sich abregen, und dann lassen Sie uns die Frage methodisch anfassen. Die Wissenschaft —

Ich bitte Sie um Gottes willen, unterbrach sie die Sängerin, bleiben Sie mir mit der Wissenschaft vom Leibe.

Erlauben Sie, sagte Trudchen. Unterschätzen Sie die Wissenschaft nicht. Wissen Sie zum Beispiel den Wert der Koalition zu schätzen? Die Koalition

ist die wirtschaftliche Kraft des zwanzigsten Jahrhunderts.

Ich soll mich wohl mit der Rechenberg-Zeising koalisieren? Es ist schlimm genug, daß ich, anstatt auf den Höhen der Kunst zu wandeln, zu denen ich mich berufen fühle, mein Brot mit Singstunden verdienen muß, aber vor dieser schauderhaften Person, der Rechenberg-Zeising, zu Kreuze kriechen — niemals. Nein, lieber sterben als das!

Trudchen wurde immer erhabner. Sie ließ die Freundin austoben, kam auf ihre Wissenschaft zurück und sagte im Lehrton: Der durchschnittliche Lebensunterhalt einer Person beträgt bekanntlich 302,17 Mark —

Damit käme ich nicht aus, schaltete die Sängerin ein —

Ich auch nicht, fuhr Trudchen fort, aber der wissenschaftliche Wert ist nun einmal 302,17 Mark, für zwei Personen sind es 513, für drei 771 Mark. Das gibt ein Ersparungsverhältnis von — ich weiß nicht mehr, wieviel. Egal, es ist jedenfalls ganz riesig. Einzeln stehende Damen sollten sich also koalisieren. Wissen Sie, Fräulein Ricci, wir sollten uns zusammentun, eine Wohnungsgenossenschaft gründen und eine Familienwohnung zwei Treppen hoch mieten. Das kostete weniger, als wir beide einzeln zahlen, ich hätte ein hübsches Heim, und Sie kriegten Schülerinnen. Und wenn es zu zweien noch nicht reicht, so koalisieren wir uns zu dreien.

Fräulein Ricci staunte. Als sie den Plan begriffen hatte, sprang sie auf, holte ihren Hut aus der Ecke, stülpte ihn auf den Kopf und sagte: Kommen Sie, wir mieten uns eine Wohnung.

Aber heute Abend doch nicht mehr, erwiderte Trudchen.

Das war richtig; für heute Abend war es zu spät, dagegen noch Zeit genug, den Plan gründlich zu überlegen. Die Sängerin blieb also den Abend da. Man trank viele Tassen Tee und stellte als ausgemacht fest, daß, wenn man in gedachter Weise eine Wohnungsgenossenschaft gründe, kein Anlaß vorhanden sei, zu heiraten oder Familienanschluß (schrecklich!) zu suchen. Und so schwur man sich zum Schlusse zu einem Rütlibunde ein, umarmte sich und trank bei Tee Brüderschaft. Es war ein herrlicher Abend.

Am nächsten Mittag sagte Lieschen Probst zu ihrer Mama: Mama, aber heute war Fräulein Leverkühn zu komisch. Sie hat immer gelacht. Und in der Zwischenstunde hat sie mit uns getanzt. Und dann hat sie uns gefragt, ob wir wüßten, was eine — Koh — Kohlo — nazi oder so etwas sei — ich weiß nicht mehr. Es war was von Kohl drin — und da hat Emmi Rinkleben gesagt, es wäre eine Verlobung. Und da hat sie Fräulein Leverkühn geküßt und gesagt, es wäre noch etwas viel Schöneres als eine Verlobung. So dumm. Als wenn es was Schöneres gäbe!

Währenddessen standen zwei junge Damen draußen auf der Straße und betrachteten das zweite Stockwerk des Hauses, wo in einem Fenster der bekannte Vermietungszettel zu sehen war. Man sah ihnen äußerlich nicht an, wie unentschlossen sie innerlich waren, und wie eine heimlich zur andern sagte: Geh du doch. Es waren Trudchen Leverkühn und Eleonore Ricci. Da sich nun herausstellte, daß die Sängerin trotz ihrer dramatischen Haltung

die schüchternere war, so ging Trudchen voraus. Man klingelte, man ließ sich von Lieschens Mutter die Wohnung zeigen, man fand sie wunderschön und auch nicht zu teuer. Aber sie war auf eine Genossenschaft von drei Personen berechnet. Gut, so nehmen wir eine dritte hinzu, sagte Trudchen. Die Vermieterin drang darauf, sich bald zu entscheiden, da noch andre Herrschaften — und so weiter —, und so entschloß sich Trudchen Leverkühn kurz und mietete die Wohnung.

In dieser Stunde begannen die Sorgen. Es war nicht so leicht, wie sie gedacht hatte, eine dritte Teilnehmerin zu finden. Eine Konfektioneuse oder so etwas durfte es doch nicht sein. Und auf die Anzeige im Blatte meldeten sich nur wenig Reflektanten. Endlich nach endlosen Verhandlungen und vielen Enttäuschungen, und nachdem Trudchen, weil sie doch die Wohnung gemietet hatte und also die Verantwortung trug, schon ganz nervös geworden war, endlich fand sich eine dritte Teilnehmerin, ein Fräulein Scherbitz, eine an der Hauptpostkasse angestellte Dame, die glücklicherweise nicht Uniform trug, aber so steif war, wie man es von einem ordentlichen Kassierer nur verlangen konnte. Man teilte also die Wohnung unter sich und behielt eine Kammer und die Küche übrig für den dienenden Geist.

Neue Sorgen. Gewisse alte Damen, die als maßgebende Personen angesehen werden mußten, und die von der Genossenschaft gehört hatten, erklärten, es sei unpassend, daß drei junge Mädchen allein und unbeschützt eine eigne Wohnung bezögen. Trudchen entrüstete sich, redete von unwürdiger Sklaverei, in der das weibliche Geschlecht gehalten würde, und

fragte, warum man denn für die Studenten keine Anstandsdamen hielte, die brauchten es nötiger als sie. Aber was half es? Gegen Vorurteile kämpfen Götter selbst vergeblich. Eine Hausdame zu engagieren verbot der Ersparungskoeffizient, aber man konnte ja eine alte Köchin anstellen. Ging wieder nicht, denn es war unmöglich, die verschiednen Interessen zu vereinigen. Trudchen konnte nur zwischen zwölf und zwei Uhr essen. Fräulein Scherbitz hatte bis fünf Uhr Dienst, und Eleonore Ricci wollte sich überhaupt an keine bestimmte Zeit binden.

Da erblühte unerwartet ein großes Glück. Von gewisser tantenhafter Seite wurde auf Jungfer Antonie, gemeinhin die berühmte Antonie genannt, aufmerksam gemacht. Besagte Antonie war bei dem Herrn Schloßprediger fünfunddreißig Jahre im Dienste gewesen und hatte ihrer Zeit jenachdem als Cerberus oder Mittelsperson eine große Rolle gespielt, ja sie hatte zu den Stützen der Schloßgemeinde gezählt, so lange nämlich, als der Herr Schloßprediger lebte. Als dieser gestorben war, und man sich um andre Sonnen sammelte, wurde die zuvor unentbehrliche Antonie schnöde beiseite gesetzt, was ihr einen großen Schmerz bereitete und sie veranlaßte, ihre Meinung von dem Werte der Mitwelt wesentlich herabzusetzen. Also dieses Juwel wurde den drei Koalisierten vorgeschlagen. Trudchen suchte klopfenden Herzens das Juwel auf und fand es in einer Bodenstube eines Hinterhauses Kaffee trinkend. Sie trug ihr Anliegen vor und fand Erhörung. Nur eine Bedingung stellte Antonie, es müsse ihr erlaubt sein, alle Missions- und Bibelstunden zu besuchen. Dies wurde bereitwilligst zugestanden; aber Antonie er-

weiterte die Erlaubnis aus eigner Machtvollkommenheit auch dahin, zu allen Trauungen von Bedeutung gehn zu dürfen, sowie zu allen Begräbnissen von dritter Klasse an aufwärts. Sie war also reichlich viel abwesend.

Man zog ein. Jungfer Antonie erhielt ihre Kammer und ihre Küche, wofür sie die Verpflichtung hatte, gewisse häusliche Arbeiten zu verrichten und die Aufsicht über das Logis zu führen. Trudchen verwandte die freie Zeit einer ganzen Woche dazu, ihr Zimmer zu einem Schmuckkästchen zu machen, Fräulein Scherbitz behandelte ihr Zimmer geringschätzig, stellte ein paar alte eckige Möbel hübsch ordentlich hinein und war fertig. Und Eleonore Ricci war sehr aufgeregt und machte viele Umstände, bis ihr Flügel endlich den richtigen Standpunkt gefunden hatte. Dann setzte sie sich hin, sang Wagnersche Töne und ließ alles stehn und liegen, wie man es hineingetragen hatte. Hierauf erschien die berühmte Antonie, einen langen Strickstrumpf in der Hand. Sie blieb in der Tür stehn, sah sich die Unordnung mit mißbilligenden Blicken an und sagte: Fräulein, das muß ich Ihnen aber sagen: Bei Ihnen sieht es aus, wie in Sodom und Gomorrha. Beim seligen Herrn Schloßprediger wurden immer erst die Strümpfe weggetan und dann gesungen.

Eleonore Ricci nahm keine Notiz von der Vermahnung. Worauf sich Antonie mit ihrem Strickstrumpfe zu Trudchen Leverkühn begab und sie für die Unordnung bei ihrer Freundin verantwortlich machte. Bei Schloßpredigers hätten sie jeden Morgen allemal erst Buße getan, und dann hätte kein Mensch die Strümpfe auf dem Klavier liegen lassen dürfen.

Was wollte Trudchen Leverkühn machen? Sie begab sich zu ihrer Freundin und stiftete Ordnung. Was ihr jedoch immer nur auf kurze Zeit gelang, denn Eleonore Ricei war gar zu genial und nicht dazu zu bringen, früh nach dem Kaffee allemal erst Buße zu tun.

Man konnte unmöglich das große Ereignis des Einzugs vorübergehn lassen, ohne ein Einzugsfest zu feiern. Nach langen Verhandlungen fand sich ein Abend, der allen Beteiligten paßte. Trudchen Leverkühn hatte die Rolle des Familienhauptes übernommen. Sie hatte ihre Stube besonders schön geschmückt. Man sah eine bekränzte, durch Brandmalerei hergestellte Tafel, auf der die Zahl des Ersparungskoeffizienten 0,8505 prangte. Darunter lag F. W. Grandners Nationalökonomie auf rechnerischer Grundlage, und rechts und links davon standen die Photographien von zwei Professoren, die vielleicht in entfernter Weise mit der Sache in Verbindung gebracht werden konnten. Für Teegebäck war reichlich gesorgt, auf dem stummen Diener sang ein ansehnlich großer Teekessel, den Trudchen Leverkühns Mama gestiftet hatte. Um acht Uhr erschienen feierlich die beiden Geladnen, fünf Minuten darauf Jungfer Antonie ungeladnerweise. Man sah sich unwillig an und flüsterte sich zu, was denn die Person wolle, aber niemand wagte es, ihr zu sagen, daß sie nicht willkommen sei. Der Abend war zu schön, als daß man ihn sich durch so eine Person hätte verderben lassen sollen. Man ließ sie ihre länglichen Geschichten über den seligen Herrn Schloßprediger erzählen und trank viele Tassen Tee. Sogar Fräulein Scherbitz taute auf und steckte sich eine Zigarette an. Zuletzt erhob

sich Trudchen Leverkühn, hielt eine Rede über die Notwendigkeit der Zusammenfassung der Kräfte, über die Bildung von Familien der Unverheirateten und schloß mit einem Hoch auf die Freiheit.

Jungfer Antonie sah währenddessen mit mißbilligender Verwunderung von der einen zur andern und sagte, ohne mit ihrer Teetasse mit anzustoßen: Die Freiheit ist nämlich vom Teufel.

Was ist? fragte man lachend. Die Freiheit ist vom Teufel?

Ja, erwiderte die berühmte Antonie, angelegentlich auf ihren Strickstumpf schauend, so sagte der selige Herr Schloßprediger. Und daß ichs nur sage, niemals ist beim Herrn Schloßprediger bis Glocke elf Tee getrunken worden, und niemals hat man mit den Teetassen auf dem Teufel sein Reich angestoßen.

Die jungen Mädchen hätten zerknirscht sein müssen, sie waren es aber nicht, sondern sagten sich vergnügt Gute Nacht und wünschten der Jungfer Antonie, daß sie vom Teufel träumen möchte. Dies hatte zur Folge, daß Jungfer Antonie den ganzen folgenden Tag eine strenge Miene machte, und daß sie noch weniger als sonst geneigt war, zu hören, wenn man etwas von ihr wollte.

So war also das große Werk gelungen. Wenn sich Trudchen, nachdem sie ihren Unterricht beendet und ihre Hefte korrigiert hatte, mit einem guten Buche in der Hand auf dem gemeinsamen Balkon in ihren Triumphstuhl setzte, so tat sie es mit dem Selbstbewußtsein des kleinen Klaus im Märchen, als er mit sechs fremden Pferden pflügte und rief: Hü, alle meine sieben Pferde. Heil der Wissenschaft, Heil dem Ersparungskoeffizienten! Selbständig, unab-

hängig und doch nicht vereinsamt oder vier Treppen hoch in die Sphäre von Schustern verbannt! Dies war ein Teil der Lösung der Frauenfrage. Es genügt doch nicht, der Frau einen selbständigen Beruf zu schaffen, man muß die selbständigen Frauen zu Familien zusammenfassen, zu Familien Gleichberechtigter, nicht zu Zwangsanstalten, in denen der Hausherr kommandiert. Es war unbegreiflich, wie man diese Zwangsanstalt als den Himmel auf Erden preisen konnte, und wie sich so viele Mädchen nichts beßres wünschten als dies. Nein, Trudchen Leverkühn lobte sich ihre goldne Freiheit. Und so sah sie mit überlegnem Wohlwollen auf ihre Kolleginnen hinab, wenn sie unten auf der Straße vorübergingen, ohne eine Ahnung zu haben, wie gut sie es haben könnten, wenn sie Nationalökonomie auf rechnerischer Grundlage verstünden, und mit bedauerndem Mitleid auf Frau Rektor Heinrich, wenn sie mit ihrer Kinderschar auszog. Man sah es allerdings der Frau Rektor an, daß sie eine schwere Last zu schleppen hatte. Wenn aber Herr Gustav Blaufuß mit einer Blume im Knopfloche vorüberkam und schüchtern heraufgrüßte, so nahm sie eine wahrhaft erhabne Miene an und dankte mit großer Zurückhaltung. Was fällt dem Menschen ein? sagte sie zu sich. Ich denke gar nicht daran, meine goldne Freiheit aufzugeben. Und überhaupt, ein Seifensieder! wenn er auch ein ganz anständiger Mensch ist. Habe ich darum soviel studiert, daß ich zuletzt Frau Seifensieder Blaufuß werden sollte?

Auch die beiden andern Teilhaberinnen der Genossenschaft waren zufrieden. Fräulein Eleonore Ricci bekam Schülerinnen, und Fräulein Scherbitz

rühmte sich vor ihren Kolleginnen der nobeln Lage ihrer Wohnung, rauchte zu Hause Zigaretten und rückte ihre Stühle in eine tadellose Reihe.

Nur war der Himmel dieses Glückes doch nicht ganz wolkenlos. Jungfer Antonie war nicht dazu zu bringen, die Küchentür zu schließen, und so gab es auf dem Korridor allerlei ordinäre Gerüche, was Trudchen durchaus nicht leiden konnte, und was sie nur zu sehr an den Schuster im vierten Stock erinnerte. Jungfer Antonie war zwar ihren eignen Reden nach ein Juwel, aber in Praxi ließ sie es doch sehr an der Erfüllung ihrer Obliegenheiten fehlen. Zum Beispiel auf die Leiter steigen und Fenster putzen, das gab es nicht, das verbot ihr die Schamhaftigkeit durchaus.

Wer putzte denn aber bei Oberpredigers die Fenster? fragte Trudchen.

Das tat die Minna. Diese war aber ein Weltkind, entgegnete Antonie.

Auch hielt sie es für unziemlich, wenn Fräulein Ricci Hoiahoh und Hojottohoh sang — sie übte die Walkürenszene —, das seien unchristliche Töne, und bei Schloßpredigers sei so etwas nie gehört worden. Oder wenn Fräulein Scherbitz eine Zigarette rauchte, oder wenn sich Trudchen vor allen Menschen draußen auf der Straße in den Triumphstuhl legte. Ja, diese Antonie fing an, eine wahre Tyrannei auszuüben, überall zu schulmeistern, in alles ihre Nase zu stecken und so zu tun, als wenn sie die Hauptperson im Hause sei. Und wenn man ihr etwas sagte, so waren ihre Ohren und ihr Verständnis gänzlich verschlossen. Was aber dabei das übelste war, jedes der drei jungen Mädchen versteckte sich hinter dem andern. Eleonore Ricci wütete, wenn sie mit den andern allein war,

wenn sie aber der Antonie entgegentreten sollte, verlor sie alles Walkürenhafte, Fräulein Scherbitz lehnte die Zumutung, für die andern einzutreten, kühl ab, sie halte sich nicht für berechtigt, sich in die Angelegenheiten andrer einzumischen, und Trudchen Leverkühn dachte seufzend an ihren seligen Papa, der kurzen Prozeß gemacht haben würde. Und so kam man nicht über einige bescheidne Vorstellungen hinaus, die auf die berühmte Antonie, wie gesagt, gar keinen Eindruck machten. Und es zeigte sich die merkwürdige Anomalie, daß der strenge Parallelismus von drei Kräften keinen Kraftzuwachs brachte, oder mit andern Worten, daß drei junge Mädchen zusammen immer nur drei Hasen blieben.

So verging ein Vierteljahr. Die Miete mußte bezahlt werden, was Trudchen Leverkühn, die den Mietkontrakt unterzeichnet hatte, zu vermitteln hatte. Fräulein Scherbitz war die Pünktlichkeit selber gewesen. Aber die Ricci ließ nichts von sich sehen. Schon war Mittag vorüber. Man blamierte sich tödlich, wenn die Miete nicht auf die Minute bezahlt wurde. Trudchen zitterte schon vor Ungeduld. Es blieb nichts andres übrig, als die säumige Freundin zu erinnern. Eleonore Ricci tat sehr unbefangen. Sie habe eben den kleinen Betrag nicht flüssig. Auch habe die Sache ja keine Eile. Die Sache habe große Eile, erwiderte Trudchen entrüstet, und sie wenigstens hätte keine Lust, sich vor Probsts zu blamieren.

Dann möchte man die Kleinigkeit auslegen, sagte Eleonore.

Fräulein Scherbitz lehnte mit kühler Bestimmtheit ab, für irgend jemand Verpflichtungen zu übernehmen.

Was war zu tun? Trudchen mußte in die eigne Tasche greifen und die Miete auslegen.

Und diese Korridorglocke! Sie konnte einen Menschen verrückt machen. Fortwährend klingelt es. Streichhölzer zu verkaufen, ein Weinreisender, ein Mausefallenmann, Strohdecken, Gott weiß, wer da alles kam. Und diese Bettler! In den vierten Stock gelangten sie nicht so leicht, und wenn einer sich einmal so hoch verstiegen hatte, dann war er dem Schuster in die Hände gefallen, der ihn mit Hurra wieder hinabschaffte. Aber hier — es war, als wenn sie es gewußt hätten, daß hier drei alleinstehende Damen wohnten. Sie wußten es auch wirklich. Denn draußen an der Wand des Treppenhauses standen drei Dreiecke eingekratzt, was in der Hieroglyphenschrift der Lumpen bedeutet: Hier gibts nur drei Frauen. Und so kamen sie in Scharen und waren, wenn sie einmal in den Korridor eingedrungen waren, nur mit äußerster Mühe wieder hinauszuschaffen. Und nie war es genug, was sie kriegten, und immer war das Ende eine große Schimpferei.

Das war ja nun zwar lästig, wäre jedoch noch zu ertragen gewesen, aber man las in der Zeitung, daß Mord- und Raubanfälle in der Stadt auf einzeln stehende Damen, Lehrerinnen, Beamtinnen und Rentnerinnen verübt worden seien. Aller acht Tage wurde ein neuer Fall berichtet. Das war ja schrecklich. Neulich war keine drei Häuser weit ein Kerl bei einer alten Dame eingedrungen, und wer weiß, was geschehn wäre, wenn nicht glücklicherweise der Schornsteinfeger hinzugekommen wäre, der dem Mörder mit dem Besen über den Kopf gehauen hatte, ihn aber doch nicht dingfest hatte machen können.

Unsre drei Wohnungsgenossenschafter fürchteten sich nicht, Gott bewahre, aber sie erschraken doch jedesmal, sobald die Türglocke erklang. Es müßte doch scheußlich sein, so in der Blüte der Jahre von so einem Mörder abgemurkst zu werden. Und drei alleinstehende Damen in einer Wohnung ohne männlichen Schutz, das mußte doch zu einem Mordanfalle förmlich herausfordern. Geht es denn wirklich nirgends in der Welt ohne diese Männer?

Wozu hatte man aber die berühmte Antonie ins Haus genommen? Wozu ertrug man ihre Tyrannei und Schulmeistereien und Küchengerüche, wenn nicht dazu, daß sie das Haus beschützte? Aber die berühmte Antonie war nie da, wenn man sie brauchte. Antonie war sozusagen christlich-vergnügungssüchtig. Sie mußte früh bei jeder Trauung sein und mit Gleichgesinnten die Kleider der Braut und der Brautjungfern besprechen, sie mußte Nachmittags bei jedem Begräbnis zur Bildung des Frauenchors beitragen, sie durfte Abends bei keiner Missionsstunde fehlen und mußte sich je nachdem für das Heil der Kaffern oder die Bekehrung der Papuas begeistern, da konnte sie natürlich nicht zu Hause auf die Tür achten.

Ja, was noch schlimmer war, sie ließ selbst die Tür regelmäßig offen stehn. Erst neulich war ein Mensch bis in die Stube von Fräulein Scherbitz vorgedrungen. Fräulein Scherbitz war bis auf den Tod erschrocken, und es war nicht auszudenken gewesen, was hätte geschehn können, wenn nicht in diesem Augenblicke das Hoiottoho einer Walküre aus dem Zimmer von Fräulein Ricci erklungen wäre.

Nun aber machte man der Jungfer Antonie ernste Vorstellungen.

Na, was denn? erwiderte das Juwel, bei Schloßpredigers wurde die Tür nie zugeschlossen. Der selige Herr Schloßprediger — ach Gott, was war das für ein Mann! — sagte immer, es ist Sünde, sagte er, wenn man die Tür zuschließt. Und daß ich es Ihnen nur sage, Sie haben alle kein rechtes Gottvertrauen, sonst würden Sie sich nicht so haben.

Sprachs, ging zu einem Begräbnis erster Klasse mit Marschällen und dem gläsernen Leichenwagen und ließ die Tür wieder offen stehn.

Das waren, wie gesagt, dunkle Punkte; im übrigen aber befand sich die Wohnungsgenossenschaft ganz wohl. Man zankte sich nicht. Die Leute sagen, daß manche weibliche Genossenschaft schon daran zugrunde gegangen sei, daß man sich nicht vertragen habe. Man vertrug sich sehr gut. Fräulein Scherbitz kümmerte sich grundsätzlich nicht um das Wohl und Wehe andrer Leute, Eleonore Ricci schwebte in den obern Regionen der Kunst und ließ in den irdischen Regionen alles gehn, wie es gehn wollte, und Trudchen machte alle Arbeit, die den andern unbequem war. Trudchen war energisch und praktisch und griff lieber selber zu, als mit andern lange Reden über das Ob und Wie auszutauschen.

Als der Herbst kam, hatte man Rat gehalten, wie man die Wohnung verschönern könnte. Zunächst bedurften die Fußböden eines neuen Anstrichs. Probsts waren nicht zu bewegen gewesen, etwas für die Wohnung zu tun; aber auf eigne Kosten den Maler kommen zu lassen, war eine zu teure Sache. Wißt ihr was? sagte Trudchen, wir streichen uns unsre Dielen selber. Fräulein Scherbitz hatte Bedenken, und Eleonore Ricci war zu solcher Arbeit unbrauchbar. Also blieb die

Sache wieder bei Trudchen hängen, die sich auch nicht lange besann, Farben und Pinsel kaufte, ihre Stube auskramte, ein entsprechendes Kostüm anlegte, und während die beiden Genossinnen aufmerksam zuschauten, anfing, den Fußboden ihres Zimmers nach allen Regeln der Kunst anzustreichen.

Die Arbeit wurde sehr schön. Schon hatten Kleid, Hände und Gesicht ihr Teil Farbe abbekommen — Herrgott, da klingelte es. Wo war Antonie? Antonie war natürlich nicht da. Wenn Trudchen die Tür nicht selbst zugeschlossen hätte, so hätte natürlich die Tür wieder aufgestanden, und man hätte den Menschen schon auf dem Halse. Eben erst hatte man von einem neuen Überfall auf eine dreiundsiebzigjährige Dame, die vor Schrecken krank geworden war, gelesen, wer sagte gut dafür, daß der da draußen nicht der Mörder war, der ein neues Opfer suchte? — Es klingelte wieder, hart, grausam, gewalttätig. So konnte nur ein Mörder klingeln. Trudchen war aufgesprungen. Die Gesangsheroine zitterte, und Fräulein Scherbitz machte sich bereit, sich in ihr Zimmer zurückzuziehn und die Tür zu verrammeln. Aber etwas mußte geschehn. Trudchen schlich sich an die Korridortür und schaute durch das Guckloch. Da stand ein Mensch draußen mit breitkrempigem Hute, unter dem eine spitze Nase hervorsah, und mit einem Banditenmantel. Man sah nichts weiter als Hut, Nasenspitze und Mantel. In der Hand konnte er ganz gut ein Brecheisen und in der Tasche Dolch und Revolver tragen. Trudchen kehrte zurück und berichtete.

Wenn nur ein Dienstmädchen im Hause wäre, sagte Eleonore Ricci, die könnte aufmachen, und

einem Dienstmädchen tut kein Mörder etwas. Und wir könnten uns einschließen.

Gut, sagte Trudchen, ich werde das Dienstmädchen vorstellen.

Der Mensch draußen klingelte schon wieder. Es war nicht mehr schön, wie er die Glocke in Bewegung setzte. Eleonore Ricci und Fräulein Scherbitz verschwanden in der nächsten Tür, die zum Musikzimmer führte, Trudchen nahm ihren Farbenpinsel in die Hand, entschlossen, dem Menschen, wenn er sich irgend gewalttätig zeigen würde, mit dem Pinsel und Sikkativ in die Augen zu fahren, was auch ein Mörder nicht vertragen kann.

Sie öffnete. Da stand ein ganz gefährlicher Mensch vor ihr. Ein bleiches, bartloses Gesicht, aus dem eine krumme, scharfe Nase hervorsah, eingekniffner Mund, stechende Augen, dazu ein Garibaldihut und ein Radmantel, dessen rechter Flügel über die linke Schulter geworfen war. In der Hand trug er eine Papierrolle. Was aber war in dieser Rolle? Vielleicht ein Dolch? oder ein Brecheisen? Trudchen erschrak und faßte ihre Waffe fester. Ach, es war nur ein Ölfarbenpinsel, und sie war, obwohl Vorsteherin einer Wohnungsgenossenschaft, doch nur ein Mädchen, das sich vor jedem Manne fürchten mußte. Doch sie ließ sich nichts merken, sondern fragte schnippisch, was der Herr wolle.

Der Mann in der Tür antwortete mit lauter, tönender Stimme, daß er die Ricci sprechen wolle.

Die Ricci? Was das für eine Ausdrucksweise war! — Ach, Sie meinen Fräulein Ricci? fragte Trudchen.

Meinetwegen Madame Ricci, sagte der Mensch.

Aber bitte, ein bißchen hopp! hopp! Ich stehe hier schon eine halbe Stunde.

Wollen der Herr nicht näher treten? fragte Trudchen. Aber wohin mit ihm? In Fräulein Riccis Zimmer sah es schlimm aus, auch war die Sängerin keineswegs in empfangsmäßigem Anzuge. Auf dem Korridor und in ihrem Zimmer herrschte der Greuel der Verwüstung, blieb also nur der Scherbitz Zimmer übrig. Dahin führte sie ihn. Es roch dort zwar nach Tabak, aber es half nun nichts. Sie setzte einen Stuhl in die Mitte der Stube, bat Platz zu nehmen und verschwand. Gott sei Dank, bis jetzt war es gut gegangen.

Als Trudchen ihrer Freundin mitteilte, daß sie gewünscht werde, wollte diese verzweifeln. Sie raste im Zimmer umher und erklärte, daß sie dem Menschen nicht für alle Schätze der Welt entgegentreten werde. — Aber es gehe doch nicht an, den Menschen vergeblich warten zu lassen. — Trudchen möchte mitkommen. — Das gehe auch nicht, da Trudchen ja die Rolle des Dienstmädchens spiele. — Sie sei auch nicht angezogen. — Dann solle sie schnell Toilette machen.

Herrgott, da klingelte es schon wieder. Es waren der Briefbote und ein Dienstmann. Der Dienstmann brachte ein lose zusammengefaltetes Paket in Gestalt einer Düte für Trudchen, und der Briefbote einen amtlichen Brief für Fräulein Scherbitz. — Sie möchten alles nur dort auf den Tisch legen.

Die Ricci vermochte es kaum, mit ihren zitternden Händen ihr Kleid anzuziehn. Beide Freundinnen halfen, und so wurde man endlich fertig. Trudchen schlich zu der Tür von Fräulein Scherbitzens Zimmer und schaute durch die Türspalte. Der Mensch

saß noch immer auf seinem Stuhle, pfiff und trat dazu den Takt mit dem Fuße. Daraus war freilich nicht mit Sicherheit zu schließen, ob er zu den guten oder den bösen Menschen gehöre. Als man Eleonore Ricci dem Menschen zuführte, sträubte sie sich, als wenn sie zum Schafott geführt würde, aber es half ihr nichts. Trudchen steckte ihr noch einen Galanteriedolch in die Hand, um ihn im Kleide zu verbergen und auf alle Fälle gerüstet zu sein. Als man sie durch die Tür schob, sah man noch, wie sich der Mensch erhob, und wie Eleonore ihren Dolch in der Verwirrung auf die Erde fallen ließ. Dann war es still, eine lange, lange Zeit. Trudchen und Fräulein Scherbitz, die vor der Tür stehn geblieben waren, sahen sich besorgt an. War es nicht unrecht gewesen, daß sie ihre Freundin allein in die furchtbare Gefahr hinausgestoßen hatten? Es war tödlich still im Zimmer. Vielleicht war schon alles vorüber, und Eleonore Ricci lag abgemurkst am Boden. Da rückte ein Stuhl, und die tönende Stimme des Menschen sagte etwas Abschließendes. Dann tat sich die Tür auf, und Fräulein Eleonore Ricci erschien in der geöffneten Tür mit dem Ausdruck strahlenden Glücks. Und auch der Mensch sah entschieden menschlicher aus.

Die Ricci sagte: Mein lieber Herr Direktor, gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Freundinnen vorstelle, Fräulein Scherbitz, Postschwedin, und — Trudchen winkte ab und suchte die Ricci daran zu erinnern, daß sie, Trudchen, ja Dienstmädchen sei; aber jene merkte nichts — und Fräulein Leverkühn —

Mädchen für alles, sagte Trudchen, einen Knicks hinsetzend.

Herr Direktor Kuchenreuter, fuhr die Ricci fort, der mir eben ein Engagement für B. überbracht hat.

Das ist famos, rief Trudchen und fiel ihrer Freundin jubelnd um den Hals.

Der Direktor sah die Szene mit Verwunderung an und sagte: Erlauben Sie mal, meine Damen, Sie scheinen ja hier ein merkwürdiges Kollegium zu bilden.

Tun wir auch, sagte Trudchen, eine Wohnungsgenossenschaft auf wissenschaftlicher Grundlage mit dem Ersparungs-Koeffizienten 0,8505. Ein kleiner, ganz moderner nationalökonomischer Staat.

Es scheint mir aber, fuhr der Direktor fort, daß ich Ihren famosen Staat eben gesprengt habe. Denn die Ricci nehme ich gleich mit. Und Sie kriegen sie auch nicht wieder. Also auf Wiedersehen fünf Uhr neunzehn zum Schnellzuge! Habe die Ehre, meine Damen.

O weh! Das war freilich eine betrübende Folge des frohen Ereignisses.

Fräulein Scherbitz griff in die Tasche, holte den Brief heraus, den der Postbote gebracht hatte, und sagte etwas verlegen: Was ich sagen wollte, ich habe hier meine Versetzung nach H. bekommen. Ich werde zum nächsten Ersten auch aus der Genossenschaft ausscheiden müssen.

O weh! Ein einziger Augenblick, und die Wohnungsgenossenschaft zerfiel in ihre Urbestandteile. Und Trudchen Leverkühn, die allein übrig blieb, saß da mit der Wohnung und der Miete und der berühmten Antonie. Würde es sich der Mühe verlohnen, die Genossenschaft zu rekonstruieren mit der gewissen Aussicht, daß sie über Nacht doch wieder

auseinander fliegen werde? Gab es denn für einzelne Damen keine dauernden Bande als Ehebande? Gab es denn keinen soliden Parallelismus der Kräfte in der Welt als das harte Muß der Ehe?

Fräulein Scherbitz und Eleonore Ricci waren mit ihren eignen Angelegenheiten zu lebhaft beschäftigt, als daß sie sich hätten um Trudchen Leverkühn und deren Sorgen bekümmern können, und so wandte sich diese traurig ihrer Arbeit wieder zu. Was half ihr nun ihr Anstrich? Am liebsten hätte sie den Pinsel in die Ecke geworfen. Aber das ging doch nicht. Die angefangne Arbeit mußte zu Ende geführt werden. Und so setzte sie sich auf die Erde und strich ihre Farbe auf und seufzte zum Erbarmen.

Da seufzte es hinter ihr ebenso tief. Trudchen sah sich erschrocken um. Wer stand da in der Tür im Frack und weißer Binde? Herr Gustav Blaufuß.

Wie mich das dauert, sagte Herr Gustav Blaufuß, so jung und so hübsch und so klug, und so arbeiten müssen, wie ein Dienstbote, und dabei so unglücklich! — wie mich das dauert!

Dem guten Gustav Blaufuß traten die hellen Tränen in die Augen.

Trudchen errötete vor Unwillen und rief: Was wollen Sie hier, wer hat Ihnen erlaubt —

Aber Fräulein Leverkühn, sagte Gustav Blaufuß demütig, Sie haben doch mein Bukett und den Brief erhalten, worin ich geschrieben habe, ich würde mir die Freiheit nehmen, zu kommen, wenn Sie es mir nicht verböten.

Was für ein Bukett? Da lag die Tüte, in der unzweifelhaft Bukett und Brief enthalten waren, noch uneröffnet auf dem Tisch. Man hatte es über

den schrecklichen Ereignissen der letzten Stunde völlig aus dem Auge verloren. Wenn nun Gustav Blaufuß kam, wenn er sich Hoffnung gemacht hatte, so war sie, Trudchen, nicht ohne Schuld. Sie durfte also ihren treuen Verehrer nicht ungnädig behandeln. So bat sie ihn lachend, Platz zu nehmen, und man setzte sich auf das Kanapee, das auf einer noch ungestrichnen Insel der Stube stand. Und Gustav Blaufuß hätte seinen Zylinder beinahe in die frische Farbe gesetzt. Und Trudchen, deren Herz übervoll war, erzählte auf die Frage Gustavs, warum sie so geseufzt hätte, die traurige Geschichte von der Wohnungsgenossenschaft, und daß sie jetzt auch ausziehn und zu einem Schuster im vierten Stocke zurückkehren müsse. Denn sie allein könnte die große Wohnung nicht brauchen und auch nicht bezahlen. Und es sei doch hier gar zu hübsch gewesen.

Fräulein Trudchen, sagte Herr Blaufuß, der mit innigem Anteil zugehört hatte, und der es schon wagte, Fräulein Trudchen zu sagen, Sie brauchen nicht auszuziehn. Das Seifengeschäft muß sowieso vergrößert werden, und dazu kann ich meine Wohnung sehr gut gebrauchen. Nun will ich Ihnen was vorschlagen. Sie bleiben wohnen, und ich trete in die Genossenschaft als zweiter Teilhaber ein. Meinetwegen gleich zum ersten Januar. Wollen Sie?

Was wollte Trudchen machen? Sie sagte Ja und nahm ihren Seifenfabrikanten — der Wohnung wegen, wie sie später behauptete, seiner mitleidigen Augen wegen, wie sich die Sache wirklich verhielt. Das geschah aber nicht in der halb gestrichnen Wohnung, sondern später im Hause der Frau Mutter, wie sich das gehörte.

Und die berühmte Antonie erhielt ihre Kündigung. Dafür hielt sie den beiden noch übrigen Genossenschafterinnen bei der nächsten Gelegenheit eine Strafpredigt und schloß: Und daß ich es Ihnen nur sage, ich habe es schon lange zu der Maiern gesagt, daß ich in diesem gottlosen Hause nicht bleibe, wo man nichts weiter tut, wie singen und rauchen und auf Triumphstühlen herumliegen, und wo man nicht einmal Zeit hat, zu einem feinen Begräbnisse zu gehn.

7

Altruismus, d. i. die Lehre vom Mitmenſchen

Man konnte damit rechnen. Denn erſtens waren nähere Verwandte überhaupt nicht da, und zweitens, wer wäre würdiger geweſen, das Erbe der beiden alten ſteinreichen Tanten anzutreten, als Frau Laroſe, die es nach ihrer eignen felſenfeſten Überzeugung beſſer als jeder andre verſtand, die zu erwartenden Hunderttauſende mit Würde und Eleganz zu verwenden. Und drittens wäre es eine ſchreiende Ungerechtigkeit geweſen, wenn Frau Laroſe nicht bedacht worden wäre. Die alten Tanten hätten ja ein Herz von Stein haben, ſie hätten wahre Ungeheuer von Undankbarkeit ſein müſſen, wenn ſie ſich nicht in ihrem Teſtament erkenntlich zeigen wollten, nachdem man ſeit Jahrzehnten alle Neujahr und alle Geburtstage Blumen und ſinnreiche Briefe nach D. geſchickt hatte. Und Tante Eliſe war ja auch Gott ſei Dank vierundachtzig Jahre alt, und Tante Paula war nur wenig jünger. Sie konnten jeden Tag das Zeitliche ſegnen.

Man konnte also damit rechnen, daß man über ein großes Vermögen verfügen werde. Und warum sollte man das verschweigen? Warum sollte man sich nicht schon jetzt in der Gunst sonnen, die nach alter und gerechter Weltordnung wohlsituierten Leuten von ihren Mitmenschen zuteil wird? Man nahm doch niemand etwas, wenn man seine Ansprüche auf die Zukunft schon der Gegenwart in Rechnung stellte.

Man konnte damit rechnen. Auch der selige Larose pflegte diese Redewendung mit Vorliebe zu gebrauchen. Man konnte damit rechnen, daß die Rüben dieses Jahr zweihundert Zentner bringen, oder daß der Weizen zum Herbste hundertachtzig Mark kosten werde. Man konnte also unbedenklich ein paar neue Kutschpferde kaufen, und Frau Larose konnte unbedenklich auf vier Wochen ins Bad gehn. Hernach brachte freilich zufolge einer unbegreiflichen Verkettung von Umständen der Morgen Land nur hundertzwanzig Zentner, und der Weizen stand nur hundertvierzig Mark. Und dann fehlte das im voraus ausgegebne Geld, und man mußte es für teure Zinsen borgen. Da sich nun dieses Mißgeschick wiederholte, so kam der selige Larose in ernste Schwierigkeiten. Aber man konnte damit rechnen, daß der Wert der Güter steige, und daß man das Gut werde vorteilhaft verkaufen und damit alle Verluste einbringen können. Alle Anzeichen wiesen darauf hin, man konnte damit rechnen wie mit Tatsachen. Statt dessen geriet die Landwirtschaft in eine Notlage, der Preis der Güter fiel, und als Frau Larose nach dem Tode ihres Mannes den Nachlaß ordnete, blieb ihr nur so viel übrig, daß sie in die Stadt ziehn und leidlich anständig leben konnte.

Dazu vermochte sich freilich Frau Laroſe nicht zu verſtehn, den Titel Frau Rittergutsbeſitzer abzulegen, in die tiefern bürgerlichen Kreiſe hinabzuſteigen, mit dem Henkelkorbe auf den Wochenmarkt zu gehn oder mit dem Fleiſcher um den Preis des Kalbsbratens zu handeln. Man war das ſeiner Vergangenheit ſchuldig, man war es auch ſeiner Zukunft ſchuldig. Und Annette war ein verſtändiges Mädchen. Sie hatte nichts dagegen, eine teure Wohnung für die ſchönen Möbel zu mieten und ſich mit andern Ausgaben einzuſchränken, elegante Kleiderſtoffe einzukaufen und ſie möglichſt billig ſelbſt zu modernen Kleidern zu geſtalten, nie anders aus dem Hauſe zu gehn, als wie aus dem Ei gepellt, und zu Hauſe die allerälteſten Kleider aufzutragen. Es war ja nicht gerade angenehm, immer auf die lieben Mitmenſchen Rückſicht nehmen zu müſſen und immer ſo zu tun, als habe man vollauf, während man ſich doch ernſtlich einſchränken mußte. Aber wie lange dauerte es denn? Vierundachtzig Jahre ſind ein ſchönes Alter, und wenn geſchah, was geſchehen mußte, dann war man aus aller Not, damit konnte man rechnen.

Als Laroſes nach B. gezogen waren, erregten ſie eine nicht geringe Neugierde bei der Bürgerſchaft. Ihre Rike wurde beim Fleiſcher gründlich ausgefragt, aber ſie wußte, da ſie eben erſt in den Dienſt getreten war, ſelber nichts. Die Weiber aus der Nachbarſchaft verſammelten ſich auf der Straße und hielten, hier und da in Gruppen vereinigt, längere Konferenzen ab. Aus den gelegentlich nach den Fenſtern der Laroſeſchen Wohnung gerichteten Blicken konnte man erſehen, wovon die Rede war.

In den nächsten Kaffeegesellschaften und im Ratskeller kam die Rede natürlich auf die Larosés. Aber man wußte nichts weiter festzustellen, als daß sie irgendwo in Pommern ein Rittergut besessen hätten, das sie nach dem Tode des Besitzers an einen gewissen Neumann verkauft hätten — Friedrich Neumann, den Schwager von dem alten Bergner seiner Cousine —, ein schönes Gut, unter Brüdern seine hunderttausend Taler wert. Also mußte die Larosé eine begüterte Dame, und ihre Tochter ein begehrenswerter Gegenstand für Liebhaber sein. Als aber die Larosé mit ihrer Tochter zum erstenmal in das Militärkonzert im Augarten kam, war es ein Tagesereignis, das seines Eindrucks nicht verfehlte.

Der Augarten war ein Konzertlokal von B., und zwar das vornehmste. Hier wurden im Sommer die in der ganzen Gegend berühmten Aukonzerte gegeben, in denen sich die Kapelle des dritten M.schen Infanterieregiments, Prinz Adolf Ferdinand, Nummer x unter persönlicher Leitung ihres Dirigenten Nauke, „unsers Nauke," wie die Bürgerschaft zu sagen pflegte, produzierte. Der Augarten war eine etwas zopfige Anlage aus dem siebzehnten Jahrhundert. In der Mitte stand das Trianon, ein anderthalbstöckiger Bau mit gebrochnem Ziegeldache, eirunden Fenstern, mit Guirlanden und Verzierungen von Stuck und einem etwas zurückgekommnen Gesamtaussehen. Hier regierte „unser" Bendemann mit seiner Kellnerschar. Und gegenüber stand, gleichfalls etwas verbraucht aussehend, die Schallmuschel, in der „unser" Nauke und seine Künstlerschar seine Ouvertüren und Potpourris spielte. Was dazwischen lag, sah so aus, wie ein Kaffee- und Konzertgarten

Dazu vermochte sich freilich Frau Larose nicht zu verstehn, den Titel Frau Rittergutsbesitzer abzulegen, in die tiefern bürgerlichen Kreise hinabzusteigen, mit dem Henkelkorbe auf den Wochenmarkt zu gehn oder mit dem Fleischer um den Preis des Kalbsbratens zu handeln. Man war das seiner Vergangenheit schuldig, man war es auch seiner Zukunft schuldig. Und Annette war ein verständiges Mädchen. Sie hatte nichts dagegen, eine teure Wohnung für die schönen Möbel zu mieten und sich mit andern Ausgaben einzuschränken, elegante Kleiderstoffe einzukaufen und sie möglichst billig selbst zu modernen Kleidern zu gestalten, nie anders aus dem Hause zu gehn, als wie aus dem Ei gepellt, und zu Hause die allerältesten Kleider aufzutragen. Es war ja nicht gerade angenehm, immer auf die lieben Mitmenschen Rücksicht nehmen zu müssen und immer so zu tun, als habe man vollauf, während man sich doch ernstlich einschränken mußte. Aber wie lange dauerte es denn? Vierundachtzig Jahre sind ein schönes Alter, und wenn geschah, was geschehen mußte, dann war man aus aller Not, damit konnte man rechnen.

Als Larosés nach B. gezogen waren, erregten sie eine nicht geringe Neugierde bei der Bürgerschaft. Ihre Rike wurde beim Fleischer gründlich ausgefragt, aber sie wußte, da sie eben erst in den Dienst getreten war, selber nichts. Die Weiber aus der Nachbarschaft versammelten sich auf der Straße und hielten, hier und da in Gruppen vereinigt, längere Konferenzen ab. Aus den gelegentlich nach den Fenstern der Laroseschen Wohnung gerichteten Blicken konnte man ersehen, wovon die Rede war.

In den nächsten Kaffeegesellschaften und im Ratskeller kam die Rede natürlich auf die Larosés. Aber man wußte nichts weiter festzustellen, als daß sie irgendwo in Pommern ein Rittergut besessen hätten, das sie nach dem Tode des Besitzers an einen gewissen Neumann verkauft hätten — Friedrich Neumann, den Schwager von dem alten Bergner seiner Cousine —, ein schönes Gut, unter Brüdern seine hunderttausend Taler wert. Also mußte die Larosé eine begüterte Dame, und ihre Tochter ein begehrenswerter Gegenstand für Liebhaber sein. Als aber die Larosé mit ihrer Tochter zum erstenmal in das Militärkonzert im Augarten kam, war es ein Tagesereignis, das seines Eindrucks nicht verfehlte.

Der Augarten war ein Konzertlokal von B., und zwar das vornehmste. Hier wurden im Sommer die in der ganzen Gegend berühmten Aukonzerte gegeben, in denen sich die Kapelle des dritten M.schen Infanterieregiments, Prinz Adolf Ferdinand, Nummer x unter persönlicher Leitung ihres Dirigenten Nauke, „unsers Nauke," wie die Bürgerschaft zu sagen pflegte, produzierte. Der Augarten war eine etwas zopfige Anlage aus dem siebzehnten Jahrhundert. In der Mitte stand das Trianon, ein anderthalbstöckiger Bau mit gebrochnem Ziegeldache, eirunden Fenstern, mit Guirlanden und Verzierungen von Stuck und einem etwas zurückgekommnen Gesamtaussehen. Hier regierte „unser" Bendemann mit seiner Kellnerschar. Und gegenüber stand, gleichfalls etwas verbraucht aussehend, die Schallmuschel, in der „unser" Nauke und seine Künstlerschar seine Ouvertüren und Potpourris spielte. Was dazwischen lag, sah so aus, wie ein Kaffee- und Konzertgarten

auszusehen pflegt. Da waren Reihen von Stühlen, Tischen, Gaslampen, dazu Bäume von kümmerlichem Wuchse und müden Blättern, gleich als ob sie das viele Musikmachen nicht vertragen könnten.

Wenn nun das hochansehnliche Publikum zum Konzerte versammelt war, so hätte ein ununterrichteter Beobachter vielleicht geglaubt, daß sich die große Menge von ältern Damen, von jungen Mädchen, von würdigen Herren und jungen Leuten zusammengefunden und niedergelassen hätte, wie es der Zufall wollte. Das war aber keineswegs der Fall. Vielmehr beherrschten die Beziehungen des Standes, der Verwandtschaften und des Geldes, die in der Stadt maßgebend waren, auch den Augarten. Auch hier gab es gewisse Stellen, die die Schwerpunkte der Gesellschaft darstellten, auch hier gab es verbindende und trennende Kräfte, auch vor der hohen Kunst hörte man nicht auf, Stadtrat oder Frau Geheime Rechnungsrätin oder Frau J. C. Gockel, in Firma Gockel und Söhne, zu sein, vor allem hörte man nicht auf, Bürger von B. zu sein, zu deren besondern Gerechtsamen es gehörte, alles erfahren und bereden zu müssen. Diesem Rechte gegenüber trat das Recht unsers Nauke, für seine Musik Gehör zu verlangen, weit in den Hintergrund. Es sprach sich doch auch gar zu schön, wenn Musik gemacht wurde, man fühlte sich durch die Töne so angeregt und zugleich auch so gedeckt. Und so pflegte denn, wenn Nauke den Taktstock schwang, nicht allein sein Musikkorps, sondern auch die Unterhaltung in Gang zu kommen.

Über einen Teil der Tische pflegte ein für allemal disponiert zu sein. Die drei Tische hinter dem Springbrunnen waren seit Jahren in festen Händen,

nicht weil sie der Musik wegen besonders günstig gelegen waren, sondern weil man von ihnen aus den besten Blick auf den Mittelgang hatte. Man konnte von hier aus alles beobachten, was sein Billett an dem Tische neben dem Eingang bezahlte und dann durch den Mittelgang seinen feierlichen oder eleganten oder niedlichen Eintritt nahm. Natürlich waren diese drei Tische auch jedermann bekannt. Den einen nannte man das Femgericht. Hier saß das betagte Alter und hielt Gericht. Auch der eine oder der andre ältere oder auch jüngere Herr war darunter, und man hätte nicht behaupten können, daß er nicht hineingehört hätte. Der mittlere Tisch hieß das Standesamt. Hier wurden Verlobungen zusammen und auseinander gebracht und über alles Heiratbare Liste geführt. Der dritte Tisch, an dem ein Kreis junger Mädchen in hellen Kleiderchen saß, hieß der Gänsestall. Diese Bezeichnung war eine Roheit und rührte sicher von einem her, dem dort die Trauben zu hoch hingen. Sie war auch ein Unrecht, denn wem es gestattet war, an diesem Tische Platz zu nehmen und hier ein Tuch umzulegen und dort ein Glas Limonade zu bestellen, für den wurde mütterlich gesorgt, der befand sich nicht umsonst in der Nähe des „Standesamts."

Ein langer Tisch an der sichtbarsten Stelle des Gartens wurde von den Herren Referendaren und Offizieren eingenommen, die gekommen waren, weniger um zu sehen und zu hören, als gesehen zu werden und sich hören zu lassen. Neben dem Orchester pflegte die dürre Gestalt des Herrn Oberlehrers Schnock zu stehn, der es für seine Pflicht hielt, sich musikalisch zu bilden, und der über jede Leistung der Kapelle

eine maßgebende Meinung hatte, die er freilich meistens für sich behielt, oder der er nur im Flüsterton einem gleichgesinnten Musikfreund gegenüber Ausdruck gab. Im Hintergrunde saß einsam Herr Doktor Heinrich Wiesenbach, der Musikreferent des B.schen Intelligenzblattes, und machte auf die Rückseite seines Programms Notizen, um am folgenden Tage über die Leistungen Naukes und seiner Künstlerschar zu berichten, wie über ein musikalisches Ereignis.

Zu den Tischen, die in fester Hand waren, gehörte auch der Tisch, der gerade unter dem großen Gaskandelaber stand. Hier pflegten zwei alte Herren, die Gebrüder Schöller, Platz zu nehmen. Beide waren alte Junggesellen, beide waren pensionierte Militärs, beide waren große Musikfreunde, und beide waren so ziemlich stocktaub. Sie unterhielten sich miteinander mit Hilfe von zwei Hörrohren, in die sie hineintrompeteten, wodurch freilich die Heimlichkeiten, die sie sich mitteilten, einen etwas öffentlichen Charakter annahmen. Wenn aber unser Nauke sein gesamtes Blech auf einmal losließ, oder wenn die große Trommel dröhnte und die Becken losschlugen, wie um Tote zu erwecken, dann sahen sie sich mit freudigen Blicken an und nickten mit dem Kopfe den Takt, als wollten sie sagen: Siehst du, du denkst wohl, ich höre nichts mehr? Ich höre noch ganz gut.

Es kam also der Tag, an dem Frau Larose und Fräulein Tochter zum erstenmal auf dem Aukonzerte erscheinen sollten. Man wußte es natürlich schon im voraus. Denn Fräulein Annette war schon am Tage zuvor bei der Putzmacherin gewesen und hatte sich erkundigt, ob der neue Hut fertig sei. Sie

brauche ihn am nächſten Tage notwendig. Woraus leicht geſchloſſen werden konnte, daß der Hut zum Aukonzerte gebraucht werde. Von der Putzmacherin erfuhr die Neuigkeit die Frau Hofapotheker, und dieſe brachte ſie in die Konditorei von Nebelungs, und hier war ſie in guten Händen. Denn bei Nebelungs pflegten die Damen von B. ihr Gebäck zu kaufen, das ſie als tüchtige und ſparſame Hausfrauen in den Augarten mitnahmen. Frau Nebelung ſagte alſo bei jedem Stückchen Kuchen, das ſie einwickelte: Denken Sie ſich, Frau Laroſe wird heute auch da ſein.

Was Sie ſagen? Alſo wird auch da ſein?

Ja, ganz gewiß, ich weiß es aus beſter Quelle. Die Putzmacherin, bei der Fräulein Laroſe ihren Hut machen läßt, war bei Frau Hofapotheker und hat es erzählt. Und Frau Hofapotheker war erſt dieſen Vormittag hier und ſagte: Es iſt ganz ſicher, die Laroſes werden heute Nachmittag im Aukonzerte ſein. Ich habe es aus beſter Quelle, und Fräulein Laroſe wird einen neuen Hut tragen, neuſtes Pariſer Modell.

Und dies wiederholte ſich den ganzen Nachmittag, wodurch die Neuigkeit ihre gebührende Verbreitung fand.

Man war alſo einigermaßen geſpannt. Unſer Nauke ſpielte wie immer „meiſterhaft," dieſesmal gerade die Zwiſchenaktsmuſik aus der Cavalleria ruſticana, und die Unterhaltung war im beſten Gange. Frau Rätin Bolze erzählte einem engern Kreiſe eine unerhörte Geſchichte mit gedämpfter Stimme, und Fräulein Klinker, eine etwas ſpäte Jungfrau, begleitete den Text mit lauten Ausrufen ihres unge-

messenen Staunens, denn Fräulein Klinker wunderte sich immer und über alles: Nicht möööglich! — Was Sie saaagen? — Nach Norderney? — Und allein? — Unglauaublich! — Und so plötzlich! — Nun seeehen Sie mal an! — Wer hätte das — — Hier brachen Text und Anmerkung ab. Alle Unterhaltung verstummte, alle Hälse reckten sich, alle Augen wandten sich nach einem Punkte. Unser Nauke würde sich schwer geirrt haben, wenn er geglaubt hätte, seine Cavalleria habe einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er den Redefluß zum Stillstand gebracht hätte. Aber Nauke kannte seine Leute, und der wahre Grund war auch offenbar der, die Laroses hatten ihren Eintritt genommen, die Mutter mit der ihrer Stellung und ihrem zu erwartenden Vermögen gebührenden Würde, und die Tochter mit einem funkelnagelneuen hochmodernen Hute. Fräulein Larose war ein hübsches Mädchen, nicht gerade eine Schönheit, auch nicht von geistvollem Aussehen, aber ihre Erscheinung war nett, und ihre Haltung sicher und natürlich. Und was die Damen besonders wunderte, sie kamen in Begleitung von Eduard Lorenz. Dieser Herr, der soviel Zeit hatte, als ihm sein Beruf als Rentier erlaubte, pflegte sich zwar um alles und jedermann zu kümmern, es war aber doch erstaunlich, wie er sich so schnell an die Laroses herangemacht hatte. Und der eine von den beiden alten Schöllers hatte sich erhoben und gegrüßt, worauf Mutter Larose hold gelächelt und einen korrekten Promenadenknicks hingesetzt, und Tochter Larose freundlich genickt hatte. Zugleich erschien unser Bendemann als aufmerksamer Wirt in der Tür seines Trianons, winkte mit der Serviette und sprach Beschwörungsformeln,

worauf ein paar Kellner heranstürzten und Platz machten, worauf sich die Damen und Eduard Lorenz setzten.

Währenddessen trompetete Schöller II in das Hörrohr von Schöller I: Sage — mal — wer — sind — denn — die beiden — Frau — en — zimmer?

Das sind — die Larosés! antwortete Schöller I in derselben Weise. Hatten da — früher in — Hinter — pommern — irgendwo — Rittergut. — Habe — mal — da — in — Quar — tier — gelegen.

So? Quartier — gelegen? — Was — sind es denn — für Leute?

Sie ist eine — alte — Schraube.

Alte — Schraube?

Ja — alte — Schraube — mit großem — Geld — sack.

Und — die Tochter?

Unbe — deutende — Butter — blume. Wird — aber — doch einen Mann — kriegen.

Mann — kriegen?

Ja — Mann — krie — gen. — Wegen — des Geldsacks.

Dieses Gespräch war nicht dazu angetan, unvermerkt zu verhallen. Außerdem wurden von aufmerksamen Beobachtern folgende Tatsachen festgestellt. Erstens: die alte Larose trug echte Spitzen und eine Brosche mit einer großen Perle. Zweitens: die Tochter Larose trug achtknöpfige Handschuhe, das Paar gewiß zu fünf Mark. Drittens: die Larosés hatten keinen Kuchen mitgebracht und aßen von Bendemanns Biskuittorte, was beinahe — nach der Meinung der einheimischen Damen — an Verschwen-

dung grenzte. Viertens: Personen, die absichtlich nahe an dem Laroseschen Tische vorübergegangen waren, hatten deutlich gehört, daß Frau Larose von gewissen steinreichen Tanten gesprochen hatte, daß von einem Familiensilberschatze die Rede gewesen sei, und daß Fräulein Larose nach einer Quelle für wirklich gute Eau de Cologne gefragt habe. Dies alles, und was man außerdem aus Eduard Lorenz herausgepumpt hatte, führte zu dem Schlusse, daß man es mit sehr beachtenswerten Leuten und mit einer jungen Dame zu tun habe, die zu der Gattung der Goldfische zählte.

Wenn beim Erscheinen der Laroses Frau Rätin Bolze so plötzlich ihren Bericht unterbrochen hatte, so war das nicht aus atemloser Neugierde geschehen, sondern weil ihr eine Vision gekommen war, nämlich die eines Brautpaars, Fräulein Larose und ach, ihr Robert. Wenn doch nur der gute selige Bolze etwas mehr Wert auf einen wohlklingenden Namen gelegt hätte! Robert Bolze! wie klingt das? Aber er war leider Gottes nicht aus seiner altfränkischen Gleichgiltigkeit gegen das Höhere frei zu machen gewesen.

Wir wollen hier eine Tatsache mitteilen, die wir in Gegenwart von Frau Rätin nicht zu berühren gewagt hätten. Sie war gar nicht Frau Rätin. Ihr guter seliger Mann war Oberkassenkontrolleur gewesen und würde sicher noch Rat geworden sein, wenn es nicht das Schicksal gewollt hätte, daß er als Kassenkontrolleur starb. Immerhin gewährte es einen gewissen Trost, daß in der Todesanzeige gesagt werden konnte: Nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse starb unser guter „sorglicher" Vater,

Bruder, Vetter, Schwager, Onkel usw. Denn das Wort sorglich bedeutet in Todesanzeigen einen Nachlaß von wenigstens dreißigtausend Mark. Mit Hilfe dieses Nachlasses und der Pension konnte man es nun möglich machen, Robert studieren und in die höhern bürgerlichen Sphären aufsteigen zu lassen. Um selbst nicht zurückzubleiben, nannte sich Frau Bolze von dem Tage an, als Robert die bunte Mütze trug, Frau Rechnungsrat, was um so eher ging, als sie inzwischen den Wohnort verändert hatte. Als aber Robert, der natürlich Jura studierte, Assessor geworden war, nannte sie sich nur noch Frau Rat. Ja es war nicht ausgeschlossen, daß sie, wenn Robert erst einmal die für ihn bestimmte reiche Erbin geheiratet hatte, zur Frau Geheimrätin avancierte. Denn das war selbstverständlich, Robert mußte eine gute Partie machen. Mit einer schönen, vornehmen und reichen Schwiegertochter vor ihren Bekannten groß tun zu dürfen, das sollte ihr Lohn sein für die Sorgen und Entbehrungen, die sie wegen ihres Roberts so lange Jahre auf sich genommen hatte.

Nur gab es zwei Schwierigkeiten. Erstens war ihr die reiche Erbin noch nicht begegnet, und zweitens bemühte sich Robert selbst auch zu wenig, sie zu finden. Ja es hatte ernste Mühe gemacht, ihn von einer unpassenden Verlobung zurückzuhalten. Man denke, mit der Tochter eines Gymnasialprofessors, der nicht mehr als seinen Gehalt hatte. So war ihr denn auch die Aufgabe geworden, nach einer Frau für ihren Robert auszuschauen.

Da erschienen die Laroses auf der Bildfläche, und zugleich stieg in ihr die Vision auf: Dies ist die Braut. Dieses Gedankenbild war noch nicht ver-

weht, da legten sich die knochigen Finger von Frau Stadtrat Hammer auf ihren Arm, und Frau Stadtrat sagte mit den Augen nach Laroses hinwinkend: Wissen Sie, Frau Rat, das wäre eine Braut für Ihren Sohn. Frau Rat schlug die Hände zusammen über diese Seelenverwandtschaft, und beide Frauen sahen sich verständnisvoll lächelnd an. Darauf wandte sich Frau Hammer an ihre andre Nachbarin, und diese wieder an die nächste, und man flüsterte und winkte sich zu und lächelte, als wenn man Schenken und Logieren gespielt hätte.

Ich bin verpflichtet, dem Leser das Rätsel zu erklären, wie es möglich war, daß eine ganze Tischrunde von Müttern, Tanten usw. einen heiratsfähigen Assessor in so uneigennütziger Weise an ein eben zugereistes, wenn auch noch so nettes und reiches Mädchen weggab. Die Sache war nur aus dem Grunde möglich, weil es gerade für keine der eignen Töchter und Nichten wünschenswert war, „aus dem Hause" zu heiraten. Röschen Meerwitz konnte nur einen Kaufmann brauchen, der das väterliche Geschäft übernehmen konnte, Alwine Kuhrts hatte nicht Geld genug, einen Assessor zu ernähren, und nicht Geduld genug, zu warten, bis aus dem Assessor ein Amtsrichter geworden war, und so begnügte sie sich mit ihrem Zahnarzt — was auch ein schönes Geschäft ist. Und Elsbeth Frankenberg war so gut wie verlobt. Und so auch die andern. Überdem war man auch viel zu vorsichtig, für die eignen Söhne auf eine so fremde Dame zu reflektieren. Wenigstens würde Frau A. T. Großmann in ihrem Hause keine Schwiegertochter zugelassen haben, deren Familien- und Vermögensverhältnisse nicht wenigstens seit zehn

Jahren stadtbekannt gewesen wären. Man konnte also mit größter Uneigennützigkeit Ehe stiften.

Einen lebhaften Briefwechsel zwischen Frau Rätin und ihrem Sohne und zwischen diesem und seinen Vorgesetzten übergehe ich. Das Ende war, daß einige Wochen darauf an einem Konzertabend Assessor Bolze, seine Mutter am krummen Arme führend, durch den Mittelgang eintrat.

Du — sag mal, tutete Schöller II ins Horn von Schöller I, was — kommt — denn — da — für — Grobzeug?

Die — alte — Tante? tutete Schöller I zurück.

Ja — die Alte — mit — dem — verrückten — Pom — pa — dour.

Ist — halb närrisch. — Kurioſe — Strebe — tante. — Nennt sich — Frau — Rat. — Mann — war — bloß — Kassen — kontrolleur.

Kassen — kontrolleur?

Ja. — Rechen — mensch. Weiß es — ganz — genau. — Bin mal — nach P. — abkommandiert — gewesen, wo er — am — Gericht — war.

Und der — junge — Mensch?

Der Kerl — mit den — Bügelfalten — in — Hosen — und Bart — Binden — Gesicht? Ist ihr — Sohn. — Haben — ihn — kommen lassen —

Kommen lassen?

(Mit lauterer Stimme:) Haben — ihn — kom — men — lassen. — Wegen — der — Laroses. — Wird wohl — auf — den — Leim — kriechen.

Der Herr Assessor wurde gewürdigt, am Tische der jungen Mädchen Platz zu nehmen. Die Laroses, umgeben von einem Hofstaate jüngerer Herren, saßen

nicht weit davon. Es dauerte nicht lange, so hatte Eduard Lorenz die Brücke zwischen Larosés und dem Ratstische geschlagen. Annette kam herüber und siedelte sich unter den jungen Mädchen an, und Frau Rat ging hinüber, um eine Halskette von altertümlicher Arbeit und hohem Werte zu bewundern, die Frau Larose trug. Frau Larose sprach von dieser Kette mit einer gewissen, offenbar echten Geringschätzung und bemerkte, daß es ein altes Familienstück sei und an Kunstwert ihrem Silberschatze nicht gleichkomme. Aber das interessiere ja wohl Frau Rätin nicht. — Im Gegenteil, Frau Rätin interessierte sich sehr für Silber und Gold, und das letzte Stück des Programms war noch nicht gespielt, als auch Frau Larose am Ratstische saß, und man einen Kaffee verabredet hatte, bei dem dieser Silberschatz gezeigt werden sollte.

Mit besagtem Silberschatze hatte es aber eine eigentümliche Bewandtnis. Tante Paula war nämlich gestorben. Gott habe sie selig. Was aber hatte das Testament bestimmt? Die Larose hatte den Schmuck und das Silbergeschirr geerbt, aber die Kapitalien waren an die ältere Schwester gefallen. Das war bitter gewesen, und Frau Larose hatte nicht umhin gekonnt, ihrem Ärger durch bösartige Bemerkungen über undankbare Verwandte, die nicht wüßten, was sie ihrer Familie schuldig seien, Luft zu machen. Ja sie war so unklug gewesen, in einem Briefe an Tante Elise ihrer Enttäuschung andeutungsweise Ausdruck zu geben. Später beruhigte sie sich. Die Sache war ja nicht weiter schlimm. Es war ja schließlich gleich, ob man seine Erbschaft in zwei Teilen oder alles auf einmal einstrich. Es war nur nötig, noch weiter zu

warten. Kommen mußte es doch einmal, damit konnte man rechnen.

Die Damen fanden sich pünktlich und vollzählig zum Kaffee ein. Im Nebenzimmer war eine Ausstellung der Silbergeräte und des Schmuckes arrangiert. Man stärkte sich vor dem Anblicke mit Kaffee und Kuchen und nach dem Anblicke mit süßem Wein und Torte, und die Meinung befestigte sich, daß die Laroses unmenschlich reich sein müßten.

Robert, sagte Frau Rat zu ihrem Sohne, halte dich dazu. Hast du nicht gemerkt, daß Leutnant Stackelbein ernstliche Absichten hat? Wenn du dir diesen Goldfisch entgehn läßt, so beruhige ich mich Zeit meines Lebens nicht wieder.

Fräulein Annette, sagte Frau Stadtrat Hammer zu Fräulein Larose, Sie sehen heute wieder reizend aus. Sehen Sie nur, was der Assessor für Augen macht.

Herr Assessor, sagte Frau Schielebink, mit dem Fächer hinter Laroses her winkend, wie gefällt Ihnen Fräulein Annette? Nicht wahr, allerliebst und — sehr reich. Ich glaube, Sie würden da nicht vergeblich anklopfen.

Dazu kamen Picknicks, Kahnpartien mit Tänzchen und die Aukonzerte. Können wir uns wundern, daß, wo alles Gelegenheit machte, half und schob, die Mütter einverstanden waren und schon im voraus zu segnen anfingen, der Schicksalswagen in Bewegung kam, und die sich fanden, die sich finden sollten — um so mehr, als die Nächstbeteiligten wirklich Gefallen aneinander gefunden hatten?

Es war am letzten Aukonzerte des Sommers, als Assessor Bolze, seine Braut am Arme führend, und gefolgt von den beiden Müttern, den Mittelgang des

Konzertgartens betrat. Dies erregte großes Aufsehen. Manche Kaffeetasse wurde schief auf die Untertasse gesetzt, und manches Stück Kuchen blieb unbearbeitet zwischen den Zähnen hängen. Der „Gänsestall“ war in höchster Aufregung, das „Standesamt“ war gerührt, und selbst über das „Femgericht“ flog ein freundlicher Schimmer von Teilnahme. Die beiden Mütter aber schwammen in Wonne. So hatte sich die Frau Rat die Sache in ihren glücklichsten Träumen gedacht; und als nun der allezeit höfliche Bendemann seine Glückwünsche brachte und dazu: Frau Geheimrat sagte, da waren ihre höchsten Wünsche erfüllt. Und in dem gesamten weiblichen Publikum herrschte die Empfindung, wie beim Lesen des letzten Kapitels eines schönen Romans, wo „sie“ „ihm“ in die Arme sinkt, und „er“ süße Worte stammelt, und „sie“ lallt: O — du! o — du!

War damit nun der Roman aus? Glücklicherweise nicht. Es blieben noch zwei interessante Kapitel übrig, das Kapitel der Ausstattung und das der Trauung; der Ausstattung bei Grünthal und bei Rosenmüller und der Trauung in der Hauptkirche durch den Herrn Superintendenten.

Währenddessen äußerte sich Schöller II in bekannter Weise zu Schöller I: Du, sag mal — was ist denn — dieses Bartbinden — Gesicht — eigentlich?

Vorläufig — noch — gar nichts.

Von — was — wollen sie — denn — dann — leben?

Von — ihrem — Durchgebrachten — wie — Baron — Brand — sagte.

Für — Kartoffeln — und — Händedrücken — wäre — ich — aber — nicht.

Ich — auch nicht.

In der Tat, das Kapitel von der Ausstattung gestaltete sich höchst interessant. Die alte Larose hatte in hochherzigem Vertrauen alle Besorgungen dem lieben Schwiegersohn überlassen, und dieser setzte den Möbelhändler, den Tapezierer, den Weißwarenhändler und die Ausstattungshandlungen gehörig in Nahrung. Besonders hielt auch Frau „Geheimrätin" darauf, daß alles standesgemäß eingerichtet werde. Die beste Wohnung in der Stadt, die neulich der Herr Bankdirektor als zu teuer aufgegeben hatte, wurde gemietet, die teuersten Vorhänge, die modernsten Möbel, die feinste Wäsche wurde gekauft. Tag und Nacht arbeitete eine Schar Näherinnen, um große Monogramme in die Wäsche zu zaubern. Noch nie hatte die Möbelhandlung von Rosenmüller soviel Besuch von Damen erhalten, als solange die fertigen Stücke im Laden zu sehen waren. Und als bei Grünthal die Wäsche nach allen Regeln der Kunst ausgestellt wurde, gab es eine ganze Völkerwandrung der Damen, die die Hände über solchen Luxus zusammenschlugen. Das Brautkleid kriegten sie aber nicht zu sehen, da dasselbe direkt von Gerson aus Berlin bezogen wurde. Aber auch ohne dies mußte man sich sagen, daß die Geschäftsleute einen ausgesuchten Geschmack entwickelt hatten, und daß die Rechnungen wohl auch dem entsprechend ausfallen würden. Aber die Larosés mußten es ja können.

Der Assessor war in B. geblieben, zunächst auf Urlaub, dann aber hatte er es unter mancherlei Mithilfe einzurichten gewußt, daß er in B. ein Kommissorium erhielt, das mindestens ein Jahr dauern konnte. Auf dieser Grundlage sollte geheiratet werden, und

dann konnte man darauf rechnen, daß die Stelle eines kranken Amtsrichters in B. frei wurde, und daß der Assessor eintreten werde. Und schlimmstenfalls — na ja, man konnte es ja abwarten.

Die Brautleute waren natürlich glücklich. Sie stellten vor dem Publikum alle die Gruppen und erwiesen sich alle die Zärtlichkeiten, die das Publikum von Brautleuten zu verlangen berechtigt ist. Sie benahmen sich durchaus korrekt, machten alle Besuche, die erwartet werden konnten, und haspelten geduldig alle Frag- und Antwortspiele ab, die bei solcher Gelegenheit üblich sind. Ein schärferer Beobachter hätte aber doch sehen können, daß das Glück nicht schattenlos war. Es gab etwas, was die Braut bedrückte.

Die Trauung in der Hauptkirche war großartig. Schon den ganzen Vormittag hatte man Blumen und Orangeriebäume in die Kirche gebracht. Die Lohnkutscher fuhren wie toll in den Straßen umher, der Logenwirt hatte schon dreimal sein gesamtes Personal ausgeschimpft, und der Piccolo hatte Maulschellen bekommen. Der Küster hatte den extra guten Teppich hinlegen lassen und machte seine wichtigste Miene, und der Kirchendiener hatte in Erwartung der großen Trinkgelder Zuckungen in den Händen. Den untern Kirchenraum füllte der Plebs, Kindermädchen mit Kindern auf den Armen, Frauen mit Körben auf dem Rücken und die liebe Jugend, auf den Emporen hatten die bessern Kreise Platz genommen, weil man von dort alles am schönsten betrachten konnte. Es war beängstigend, zu sehen, wie man sich über die Brüstung herüberneigte, um nur alles ganz genau zu betrachten. Endlich hörte man wieder einmal Räder rollen, der Küster schob das Volk beiseite, der Organist ließ die

Orgel los — da kamen sie! Die Braut: Weißseidner Rips mit Valenciennesspitzen — Ah! Und dort: Hellblauer Seidentüll mit gelben Rosen — Hmm! und da Altgold — Ei! Rosa Unterkleid und weißer Tüll mit Schwarz — Hff! Und wer ist denn das in dem Sammetkleide in Burgunderrot? — Das ist ja die Larose! — Ui! Und diese goldne Kette! — Chhh! Ja die haben es dazu.

Aber die Feinschmecker unter den Zuschauerinnen studierten die Züge der Braut. Es war nicht zu leugnen, die Braut sah blaß aus, leichenblaß! Sie machte eine Miene, als wenn sie zum Schafott schritte. Als die Ringe gewechselt wurden, wankte sie, als ob sie umfallen wollte, was der Herr Superintendent dem Eindrucke seiner Traurede zuschrieb, und als das Jawort gesprochen wurde, sprach sie so leise, daß der Herr Superintendent noch einmal hinhören mußte. Das alles war ja höchst interessant! Sollte vielleicht? — Ha, der Roman hatte noch kein Ende, jetzt kam erst der zweite Teil. Man war auf den ersten Teil abonniert gewesen, man hatte das Recht, auch den zweiten Teil mit zu erleben. Findige Köpfe hatten es gleich heraus, daß hier ein „Vorleben" in Betracht komme. Sollte vielleicht in Pommern nicht alles in Richtigkeit sein? Sollte dort vielleicht ein unglücklicher Liebhaber sitzen oder — ein nur schemenhaft aufsteigender Verdacht — ein verborgnes Pfand der Liebe? Oder kam Leutnant Stackelbein in Frage? Oder „jener schlanke Jüngling mit hoher weißer Stirn und geschmackvoller, doch etwas nachlässiger Kleidung," der dort, gerade der Braut gegenüber, an einem Pfeiler lehnte? In letzter Beziehung irrte man sich durchaus. Denn besagter Jüngling war, wie sich

bald herausstellte, ein Reisender, der in Kirchenheizungen machte, und der die Gelegenheit benutzt hatte, sich die Hauptkirche anzusehen.

Ja, es war etwas geschehn, aber niemand ahnte, was geschehn war. Acht Tage vor der Hochzeit war Tante Elise gestorben und hatte der Nichte Larose eine Menge Möbelkram, Bilder, Porzellan und Andenken, aber nur zehntausend Mark hinterlassen. Und dieses Geld war festgelegt und konnte nicht ausgegeben werden. Das ganze große Vermögen, eine halbe Million, war der Stadt D. zugefallen zur Anlegung einer Suppenanstalt. Frau Larose wurde fast vom Schlage gerührt, als sie diese Nachricht erhielt. Sie wurde ganz blau im Gesicht und kam erst nach einer halben Stunde wieder zu sich. Darauf rang sie vierundzwanzig Stunden lang die Hände, und darauf stürmte sie zum Rechtsanwalt, um durch diesen beantragen zu lassen, daß das Testament umgestoßen werde.

Nun aber begann eine zweite Not mit Annette, die ein paar Tage wie geistesabwesend umhergegangen war und darauf von der Mutter angetroffen wurde, wie sie, ihren Verlobungsring auf dem Schreibtische vor sich, einen herzzerreißenden Brief schrieb. Sie nahm der Tochter den Brief weg.

Annette, rief sie in höchstem Unwillen, bist du wahnsinnig?

Nein, Mama, aber ich kann Robert nicht betrügen.

Aber bedenke doch, was du tust. So kurz vor der Hochzeit. Es gibt einen unerhörten Skandal. Man wird mit Fingern auf uns zeigen, wir werden in ganz B. einfach unmöglich. Und wer redet denn von betrügen? Die Betrognen sind wir selbst. Aber

ich habe das Testament angefochten. Es wird umgestoßen werden. Der Herr Rechtsanwalt war auch der Meinung, daß wir nicht enterbt werden dürften. Ja, und es gibt noch Gerechtigkeit in der Welt, und man kann damit rechnen, daß wir den Prozeß gewinnen werden. Und inzwischen willst du dich und mich unrettbar blamieren?

Annette war keine Heldin. Den Brief zu schreiben hatte ihr eine schwere Selbstverleugnung gekostet. Sie ließ sich von den Gründen der Mutter überwinden, aber überzeugt war sie nicht. Und so kam es, daß sie in dem Bewußtsein ihrer Schuld in der Kirche fast zusammengebrochen wäre.

Der Winter war vergangen, und der Nachwinter, den wir so kühn sind, Frühling zu nennen, hatte sich verzogen, und es war Vorsommer geworden. Unser Bendemann hatte sein Trianon wieder geöffnet, und unser Nauke und seine Künstlerschar hatten ihre Schallmuschel wieder bezogen und „sangen alte liebe Lieder." Es war überhaupt alles so wie im Jahre vorher. Nur Bolzes und Larosés hatten einen Tisch für sich eingenommen, ein Gegenstand der Beobachtung aller andern in Frage kommenden Tischgruppen. Denn es schwirrten unbestimmte Gerüchte in der Stadt umher. Es war etwas los, man wußte nur noch nicht, was.

Der erste, der etwas bestimmteres in Erfahrung gebracht hatte, war Eduard Lorenz gewesen. Er hatte im Handwerker-Bildungsverein mit Rosenmüller über den Stand der Geschäfte gesprochen, und Rosenmüller hatte gemeint, das Geschäft ginge ja schon, aber die Kunden seien zu schlechte Zahler. Darauf hatte Eduard Lorenz wohlberechneten Widerspruch erhoben und gesagt, so etwas komme in B. doch nicht vor. Worauf

Rosenmüller, die geschäftliche Diskretion vergessend, geantwortet hatte: Kommt nicht vor? Ich sage Ihnen, ganze Ausstattungen bleiben unbezahlt, und die reichsten sind nicht immer die besten Zahler. Hier war doch nun mit dem Krückstocke zu fühlen, daß die Laroses gemeint waren. Dies war also eine wichtige Neuigkeit, die Lorenz brühwarm in den Augarten brachte. Sie erregte Sensation. Man steckte die Köpfe zusammen, man verwunderte sich und beschloß, die interessante Fährte weiter zu verfolgen. Als man nach acht Tagen wieder zusammenkam, hatte man herausgebracht, daß auch Grünthal nicht bezahlt war, obwohl er schon mehrmals gemahnt hatte, daß der Fleischer nicht mehr Kredit geben wollte, und daß sogar die Miete vierzehn Tage zu spät bezahlt worden war. Das Sammetkleid in Burgunderrot war nicht wieder zum Vorschein gekommen, doch hatte man bemerkt, daß der Stoff zu mancherlei andern Zwecken verwandt worden war. Ferner nahm man mit großer Aufmerksamkeit wahr, daß zwischen Bolzes und Laroses auch nicht alles in Richtigkeit war. Man hatte die beiden Schwiegermütter seit längrer Zeit nicht mehr miteinander gehn sehen. Ja, Hendricks Dienstmädchen wollte gehört haben, daß es bei Bolzes eine heftige Auseinandersetzung gegeben habe, und daß darauf Frau Rat Bolze in großer Entrüstung das Haus verlassen habe. Das alles war höchst interessant und ließ einen wunderschönen Skandal erwarten. Nur die eine Besorgnis hatte man im Augarten: Werden sie heute auch zum Konzert kommen?

Sie werden, sagte Eduard Lorenz, sie werden ganz gewiß kommen, denn sonst würden sie ja zugeben, daß sie Grund haben, sich vor dem Publikum zu fürchten.

Das sah man ein, man setzte sich in Erwartung der kommenden Dinge zurecht wie Leute, die ihr Theaterbillett bezahlt und damit das Recht gewonnen haben, alles zu sehen, was auf der Bühne vorgeht.

Und richtig, sie kamen. Assessor Bolze mit Frau zuerst. Sie setzten sich in einen Winkel. Er war zerstreut, und sie sah gedrückt aus. Darauf erschienen die beiden Schwiegermütter, und zwar von verschiednen Seiten. Und das Unglück wollte, daß sie gerade im Mittelgange zusammenstießen, an einer Stelle, wo sie sich nicht ausweichen konnten. Frau Rat Bolze wurde rot, und Frau Larose wurde blaß, und darauf rauschten sie aneinander vorüber, wie wenn eine für die andre Luft gewesen wäre. Eine tiefe Bewegung ging durch die gesamte Zuschauerschaft. Diese Bewegung war so tief, daß sie sogar Schöller II spürte.

Du, sag mal — sprach er in der bekannten Weise in das Hörrohr, was — ist — denn — los?

Großer — Krach — bei — Bolzes, antwortete Schöller I.

Donnerwetter — das — ist — famos.

War — nichts — mit — dem — Reichtum — bei — Laroses. Lauter — fauler — Zauber. — Ein — ganz — gehöriger Reinfall — von dem — Bolze. Ein — ganz — aus — gewachsner — Schwindel!

Schöller I hatte zu laut gesprochen. Frau Rat Bolze hatte die letzten Worte gehört. Frau Rat fühlte sich als gereizte Löwin. Sie trat an den Tisch heran und sagte zornbebend: Wer redet hier von Schwindel?

Schöller I hüllte sich in die Unnahbarkeit schwerhöriger Leute, legte sein Rohr auf den Tisch, erhob sich

Rosenmüller, die geschäftliche Diskretion vergessend, geantwortet hatte: Kommt nicht vor? Ich sage Ihnen, ganze Ausstattungen bleiben unbezahlt, und die reichsten sind nicht immer die besten Zahler. Hier war doch nun mit dem Krückstocke zu fühlen, daß die Laroses gemeint waren. Dies war also eine wichtige Neuigkeit, die Lorenz brühwarm in den Augarten brachte. Sie erregte Sensation. Man steckte die Köpfe zusammen, man verwunderte sich und beschloß, die interessante Fährte weiter zu verfolgen. Als man nach acht Tagen wieder zusammenkam, hatte man herausgebracht, daß auch Grünthal nicht bezahlt war, obwohl er schon mehrmals gemahnt hatte, daß der Fleischer nicht mehr Kredit geben wollte, und daß sogar die Miete vierzehn Tage zu spät bezahlt worden war. Das Sammetkleid in Burgunderrot war nicht wieder zum Vorschein gekommen, doch hatte man bemerkt, daß der Stoff zu mancherlei andern Zwecken verwandt worden war. Ferner nahm man mit großer Aufmerksamkeit wahr, daß zwischen Bolzes und Laroses auch nicht alles in Richtigkeit war. Man hatte die beiden Schwiegermütter seit längrer Zeit nicht mehr miteinander gehn sehen. Ja, Hendricks Dienstmädchen wollte gehört haben, daß es bei Bolzes eine heftige Auseinandersetzung gegeben habe, und daß darauf Frau Rat Bolze in großer Entrüstung das Haus verlassen habe. Das alles war höchst interessant und ließ einen wunderschönen Skandal erwarten. Nur die eine Besorgnis hatte man im Augarten: Werden sie heute auch zum Konzert kommen?

Sie werden, sagte Eduard Lorenz, sie werden ganz gewiß kommen, denn sonst würden sie ja zugeben, daß sie Grund haben, sich vor dem Publikum zu fürchten.

Das sah man ein, man setzte sich in Erwartung der kommenden Dinge zurecht wie Leute, die ihr Theaterbillett bezahlt und damit das Recht gewonnen haben, alles zu sehen, was auf der Bühne vorgeht.

Und richtig, sie kamen. Assessor Bolze mit Frau zuerst. Sie setzten sich in einen Winkel. Er war zerstreut, und sie sah gedrückt aus. Darauf erschienen die beiden Schwiegermütter, und zwar von verschiednen Seiten. Und das Unglück wollte, daß sie gerade im Mittelgange zusammenstießen, an einer Stelle, wo sie sich nicht ausweichen konnten. Frau Rat Bolze wurde rot, und Frau Larose wurde blaß, und darauf rauschten sie aneinander vorüber, wie wenn eine für die andre Luft gewesen wäre. Eine tiefe Bewegung ging durch die gesamte Zuschauerschaft. Diese Bewegung war so tief, daß sie sogar Schöller II spürte.

Du, sag mal — sprach er in der bekannten Weise in das Hörrohr, was — ist — denn — los?

Großer — Krach — bei — Bolzes, antwortete Schöller I.

Donnerwetter — das — ist — famos.

War — nichts — mit — dem — Reichtum — bei — Laroses. Lauter — fauler — Zauber. — Ein — ganz — gehöriger Reinfall — von dem — Bolze. Ein — ganz — aus — gewachsner — Schwindel!

Schöller I hatte zu laut gesprochen. Frau Rat Bolze hatte die letzten Worte gehört. Frau Rat fühlte sich als gereizte Löwin. Sie trat an den Tisch heran und sagte zornbebend: Wer redet hier von Schwindel?

Schöller I hüllte sich in die Unnahbarkeit schwerhöriger Leute, legte sein Rohr auf den Tisch, erhob sich

freundlich und sagte: Ja, es ist ein wirklich schöner Abend heute, Frau Rat.

Wer wagt es, den Namen meines Sohnes mit dem Worte Schwindel in Verbindung zu bringen?

Es geht schon noch, ich komme schon noch allein nach Hause.

Herr, Sie sind ein — Hier fehlte ihr der Atem.

Danke, danke, sehr angenehm gewesen.

Damit setzte er sich wieder. — Du — sag — mal, meinte Schöller II, was — wollte — die — denn — eigentlich?

Habe — keine — Ahnung.

Frau Rat war außer sich. Da sie nun nicht davonlaufen konnte — was hätten sonst die Leute gesagt? —, setzte sie sich, noch immer nach Atem ringend, in dem Kreise ihrer alten Bekannten nieder. Sie wurde mit herzlichster Teilnahme aufgenommen, und Fräulein Klinker verwunderte sich über die Maßen und sagte einmal über das andremal: Nicht mööglich! obwohl man noch von ganz alltäglichen Dingen redete. Wie geht es Ihnen denn, meine liebe Frau Rat? klang es von andern Seiten. — Ach ja, man hat seine Not. — Und seine Enttäuschungen, nicht wahr? — Jawohl, jawohl, wenn alles immer so wäre, wie man sichs gedacht hatte! — Nicht wahr? Und wenn man alles voraus wüßte! — Frau Rat wollte die Teilnahme ablehnen und die Unbefangne spielen, aber es half ihr nichts, man ließ sie nicht los, sie mußte beichten. Man rückte zu einem engern Kreise zusammen, und Fräulein Klinker, die sich zu vernehmlich wunderte, wurde weggeschickt. Da vernahmen denn die Damen zu ihrer maßlosen Verwunderung und ganz geheimen Genugtuung, daß der Laroseſche

Reichtum in einer Hoffnung auf eine große Erbschaft bestanden hatte, und daß es mit dieser Hoffnung ziemlich aus sei, und daß von der ganzen teuern Einrichtung so gut wie nichts bezahlt sei. — Ja aber, mein Gott, das ist ja schrecklich! — Was werden Sie denn nun tun? — Die Laroses können nicht in der Stadt bleiben. — Auf keinen Fall! — Nach diesem Eklat! Ganz unmöglich! Nicht?

Ja aber, wandte Frau Rat schüchtern ein, mein Sohn muß doch hier bleiben!

So müssen sich Ihr Sohn und seine Frau trennen. Es ist die einzige Möglichkeit, wie sich Ihr Sohn halten kann. Die Laroses verschwinden, und die Geschäftsleute sehen zu, wie sie zu ihrem Gelde kommen.

Dieses Thema wurde noch einige Stunden lang weiter variiert, und als Frau Rat, sorgsam von ihren Freundinnen geleitet, nach Hause kam, sah sie einen Hoffnungsschimmer: Ehen können geschieden werden.

Dieses Aukonzert hatte verhängnisvolle Folgen. Natürlich durcheilte die Nachricht von dem zu Wasser gewordnen Reichtum der Laroses die Stadt in Windeseile. In allen Kaffeegesellschaften wurde der Fall besprochen. In der Nebelungschen Konditorei feierte man bei Schlagsahne wahre Orgien. Von allen Seiten liefen die Rechnungen der Geschäftsleute mit unzweideutigen Randbemerkungen ein. Und an demselben Tage kam auch die Nachricht, daß der Prozeß gegen die Stadt D. wegen Herausgabe der Erbschaft verloren worden sei. Es war alles zu Ende.

Assessor Bolze saß vor seinem eleganten Diplomatenschreibtisch und rieb sich die Stirn. Hinter seinem Stuhle stand seine junge Frau.

Robert, sagte sie schüchtern. Robert hörte nicht. Robert — ach, Robert, bitte, schicke mich nicht fort.

Aber Kind, wer denkt denn daran?

Deine Mutter sagt, es sei die einzige Möglichkeit, wie du dich halten könntest, wenn wir weggeschickt würden.

Dummes Zeug!

Robert, Gott weiß es, ich habe dich nicht betrügen wollen. Ich habe dir alles sagen wollen, aber meine Mutter —

Ich weiß schon, hats nicht geduldet, wegen des Aufsehens und der Leute wegen. Ha! ha! Die lieben Nebenmenschen! Ich möchte wohl wissen, was sie jetzt sagen.

Und ich habe es auch schwer gebüßt, die ganze Zeit über.

Annette, hör mal zu. Wir wollen die ganze Angelegenheit auf eine glatte, runde Formel bringen: Wir haben eine Kapitaldummheit gemacht, du und ich und deine Mutter und meine Mutter. Nun wäre es eine ganz unnötige Fortsetzung dieser Dummheit, wenn wir uns untereinander zanken wollten, wer den größten Anteil daran hat. Ich könnte sagen: Es geschieht mir ganz recht, warum habe ich Fräulein Larose wegen ihres Geldes geheiratet. Aber es ist nicht wahr, ich habe dich nicht wegen des Geldes geheiratet, das weißt du ganz gut. Darum fällt es mir auch nicht ein, mich wegen des Geldes mit dir zu entzweien.

Was soll denn aber werden?

Wir haben uns eine Suppe eingebrockt, und die wird nun gegessen, was soll denn anders werden? Die Schulden müssen bezahlt werden. Es sind, wie

ich eben zusammengerechnet habe, 11 399 Mark und 50 Pfennige, ein hübscher Posten für einen, der nichts hat.

Annette brach in Tränen aus.

Kind, was ist denn da zu weinen? Was man nicht hat, das verdient man sich. Als Amtsrichter kann ich das freilich nicht, aber ich lasse mich hier als Rechtsanwalt nieder.

Hier? Wäre es nicht besser, wo anders hin zu gehn?

Ach so? wegen der Leute? Annette, das wäre wieder eine Dummheit. Denn erstens, was gehn uns die Leute an! All ihr Gerede ist nicht vorhanden, wenn man nicht darauf hört. Und zweitens, hier kennt mich jedermann. Im ganzen Kreise wird es binnen kurzem kein altes Weib geben, das nicht die Bolzesche Geschichte mit schönen Variationen zu erzählen wüßte. Also bekannt bin ich. Wo anders würde ich Jahre brauchen, um nur einigermaßen das zu erreichen, was ich hier habe. Lebten wir in Amerika, so ließe ich an den Hausgiebel mit Riesenbuchstaben malen: Hier wohnt der bewußte Bolze, der die bewußte Dummheit gemacht hat, hinterher aber „helle“ geworden ist. Eignet sich vortrefflich zum Rechtsanwalt. Das sollte schon ziehn! Es muß also folgendes geschehn: Wir kündigen die Wohnung und ziehn in ein kleines Quartier. Was verkauft werden kann, wird verkauft. Wir schränken uns ein. Wir geben keinen Groschen unnötig aus. Geraucht wird nicht mehr, auch nicht ins Konzert gegangen. Ich arbeite, und du ziehst ein Kattunfähnchen an und kaufst den Kohlrabi in der Markthalle selber. Die nächsten Jahre werden einfach

gestrichen. Wenn wir dann nach ein paar Jahren, wenns Glück günstig ist, die Trümmer unsers verfehlten Anfangs beiseite geräumt haben, dann fangen wir von neuem an. Dann aber mit Grazie. Willst du das?

Mit Freuden, Robert.

Na, denn man zu.

Aber die beiderseitigen Mütter waren mit dieser Lösung der Frage keineswegs einverstanden. Frau Larose konnte es nicht ertragen, daß ihre Tochter so tief hinabsteigen sollte, den Kohlrabi selbst einzukaufen, und Frau Rat Bolze konnte es nicht verwinden, daß sie im Begriff stand, auch den Ratstitel einzubüßen. Hatte sie doch kürzlich ein impertinenter Ladenjüngling Frau Kassenkontrolleur genannt. Sie zogen also beide fort — zur Erleichterung der Zurückbleibenden.

Bolze war wirklich helle geworden. Er hatte die Lage der Dinge richtig erkannt, es war sehr gescheit gewesen, in B. zu bleiben. Da es ihm nun noch gelang, eine günstig gelegne Wohnung zu erwischen, so ging es in seinem Bureau zu wie in einem Bienenhause, er war bald der beschäftigtste unter den jüngern Rechtsanwälten und verdiente einen hübschen Groschen Geld. Als er die ersten 5000 Mark abgestoßen hatte, leistete er sich den ersten Luxus. Er ließ sich eine Schrifttafel anfertigen, auf der unter Glas und Rahmen die Buchstaben D. W. D. A. zu lesen waren, und hängte die Tafel über seinen Schreibtisch.

Männchen, fragte Annette, als sie die Inschrift sah, was soll denn das bedeuten?

Das ist mein Wappen, Kind, erwiderte er, etwas

ähnliches wie das römische: S. P. Q. R. Oder auch ein Zauberspruch, und zwar ein solcher, der sich bei uns ausgezeichnet bewährt hat. Es sind nämlich die Anfangsbuchstaben von Worten aus einem alten Studentenvers, den wir in Halle oft genug gesungen haben:

Denn was die andern von uns denken,
Das kann uns piepe sein,
Ist uns auch ganz schnurz.

8

Kleine Füchse

Die Haushaltungspenſion für junge Mädchen im Hauſe des Herrn Superintendenten Friccius in Waltersroda erfreute ſich eines großen Anſehens, und zwar dies weniger des Herrn Superintendenten als der Frau Superintendentin wegen, die, das mußte ihr der Neid laſſen, ihr Handwerk verſtand. — Wie kommen nur Superintendents dazu, ſagte Frau Paſtor Knackſtiefel mit der ihr eigentümlichen Betonung beim Miſſionsnähen, eine Penſion einzurichten. Es ſtört doch ſo ſehr das Familienleben, und mein lieber Mann ſagt auch immer, er verdenke es Superintendents, ſich ſolche Schehne aufzulegen, und wenn man nicht einmal mehr im Hauſe ſeinen Schlafrock anziehn dürfe, dann höre ſchließlich alles auf.

Das aber hatte ſich der Herr Superintendent längſt ſelbſt geſagt. — Nicht des Schlafrocks wegen. Vielmehr war er der Anſicht, daß es nicht vom Übel ſein würde, wenn Herr Paſtor Knackſtiefel etwas weniger Schlafrock trüge. Aber der Herr Superintendent

hatte vier Söhne, von denen der eine Leutnant bei der Artillerie war, während es der andre bis zum Referendar gebracht hat. Sehr feudal, sehr dem Wunsche der Frau Superintendentin entsprechend, aber auch sehr teuer! Und dazu kamen die von Jahr zu Jahr sinkenden Ackerpachten, sodaß die Lage schwierig geworden sein würde, wenn sich nicht die Frau Superintendentin, wie sie es in wirtschaftlichen Nöten zu tun pflegte, ins Mittel geschlagen hätte. Sie gründete eine Haushaltungspension. — Gott verhüte, sagte sie, daß ich mich wegen des Titels Superintendent überheben sollte; aber die Leute sind einmal so, sie geben etwas auf das Äußere, und „im Hause des Herrn Superintendenten" — das zieht. Du sollst sehen, wir kriegen junge Mädchen so viel, als wir wollen.' Und es ist auch wahr, zu jedem Pastor würde ich meine Tochter auch nicht ins Haus geben.

Aber vielleicht zu jedem Superintendenten? sagte der Herr Superintendent und machte sein spitzes Gesicht.

Er war ein kleiner, feiner, alter Herr, und seine Frau war breit, groß, stattlich und von freundlichem und mütterlichem Aussehen. Frau Superintendentin beachtete den Einwurf nicht weiter, sondern fuhr fort, mit ihrem lieben Manne zu überlegen, wie die Pension einzurichten sei, wobei — ein Zeichen, wie recht sie in allen Dingen hatte — immer das herauskam, was sie sich zuerst gedacht hatte.

Aber die Sache hatte noch einen andern Grund. Frau Superintendent wollte etwas zum Pflegen haben. Die Söhne waren fort, das Haus stand leer, und der liebe Mann war darin wunderlich,

8

Kleine Füchſe

Die Haushaltungspenſion für junge Mädchen im Hauſe des Herrn Superintendenten Friccius in Waltersroda erfreute ſich eines großen Anſehens, und zwar dies weniger des Herrn Superintendenten als der Frau Superintendentin wegen, die, das mußte ihr der Neid laſſen, ihr Handwerk verſtand. — Wie kommen nur Superintendents dazu, ſagte Frau Paſtor Knackſtiefel mit der ihr eigentümlichen Betonung beim Miſſionsnähen, eine Penſion einzurichten. Es ſtört doch ſo ſehr das Familienleben, und mein lieber Mann ſagt auch immer, er verdenke es Superintendents, ſich ſolche Schehne aufzulegen, und wenn man nicht einmal mehr im Hauſe ſeinen Schlafrock anziehn dürfe, dann höre ſchließlich alles auf.

Das aber hatte ſich der Herr Superintendent längſt ſelbſt geſagt. — Nicht des Schlafrocks wegen. Vielmehr war er der Anſicht, daß es nicht vom Übel ſein würde, wenn Herr Paſtor Knackſtiefel etwas weniger Schlafrock trüge. Aber der Herr Superintendent

hatte vier Söhne, von denen der eine Leutnant bei der Artillerie war, während es der andre bis zum Referendar gebracht hat. Sehr feudal, sehr dem Wunsche der Frau Superintendentin entsprechend, aber auch sehr teuer! Und dazu kamen die von Jahr zu Jahr sinkenden Ackerpachten, sodaß die Lage schwierig geworden sein würde, wenn sich nicht die Frau Superintendentin, wie sie es in wirtschaftlichen Nöten zu tun pflegte, ins Mittel geschlagen hätte. Sie gründete eine Haushaltungspension. — Gott verhüte, sagte sie, daß ich mich wegen des Titels Superintendent überheben sollte; aber die Leute sind einmal so, sie geben etwas auf das Äußere, und „im Hause des Herrn Superintendenten" — das zieht. Du sollst sehen, wir kriegen junge Mädchen so viel, als wir wollen.' Und es ist auch wahr, zu jedem Pastor würde ich meine Tochter auch nicht ins Haus geben.

Aber vielleicht zu jedem Superintendenten? sagte der Herr Superintendent und machte sein spitzes Gesicht.

Er war ein kleiner, feiner, alter Herr, und seine Frau war breit, groß, stattlich und von freundlichem und mütterlichem Aussehen. Frau Superintendentin beachtete den Einwurf nicht weiter, sondern fuhr fort, mit ihrem lieben Manne zu überlegen, wie die Pension einzurichten sei, wobei — ein Zeichen, wie recht sie in allen Dingen hatte — immer das herauskam, was sie sich zuerst gedacht hatte.

Aber die Sache hatte noch einen andern Grund. Frau Superintendent wollte etwas zum Pflegen haben. Die Söhne waren fort, das Haus stand leer, und der liebe Mann war darin wunderlich,

daß er durchaus nicht gepflegt sein wollte. Er konnte ungeduldig werden, wenn er mit zu viel häuslicher Fürsorge umgeben wurde. Und über diese Zurückweisung war die Frau Superintendentin, die doch so gern pflegte, unglücklich. So dachte sie es sich schön, junge Mädchen im Hause zu haben, sie wie Töchter zu bemuttern, sie zu Hausfrauen zu erziehn und Herz und Gemüt zu bilden. Das war ein guter Gedanke gewesen, und der Erfolg war auch nicht ausgeblieben. Superintendents hatten immer das ganze Haus voll junge Mädchen, so viel als unterzubringen waren. Höchstens daß im Winter einmal die eine oder die andre Stelle frei wurde. Und die jungen Mädchen fühlten sich wohl im Waltersrodaer Pfarrhause, hingen an der Frau Superintendent wie die Kletten, ließen sich bemuttern und bemutterten sich untereinander, führten den Haushalt und lernten ein wenig Wissenschaften und bildeten mit dem Herrn Superintendenten und der Frau Superintendentin und „Jumfer Dorothee," von der später noch die Rede sein wird, eine große, höchst vergnügte Familie. Und außerdem brachte das Geschäft auch noch eine hübsche Summe Geld ein.

Das Pfarrhaus erwies sich aber auch als sehr geeignet für das Unternehmen. Es war ein altes, großes, durch An- und Umbauten zusammengeflicktes Gebäude. Nicht zwei Räume waren einander gleich oder schlossen sich aneinander an, wie man es für natürlich gehalten hätte. Das Haus war so kurios gebaut, wie wenn es von einem ganz modernen Baumeister sezessionistischer Richtung künstlich ausgetüftelt worden wäre. Aber es hatte Raum. Es hatte die schönsten Schlüfter, Winkel, Bodenverschläge

und Geheimkammern, sodaß man sich mühelos in alle Marlittschen Stimmungen versetzen konnte. Das Haus war ganz mit Efeu überwachsen, und der Garten bot abends im Mondschein Wege zu wahrhaft idealen Spaziergängen. Das obere Stockwerk des einen Anbaus und das Mansardendach eines zweiten war das Reich der jungen Mädchen. Vier aneinander hängende kleine Zimmer mit geraden Wänden, schiefen Wänden, geraden Fenstern, Mansardenfenstern, Winkeln und Nischen. Sogar eine Art Turmzimmer war darunter, das das höchste Entzücken der jungen Gesellschaft bildete. Auf Bitten der jungen Mädchen waren die Verbindungstüren ausgehängt worden. An ihrer Stelle waren genial ausgedachte Portieren angebracht. Hier hatte nun jedes der jungen Mädchen seinen Winkel oder ihren Platz am Fenster. Hier stellten sie ihre Andenken und Sächelchen auf, hier wurden die finstern Geheimnisse verwahrt, die in gewissen Briefen von Brüdern oder Vettern einliefen, hier krochen sie in ihren Ferienzeiten zuhauf wie die Bienen in ihrem Stocke. Hier würde es jeden Abend große Aufstände und Spektakel gegeben haben, wenn Frau Superintendent, kurz Muttche genannt, nicht unerbittlich darauf gehalten hätte, daß um zehn Uhr Ruhe herrschte.

Eine überaus wichtige Stunde des Tages war die, in der der Briefbote eintrat, um seine halbe Tasche auf dem Tische des Hauses zu entleeren, amtliche Schriftstücke, Zeitungen, zahllose Offerten und einen ganzen Haufen von Briefen. Wenn der Herr Superintendent und Muttche ihr Teil weg hatten, so stürzte sich der Haufe der acht versammelten

jungen Mädchen auf den Tisch wie acht Hühner, die aus einem einzigen Topfe fressen wollen. Dann gab es einige Klagen und Anklagen über menschliche Schlechtigkeiten, und dann saß alles da, wo irgend etwas Sitzbares zu finden war, und las in tiefer Versunkenheit die Grüße aus der Heimat.

Jetzt kommen wir zu dem Punkte, wo unsre Geschichte beginnt. Der Briefbote hatte seine Schätze auf dem Tische des Eßzimmers mit dem alltäglichen Signal: „Wollensemalannehmen" niedergelegt. Diesesmal war eine Rolle darunter mit der Adresse: An das Pensionat zu Waltersroda, Superintendentur. Man stürzte sich darauf, und nachdem man sich um die Rolle gezaust und entschieden hatte, daß sie Rosa auspacken solle, geschah dies mit der erforderlichen Feierlichkeit. Es kamen einige Bogen weißen, rosa gefärbten und roten Seidenpapiers, sowie grüne Blätter aus Papier zum Vorschein. Sogleich setzten sich Magdalene und Frida, die Blumen machen konnten, hin und fingen an, Rosen anzufertigen. Die andern bildeten die Korona und sahen mit dem größten Eifer zu. Als die erste Rose fertig war, wurde sie von allen Seiten betrachtet und überall da anprobiert, wo sich irgend eine Rose anbringen ließ. Und dies alles mit einer gewissen ernsten Feierlichkeit, die merklich von dem sonstigen lauten Treiben abstach.

Da ertönte die Stimme von Jumfer Dorothee aus der Küche: Fräuln Charlotte, Fräuln Irma, der Bra'n wird gliekſten anbrennen, wenn Sei nich kamen. — Dies wirkte wie ein Schuß auf einen Baum voll von Sperlingen. Irma und Charlotte eilten schuldbewußt in die Küche, und die andern

zum Wäscheschranke, in die Vorratskammer oder zur englischen Grammatik, und die Maschine der Haushaltung war wieder im Gange.

Währenddessen befand sich Frau Superintendent beim Herrn Superintendent in dessen Arbeitsstube. Der Herr Superintendent war gerade damit beschäftigt, eine verwickelte Auseinandersetzungssache auseinander zu rechnen. Als er seine liebe Frau mit einem geöffneten Briefe eintreten sah, stellte er seine lange Pfeife an die Stuhllehne und sah mit einer gewissen Entsagungsmiene auf. Denn er ließ sich nicht gern bei der Arbeit stören. Frau Superintendent wußte dies freilich. Da aber der liebe Mann den ganzen Tag arbeitete, so gab es eigentlich keine Zeit, wo er nicht gestört worden wäre. Und so hielt sie ihm aus dem geöffneten Briefe Vortrag, daß eine Miß Sabine Faucon, Tochter des Professors William Faucon zu Skellingby, Grafschaft Lincoln, Old England, und empfohlen durch Thomas Bradwell Rev. in Lincoln und Konsistorialrat Blaubeere in Rostock in eine deutsche Pension eintreten möchte. Die junge Dame sei über zwanzig Jahre alt und wünsche deutsche Sitte kennen zu lernen und sich in der deutschen Sprache zu vervollkommnen. Die Frage war nun die, ob man die junge Dame als Pensionärin annehmen wolle oder nicht. Es sei gerade noch eine Stelle frei. Man könne es ja mit dieser Miß Sabine Faucon versuchen. Die Empfehlungen seien jedenfalls gut.

Na, dann nimm sie, sagte der Herr Superintendent, nach seiner langen Pfeife greifend und sich wieder seinen Zahlen zuwendend.

Ja aber, fuhr Frau Superintendent fort — der

Herr Superintendent stellte seine Pfeife wieder beiseite —, vielleicht ist sie doch zu alt. Über zwanzig kann vierundzwanzig sein, und dann ist sie nicht geneigt, sich einzufügen. Und eine Ausnahme kann keinesfalls gemacht werden. Ein fremdes Element im Hause könnte das ganze Zusammenleben stören. Neunundzwanzig Jahre sind auch über zwanzig Jahre, und dann ist sie eine alte Jungfer. Und am Ende kann sie nicht einmal genug Deutsch.

Na, dann nimm sie nicht, sagte der Herr Superintendent und griff nach seiner Pfeife.

Aber es ist doch eine Mehreinnahme von achthundert Mark. Und es wird jetzt alles auf einmal teurer, die Butter wird teurer, das Fleisch wird teurer —

Höre mal, Elise, kennst du die achte ägyptische Plage?

Die achte? fragte Frau Superintendent etwas empfindlich, denn sie glaubte, sie sei selbst damit gemeint.

Ja, denn es gibt eigentlich acht. Und die achte ist Exodus zehn nur aus Schonung weggelassen. Sie heißt Old England.

Oh, Rudolf, das darfst du eigentlich nicht sagen. Miß Mary bei Großkopfs ist doch ein sehr nettes Mädchen. Und es kommt doch auch ganz darauf an, wie ein solches Mädchen behandelt wird.

Na, dann laß sie kommen, sagte der Herr Superintendent und griff definitiv nach seiner Pfeife.

Frau Superintendent schrieb nunmehr einen ausführlichen Brief, worin sie ihre Erziehungsgrundsätze, sowie die Ordnungen des Hauses darlegte. Es sei unmöglich, einer einzelnen Pensionärin eine

Ausnahmestellung vor den andern einzuräumen. Fräulein Sabine würde sich der Hausordnung einzufügen und sich mit den übrigen jungen Mädchen auf guten Fuß zu stellen haben. Das und das sei mitzubringen. Die Pension sei pränumerando zu zahlen. Einen so energischen Ton hatte sie noch nie angeschlagen. Als sie den Brief auf die Post gab, geschah es mit dem befriedigenden Bewußtsein, alles getan zu haben, um bösen Erfahrungen vorzubeugen.

Was hatten nun aber die jungen Mädchen mit dem Seidenpapier vor? Sie hatten ein Buch gelesen, das den Titel „Die Rosenkette" führt, und daraus die Idee geschöpft, einen Rosenbund zu gründen. Diese Gründung sollte mit unerhörter Feierlichkeit vor sich gehn und teils Aktus teils lebendes Bild sein. Eine Rosenkönigin sollte gewählt werden, Gelübde sollten abgelegt werden, in Versen sollte gesprochen werden, und alles sollte mit Seidenpapierrosen-geschmückt werden. Man machte also Rosen, ganze Körbe voll, bis das letzte Stückchen Seidenpapier verbraucht war. Die Eile und die Massenproduktion mögen es entschuldigen, wenn die Rosen nicht allzu rosenhaft ausfielen. Man dichtete. Hier stand eine, den Bleistift an den Lippen, die Augen gen Himmel gerichtet, dort lag eine mit sorgenvoller Miene über dem Tische, dort teilte man sich finstere Geheimnisse mit, und Muttche wurde hundertmal gefragt, ob sie alle die finstern Geheimnisse erraten könne. Und abends gab es endlose Konferenzen, bis Muttche die ganze Gesellschaft ins Bett schickte.

Am Mittwoch sollte das Zauberfest stattfinden.

Am Mittwoch kam Herr Pastor Dännicke aus Tenndorf an, um mit dem Herrn Superintendenten über eine Einkommenfrage zu verhandeln. Die Verhandlungen dauerten ewig. Nun blieb er auch zum Abendessen da und erzählte lange Geschichten von dem Tenndorfer Gemeindekirchenrate, für den sich doch kein Mensch interessierte. Und als man dachte, er würde aufbrechen, hatte er noch einen wichtigen Bericht von einem Streite mit einer Tenndorfer Frau über ihren Kirchensitz zu geben. Und wie er sich schon die Abschiedszigarre ansteckte, mußte noch erörtert werden, warum in Tenndorf die Zahl der Kommunikanten gegen das Vorjahr um zehn zurückgeblieben sei. Und als er schon in der Tür stand, eröffnete er die Besprechung über die Tatsache, daß das Dach der Pfarre in Tenndorf reparaturbedürftig sei, und was der Schulze in Tenndorf und Herr Pflaumner, der eine besonders einflußreiche Persönlichkeit wäre, dazu gesagt hätten.

Endlich war er fort. Die jungen Mädchen hatten im stillen Blut geschwitzt. Nun aber ans Rosenfest. Man kramte oben eine ganze Stunde lang. Darauf erschien eine Deputation, um Muttche und Jumfer Dorothee als Publikum einzuladen. Aber sonst niemand, auch den Herrn Superintendenten nicht! Da nun dem Publikum kein Schweigen auferlegt war, so ist nicht unbekannt geblieben, was sich oben ereignete. Das Turmzimmer war zur Bühne umgewandelt worden. Ein paar aneinander geheftete Tücher gaben den Vorhang ab, mit Rosen besteckte Bettücher den Hintergrund. Als sich der Vorhang teilte, sah man als erstes lebendes Bild die Wahl der Rosenkönigin. Alle waren weiß gekleidet und

mit Rosen geschmückt. Weil es aber an weißen Kleidern fehlte, hatte man Nachthemden über die Kleider gezogen. Man hatte die Haare gelöst und Schärpen und goldne Gürtel umgetan, es war sehr schön. Hierauf hielt Irma, die „süße Irma" genannt, weil sie die hübscheste war und ein süßes Gesicht hatte, eine Ansprache in Versen, in der sie sagte, Königin sollte Rosa sein, nicht bloß weil sie Rosa hieß, sondern weil sie die beste und selbstloseste von allen sei. Sie erhielt den Ehrennamen Rosa Gutherz, das Zepter der Rosenkönigin — das heißt einen Rouleaustab, an den eine Rose von exotischer Größe angebunden war — und das alleinige Verfügungsrecht über das Turmzimmer. Im zweiten Bilde hatte Rosa Gutherz ihren Thron bestiegen und hielt ihre Königsrede. Im dritten Bilde gelobte man einander ewige Treue, Hilfe in Not und Tod und Ansichtspostkarten ohne Zahl. Als die Feier vorüber war, waren alle gerührt, auch die Frau Superintendentin, und Jumfer Dorothee weinte große Tränen in ihre blaue Schürze.

Noch war die Stimmung, die dieser weihevolle Abend hervorgebracht hatte, nicht verflogen, da holte Johann in des „Herrn" alter Pastorenkutsche Miß Sabine Faucon von der Station. Dies Ereignis verursachte nicht geringe Aufregung. Als der Wagen auf den Pfarrhof rumpelte, schauten sieben Mädchenköpfe aus dem Fenster des Jungfernzwingers, das nach dem Hofe ging. Auf dem Kutscherbocke saß ein riesiger Koffer, und auf ihm hockte Johann wie ein Beduine auf seinem Kamel. Das Hausmädchen trat an den Wagenschlag, und es wurde aus dem Innern des Wagens eine Schachtel nach der andern heraus-

gegeben, sodaß der Stoß der kleinen Rike weit über den Kopf wuchs. Darauf kamen ein paar Füße zum Vorschein, deren Größe im Jungfernzwinger einen Ausruf staunender Bewundrung hervorrief. Vor Schleier und Mantel war von der Besitzerin dieser Füße nicht viel wahrzunehmen. Daß sich indessen in diesem Mantel keine Grazie barg, war unverkennbar. Und diese Füße! Und diese Gummischuhe! Kinder, sagte Irma, wenn wir uns mit der auf guten Fuß stellen sollen, dann wehe unsern Hühneraugen.

Oh! und wie alt.

Wißt ihr, sagte eine andre, diese Sabine ist gewiß eine von den alten Sabinerinnen, die so ein alter Römer irgendwo hat stehn lassen.

Weil er sich vor der Schuhmacherrechnung fürchtete.

Großes Gelächter. Stille! Stille!

Jetzt begrüßte Muttche die Angekommne auf der Flur, nun kamen sie die Treppe herauf und traten ein. Miß Sabine war aus ihrer Umhüllung ausgeschält worden, hatte aber dadurch nicht gewonnen. Über zwanzig Jahre war sie, aber wie viel? Sehr viel. Fein sah sie nicht aus, und ihre wasserblauen Augen, rötlichen Haare und langen Zähne trugen nicht gerade zu ihrer Verschönerung bei. Schüchtern war sie auch nicht, vielmehr musterte sie die Räume wie ein Reisender, der auf einen Seedampfer gekommen ist und sich vorgenommen hat, die beste Kabine zu belegen.

Dies sind also unsre jungen Mädchen, sagte Muttche. Ich hoffe, daß Sie sich mit ihnen bald einleben werden. Nun wollen wir mal die Vorstellung vornehmen.

Ach, Frau Superintendent, sagte Hänschen, die jüngste und keckste von allen, lassen Sie mich die Honneurs machen. Ja? darf ich? Also — tiefes Kompliment — ich begrüße Sie, Fräulein Miß, im Namen des versammelten Jungfernzwingers und habe die Ehre, das Pensionat vorzustellen. Dies ist unsre Rosenkönigin Rosa Gutherz, und dies die süße Irma, und dies die Annemarie, von ihren Eltern fälschlich Marianne genannt, und dies ist „Laura ans Klavier," und dies Charlotte die Verständige, und dies Frida die Küchenfee, und dies Magdalene das Lamm, und ich bin Hans Huckebein, der Unglücksrabe. So, nun bitten wir um Ihre Visitenkarte für unser Archiv. Hierauf folgte ein Knicks mit einer Miene, als wenn sie um einen Pfennig bettle.

Aber Hänschen, sagte Frau Superintendent, wie oft habe ich dir gesagt, du sollst nicht immer den Hanswurst spielen. Was soll denn Fräulein Sabine von dir denken?

Es wäre in der Tat schwer gewesen, zu sagen, was Fräulein Sabine dachte. Sie zeigte ihre Zähne, ließ ihre wasserblauen Augen in alle Ecken laufen und sagte: Oh yes. Hierauf wies ihr Muttche Bett, Schrank und Tisch an.

Oh! Fuau Sjuperlintendent, sagte Fräulein Sabine, darf ich haben mein Kofferl auf diese Tisch?

Nein, das geht nicht.

Oh! Uarum soll ich nicht haben mein Kofferl bei mein Bett?

Sie sehen doch, daß kein Platz ist. Schließen Sie ihn unten auf und tragen Sie Ihre Sachen

herauf. Vielleicht hilft Ihnen eins der jungen Mädchen beim Einräumen.

Frau Superintendent war offenbar nicht bei bester Laune. Sie ging darauf hinunter, um ihren lieben Mann bei der Arbeit zu stören und ihm Vortrag über den Eindruck zu halten, den ihr Fräulein Sabine gemacht habe. Ganz besonders übel war sie davon berührt worden, daß Miß Sabine die Pension nur für einen Monat bezahlt hatte. Das bedeute doch Mißtrauen, und so etwas sei ihr noch nie vorgekommen.

Sei doch froh, sagte der Herr Superintendent und griff nach seiner Pfeife.

Die Frau Superintendent wußte zwar nicht, worüber sie froh sein sollte, aber sie begnügte sich mit der Antwort und ging in ihr Zimmer. Hier erwartete sie schon eine Deputation von oben, die Notschreie überbrachte. Fräulein Sabine spüre überall herum und habe verlangt, ihr Bett ins Turmzimmer zu stellen, das doch der Rosenkönigin gehöre. Und Rosa sei so dumm und wolle es zugeben. Aber das brauchten sie doch nicht zu leiden.

Nein, das braucht ihr nicht zu leiden. Sagt das Miß Sabine. Das Bett bleibt stehn, wo es steht.

Das Abendessen verlief schweigsam. Muttche gab sich alle Mühe, eine Konversation in Gang zu setzen, aber es wollte nicht gelingen. Fräulein Sabine sagte Yes und Oh und setzte im übrigen ihre Kauwerkzeuge in Bewegung. Und man muß sagen, daß sie vortrefflich waren und mit langsamer aber unbeugsamer Beharrlichkeit gebraucht wurden. Der Herr Superintendent, der nicht gern lange bei Tische saß, wurde schon ungeduldig und sah nach der Uhr.

Aber das machte nicht den geringsten Eindruck. Als sie zum viertenmal kaltes Fleisch nahm, sahen sich die jungen Mädchen mit bedeutsamen Blicken an, als sie aber zum fünftenmal zulangte, als wäre es das erstemal, rief Hänschen ganz entsetzt: Oh! Worauf Frau Superintendent mißbilligend den Kopf schüttelte, und Hänschen den Kopf in die Schultern zog und eine bußfertige Miene machte. Endlich, endlich war sie satt oder hörte wenigstens auf zu essen. Man erhob sich, und Miß Sabine sagte unbewegten Gesichts einige Sätze auf über Dinge, die sie glaubte oder hoffte oder Grund hatte anzunehmen. Darauf entfernte sie sich, um ihren Koffer auszupacken.

Geht, helft ihr, sagte Muttche.

Sie wills ja nicht, lautete die Antwort, sie läßt niemand in ihren Koffer sehen und schließt jedesmal zu, wenn sie etwas herausgenommen hat.

Als Muttche um zehn Uhr Revision hielt, fand sie große Unordnung. Miß Sabine trug ihre Sachen umher wie die Katze ihre Jungen und hatte alle erreichbaren Tische in Beschlag genommen. Auf dem Bette lag ein dürftiges Kopfkissen und eine billige Wolldecke. Gar nichts hat sie, raunte Charlotte Muttche zu, weder Bettuch, noch Überzug, noch Handtuch.

Aber Miß Sabine, wo ist denn Ihre Bettwäsche?

Bettuesche?

Ja, Sie müssen doch Ihr Bett überziehn.

Oh! ich habe gedenkt, daß ich hier finden werde Überzieher. Sie hatten nichts geschrieben von Überzieher.

Aber zum eignen Bett gehören doch auch eigne Überzüge! Das ist doch selbstverständlich.

Oh! ich habe das nicht gedenkt.

Natürlich konnte es Muttche nicht ansehen, daß sich ein Mensch in ein unüberzognes Bett legte, sie gab also aus ihren Vorräten, ärgerte sich und setzte ihrem lieben Manne, der gerade den „Reichsboten" las, auseinander, daß ihr so etwas noch nicht vorgekommen sei, und daß sie nicht wüßte, was sie sagen sollte, wenn das so fortgehe.

Es schien, daß es so fortgehn sollte. Am andern Morgen war das erste Klagen über Klagen von seiten der jungen Mädchen. Fräulein Miß habe bis um zwölf Uhr gekramt und sich dann noch hingesetzt, um einen Brief zu schreiben. Man habe zwar protestiert, aber sie habe einfach geantwortet: Oh! ich muß diese Brief noch heute schueiben. Und sie hätte ihn richtig noch geschuieben. Vier Seiten lang. Und nun habe man nicht ausgeschlafen. Und Fräulein Miß liege oben und denke gar nicht ans Aufstehn. Die Unzufriedenheit war allgemein, und schon wurde der Wunsch laut, ob es nicht gehe, Fräulein Miß ein eignes Zimmer zu geben. Davon wollte aber Frau Superintendentin nichts hören. Es sei kein Raum da, und es sei auch gegen ihre Grundsätze, einem einzelnen jungen Mädchen eine Ausnahmestellung zu gewähren. Um neun Uhr erschien Miß Sabine im tiefsten Negligee, um sich ein Töpfchen mit warmem Wasser zu holen, und um zehn Uhr meldete sie sich zur Stelle, das heißt zum Frühstück.

Ich höre, Miß Sabine, sagte Frau Superintendent mit einiger Strenge, daß Sie bis tief in die Nacht Briefe geschrieben haben.

Oh, Fuau Sjuperlintendent, sagte Miß Sabine, ich habe geschlafen diese Nacht nicht eine Minute.

Geschnarcht hat sie, sagte Hans Huckebein, und zwar laut genug, daß es alle hören konnten.

Ich habe so sehr gefuoren. Oh! ich habe so schueclrich gefuoren.

Freilich, in Ihrem dürftigen Bett, sagte Muttche, ist das kein Wunder.

Oh! ich habe nicht gedenkt, daß man muß so fuieren in Deutschland. Oh! uenn Sie vielleicht haben einen Bettdeckel, nur so einen kueinen Bettdeckel.

Frau Superintendent ärgerte sich, aber was blieb ihr übrig; sie mußte eine Bettdecke herleihen, wobei der finstere Gedanke in ihrer Seele aufstieg, die Bettdecke in Rechnung zu stellen. Aber sie verwarf ihn.

Am nächsten Tage hieß es: Oh! Fuau Sjuperlintendent, ich habe nicht geschlafen eine Minute. My bedstad ist — ist sehr — incavated.

Was ist? Die Frau Superintendent war eine gute Frau, auch eine kluge Frau, aber das bißchen Englisch, das sie einst vor langen Jahren mühsam auf der höhern Töchterschule gelernt hatte, hatte sie längst wieder vergessen. Marianne wollte einhelfen. Daß du stille bist! sagte Hans Huckebein. Laß sie doch allein sehen, wo sie bleibt. — Inzwischen war mit Hilfe ausdrucksvoller Gebärdensprache dargelegt worden, daß das Bettlager in der Mitte einen Eindruck von der Tiefe und Gestalt eines kupfernen Kessels habe. Die Lokalbesichtigung stellte fest, daß die Stahlfedern allerdings in der Mitte etwas nachgelassen hatten. Muttche brachte als Unterlage ein

Kissen. Aber das gefiel Miß Sabine nicht, und sie ruhte nicht eher, als bis sie Rosa Gutherz aus ihrem Bette vertrieben hatte. Und als das geschehn war, gefiel ihr doch ihr eignes Lager besser, und sie warf Rosa Gutherz noch einmal hinaus.

Ich will dir sagen, was du bist, sagte Hans Huckebein zu Rosa Gutherz. Nein, ich wills dir nicht sagen, aber wer zu gut ist, der ist ein Lamm und wird aufgefressen.

Am andern Morgen gab es einen neuen Wunsch. Oh! Fuau Sjuperlintendent, haben Sie nicht ein carpet, ein Deckel unten an das Bett?

Sie meinen wohl einen Bettvorleger?

Yes, Bettvorlu—eger.

Aber Sie haben ja einen.

O, ich fuiere, uenn ich stehn sehr lange auf das Bettvorlu—eger. In Ingländ man hat carpets durch das ganze room und darauf Deckel von Haaren.

Aber wir sind hier in Deutschland, wo man das nicht hat.

Oh! ich fuieren so schuecklrich. — Hier folgte nun ein langer Meinungsaustausch, dessen Ende war, daß Frau Superintendent einen Bettvorleger aus dem Zimmer der Söhne holte und ihn auf den vorhandnen drauflegte. Denn gegen die zähe Beharrlichkeit von Miß Sabine war nicht aufzukommen.

Am andern Tage hieß es: Oh! Fuau Sjuperlintendent, ich habe nicht geschlafen eine Minute.

Mein Gott, was ist denn schon wieder los? rief Muttche. Sie schlafen ja aber auch nie.

Oh! was habe ich mich gefuchtet!

Aber liebe Sabine, bei Ihrer Konstitution ist

doch kein Grund für Sie vorhanden, sich zu fürchten.

Oh! ich habe mich so schrecklich gefuchtet. Ich kann nicht sagen, wie schrecklich ich mich habe gefuchtet.

Was war denn?

Irma hat im Schlafe gesprochen, sagte man. Irma bestritt es. Aber die Tatsache wurde festgestellt. Irma hatte: Felix, Felix! gerufen. Große Heiterkeit.

Ja, sie hat Felix gerufen, sagte Miß Sabine, oh so schrecklich, und wie habe ich mich gefuchtet. Oh, Frau Superintendent, haben Sie nicht ein anderes Zimmer, nur so ein kleines anderes Zimmer —

Ja, Muttche, geben Sie ihr ein eignes Zimmer. Ja, Muttche, bitte, bitte.

Aber Kinder, ich habe keins.

So geben Sie ihr eins von unsern vier Zimmern allein. Wir rücken zusammen. Bitte, bitte, liebstes Muttche, tun Sie es, es geht schon, wir schränken uns ein.

Muttche ärgerte sich, denn es war gegen ihre Grundsätze, einer Pensionärin ein Vorrecht gegen die andern zu geben, und nun gar dieser Miß Sabine! Aber so dringenden Bitten war nicht zu widerstehn. Die Tür wurde vom Boden heruntergeholt und eingehängt, und Miß Sabine hatte nun ihr Reich für sich. Sie nahm es mit kühler Gelassenheit entgegen, als verstünde sich das alles von selbst. Im Jungfernzwinger aber herrschte großer Jubel. Sogleich wurde eine Sitzung abgehalten, ein mündliches Protokoll über die letzten Ereignisse

abgefaßt und das Schlußurteil abgegeben, Miß Sabine sei — man wisse nicht, wie sie eigentlich sei.

Ich weiß es, wie sie ist, rief Hans Huckebein und malte mit Kreide ein riesengroßes lateinisches I an ihre Tür. Worauf sie einen Vortrag von Muttche zu hören bekam über Schonung fremden Eigentums und die nötige Bescheidenheit kleiner Mädchen.

Nun könnte die Frage gestellt werden, wie es Miß Sabine aushielt, keine Nacht zu schlafen. Das Wunder ist nur dadurch zu erklären, daß sie die verlornen Kräfte durch eine ausgiebige Ernährung einbrachte, wobei sie zum Verdruß des Herrn Superintendenten mit langsamster Gründlichkeit verfuhr. Eigentlich hatte sie immer Hunger. Wo etwas Eßbares zu sehen war, mußte sie davon haben. Ein besondres Interesse zeigte sie für das Frühstück des Herrn Superintendenten, von dem sie voraussetzte, daß es etwas besonders Gutes sei. Sie erkundigte sich also bei jedermann. Jedermann aber hatte sich vorgenommen, es ihr nicht zu sagen. Als sie Hans Huckebein eines Tags traf, wie er eben aus des Herrn Superintendenten Stube kam, fragte sie eindringlich: Sagen Sie schnell, wuas haben Sie dem Herrn Sjuperlintendent gebuacht?

Kaviar und Portwein, antwortete Hans Huckebein mit ernsthafter Miene, der Herr Superintendent frühstückt alle Morgen Kaviar und Portwein.

Oh, Fuau Sjuperlintendent, sagte Miß Sabine, als sie bald darauf Muttche traf, ich höre, daß Sie haben Kaviar. Könnte ich nicht ein ganz kueines Stück Kaviar —

Ein vielstimmiges Gelächter ertönte aus dem

Hintergrunde. Miß Sabine wurde rot und ſagte, ohne ſich jedoch zu erregen: Oh, ich denke nicht, daß die jungen Mädchen in Deutſchland ſind well bred — gut erzeugt. Darauf verſchwand ſie.

Muttche wunderte ſich und hatte bald heraus, daß hier eine Teufelei vorlag, und daß Hans Huckebein die Hand im Spiele hatte. Sie hielt alſo den jungen Mädchen eine Rede, daß ſie Miß Sabine nicht als ihresgleichen behandeln dürften. Miß Sabine habe allerdings ihre Eigenheiten, aber jeder Menſch habe ſeine Eigenheiten, und es ſei die beſondre Aufgabe, die ihnen der liebe Gott jetzt geſtellt habe, dieſe Miß Sabine zu ertragen. Gegen Liebenswürdige liebenswürdig ſein, daran ſei nichts beſondres, das täten die Heiden auch uſw. Und du, Hänschen, gehſt jetzt hinauf und bitteſt es Miß Sabine ab.

Ach, Muttche!

Nichts da. Charlotte, geh mit ihr hinauf. — Es half nichts. Hänschen vergoß Tränen, aber es half nichts, ſie mußte abbitten. Als die Prozedur vorüber war, machte Hänschen eine Fauſt nach der Richtung, wo Miß Sabine zu vermuten war, und ſagte heimlich und verſtockt: Na warte!

Zugleich konſtatierte man die betrübende Tatſache, daß ſich im Eßſchranke, wo die Speiſereſte verwahrt wurden, fortwährend Defekte zeigten. Eines Tags kam Jumfer Dorothee ganz entrüſtet mit einer Büchſe Marmelade an, in der man deutlich Fingerſpuren ſah. Sie ſei jetzt zwanzig Jahre im Hauſe, aber ſo etwas ſei ihr noch nicht vorgekommen. Die Entrüſtung ſtieg aber bis zum Gipfel, als kurz darauf ein ganzer Teller voll Gänſebraten fehlte. Ich weiß, wer es geweſen iſt, ſagte Hans Huckebein und

brachte einen frisch abgenagten Gänseknochen an, den er unter Miß Sabinens Fenster gefunden hatte. Freilich wußte man, wer es gewesen war, aber es konnte ja nichts bewiesen werden. Muttche hielt also eine allgemeine Rede an das versammelte Kriegsvolk. In ihrem Hause bekomme jeder satt zu essen. Wer Hunger habe, möge es sagen, aber Naschen verbitte sie sich, und der Eßschrank werde von jetzt ab verschlossen. Muttche war nachgerade ganz erschöpft von den vielen Reden, die sie zu halten hatte.

Am andern Tage zirkulierte im Jungfernzwinger ein Blatt Papier, auf dem in der Weise des kleinen Moritz Fräulein Miß, an den großen Zähnen und den riesigen Gummischuhen kenntlich, abgebildet war, wie sie mit einer Gans in den Händen davonlief, während ihr Jumfer Dorothee mit dem Kochlöffel nachjagte. Und darunter stand geschrieben: Fuchs, du hast die Gans gestohlen, gib sie wieder her. Wer die Zeichnung angefertigt hat, ist nie bekannt geworden, daß es aber Hans Huckebein war, der sie an die Tür von Miß Sabine heftete, und daß daraus eine große Geschichte wurde, die mit Klagen anfing und mit einer Standrede von Frau Superintendent und verschiednen Tränen endete, steht geschichtlich fest und kann nicht wunder nehmen.

Nachdem Miß Sabine ihre Ausbildung im Staubwischen und Tischdecken erhalten hatte, kam der große Augenblick, wo sie den Dienst in der Küche übernehmen und damit in das Reich von Jumfer Dorothee eintreten sollte. Allen jungen Mädchen war dies eine wichtige Sache, und mit Jumfer Dorothee gut zu stehn galt als eine der Hauptaufgaben. Denn

Jumfer Dorothee war eine Perle. Kenner wiſſen aber, daß Perlen ſchwierig ſind. Erſtens ſind ſie ſchwer zu haben, und wenn man ſie hat, ſind ſie ſchwer zu behandeln. Jumfer Dorothee war nun ſchon zwanzig Jahre bei Superintendents und Alleinherrſcherin in der Küche. Sie war für Frau Superintendent unentbehrlich und hatte ſozuſagen die Stellung eines zweiten Direktionsmitglieds in der Penſion, denn der Herr Superintendent kam erſt an dritter Stelle. Es hatte ſich ein gewiſſes Freundſchaftsverhältnis zwiſchen Jumfer Dorothee und den jungen Mädchen ausgebildet. Sie nannten Jumfer Dorothee Muttche-Duttche und ließen ſich in Arbeitspauſen Geſchichten aus ihrem Leben erzählen, beſonders von dem unvergeſſenen Auguſt, der ſie gewiß geheiratet hätte, wenn er nicht eines Tags mit ihrem Sparkaſſenbuche durchgegangen wäre. Worauf ſie das ganze Männergeſchlecht in den Bann getan und geſchworen hatte, ewig Jungfer zu bleiben. Hieran pflegten ſich mütterliche Ermahnungen zu ſchließen, dem Mannsvolk nie nicht zu trauen und keinem, auch dem Schatze nicht, das Sparkaſſenbuch in die Hände zu geben.

Unter dieſes Kommando trat alſo von Montag ab Miß Sabine. Das erſte war, daß ſie zum Kaffeekochen erſchien, als der Kaffee fertig war. Dann hieß es: Um zehn Uhr Kartoffeln ſchälen. Miß Sabine verſchwand, um für dieſe Aufgabe geeigneten Dreß anzulegen. Um elf Uhr erſchien ſie in Küchenſporttracht mit alten Glaceehandſchuhen an den Händen. — Uoh ſind die Kartoffelrn? ſagte ſie, ohne Jumfer Dorothee eines Blicks zu würdigen.

Wenn Sei de Düften upſtunds ſchälen willn,

brachte einen frisch abgenagten Gänseknochen an, den er unter Miß Sabinens Fenster gefunden hatte. Freilich wußte man, wer es gewesen war, aber es konnte ja nichts bewiesen werden. Muttche hielt also eine allgemeine Rede an das versammelte Kriegsvolk. In ihrem Hause bekomme jeder satt zu essen. Wer Hunger habe, möge es sagen, aber Naschen verbitte sie sich, und der Eßschrank werde von jetzt ab verschlossen. Muttche war nachgerade ganz erschöpft von den vielen Reden, die sie zu halten hatte.

Am andern Tage zirkulierte im Jungfernzwinger ein Blatt Papier, auf dem in der Weise des kleinen Moritz Fräulein Miß, an den großen Zähnen und den riesigen Gummischuhen kenntlich, abgebildet war, wie sie mit einer Gans in den Händen davonlief, während ihr Jumfer Dorothee mit dem Kochlöffel nachjagte. Und darunter stand geschrieben: Fuchs, du hast die Gans gestohlen, gib sie wieder her. Wer die Zeichnung angefertigt hat, ist nie bekannt geworden, daß es aber Hans Huckebein war, der sie an die Tür von Miß Sabine heftete, und daß daraus eine große Geschichte wurde, die mit Klagen anfing und mit einer Standrede von Frau Superintendent und verschiednen Tränen endete, steht geschichtlich fest und kann nicht wunder nehmen.

Nachdem Miß Sabine ihre Ausbildung im Staubwischen und Tischdecken erhalten hatte, kam der große Augenblick, wo sie den Dienst in der Küche übernehmen und damit in das Reich von Jumfer Dorothee eintreten sollte. Allen jungen Mädchen war dies eine wichtige Sache, und mit Jumfer Dorothee gut zu stehn galt als eine der Hauptaufgaben. Denn

Jumfer Dorothee war eine Perle. Kenner wiſſen aber, daß Perlen ſchwierig ſind. Erſtens ſind ſie ſchwer zu haben, und wenn man ſie hat, ſind ſie ſchwer zu behandeln. Jumfer Dorothee war nun ſchon zwanzig Jahre bei Superintendents und Alleinherrſcherin in der Küche. Sie war für Frau Superintendent unentbehrlich und hatte ſozuſagen die Stellung eines zweiten Direktionsmitglieds in der Penſion, denn der Herr Superintendent kam erſt an dritter Stelle. Es hatte ſich ein gewiſſes Freundſchaftsverhältnis zwiſchen Jumfer Dorothee und den jungen Mädchen ausgebildet. Sie nannten Jumfer Dorothee Muttche-Duttche und ließen ſich in Arbeitspauſen Geſchichten aus ihrem Leben erzählen, beſonders von dem unvergeſſenen Auguſt, der ſie gewiß geheiratet hätte, wenn er nicht eines Tags mit ihrem Sparkaſſenbuche durchgegangen wäre. Worauf ſie das ganze Männergeſchlecht in den Bann getan und geſchworen hatte, ewig Jungfer zu bleiben. Hieran pflegten ſich mütterliche Ermahnungen zu ſchließen, dem Mannsvolk nie nicht zu trauen und keinem, auch dem Schatze nicht, das Sparkaſſenbuch in die Hände zu geben.

Unter dieſes Kommando trat alſo von Montag ab Miß Sabine. Das erſte war, daß ſie zum Kaffeekochen erſchien, als der Kaffee fertig war. Dann hieß es: Um zehn Uhr Kartoffeln ſchälen. Miß Sabine verſchwand, um für dieſe Aufgabe geeigneten Dreß anzulegen. Um elf Uhr erſchien ſie in Küchenſporttracht mit alten Glaceehandſchuhen an den Händen. — Uoh ſind die Kartoffelrn? ſagte ſie, ohne Jumfer Dorothee eines Blicks zu würdigen.

Wenn Sei de Düften upſtunds ſchälen willn,

werden Sei sik die Fingers nich verkühlen, sagte Jumfer Dorothee.

Verkühlren? fragte Miß Sabine.

Sie sind all int heiße Water. Na dann setzens sik man dal und putzen Sei die Mohrrüben. — Wat? Mit die Hanschken? Herr du meins Lebens! Mit Hanschken Mohrrüben putzen! Nee, Fräulein, die Hanschken trecken Sei man ut. Dats mich tau eklig. Kein Mensch kann wissen, was Sei mit düsse Hanschken all angriepen hebben.

Miß Sabine zog zwar die Handschuhe aus, behandelte aber Jumfer Dorothee mit ausgesprochner Mißachtung und putzte die Mohrrüben mit spitzen Fingern, wie wenn sie Bleistifte zu spitzen gehabt hätte. Die Woche war noch nicht zu Ende, da gab es hellen Aufruhr. Jumfer Dorothee warf ihre Topfdeckel an die Erde, daß es nur so krachte, und erklärte heulend und schreiend, sie ginge fort, und wenn sie fortginge, dann ginge sie ins Wasser. Und eine Kreatur ließe sie sich nicht nennen, und eine Kreatur wäre sie noch von niemand genannt worden, und eine Kreatur wäre sie nie gewesen, und so etwas würde sie mit Gottes Hilfe auch niemals sein.

Muttche mußte wieder Reden halten über Menschenrechte im allgemeinen und die Behandlung der deutschen Dienstboten im besondern, Reden, von denen nur zu wünschen gewesen wäre, daß sie bei Miß Sabine auf mehr Verständnis getroffen hätten. Miß Sabine sagte Ooh yes, konnte aber nicht verstehn, was sie das alles angehe, und war von der Korrektheit ihrer eignen Haltung nach wie vor überzeugt. Endlich wurde auf der Basis Frieden geschlossen, daß Miß Sabine zwar Kaffee kochen, im

übrigen aber in der Küche nichts zu suchen haben sollte.

Jetzt weilte Miß Sabine stundenlang in ihrer Stube. Bis spät am Abend sah man ihr Licht. Was macht sie nur? fragten die neugierigen jungen Mädchen. Man hatte bald heraus, daß sie schrieb, viele Briefe und auch in ein Buch. Als sie einmal schnell abgerufen wurde, schlüpften Hans Huckebein und noch ein paar Gleichgesinnte in ihr Zimmer, um zu spionieren. Auf ihrem Tische lag die Bibel, ein Gebetbuch und ein Schreibheft, auf dessen erster Seite geschrieben war: Impressions and informations from Germany. Kinder, rief Hans Huckebein, hier werden wir schlecht gemacht, und legte das Buch oben auf den Schrank unter eine Hutschachtel. Darauf verschwanden die Übeltäter.

Am Abend pflegte vorgelesen oder Musik gemacht zu werden. „Laura ans Klavier" spielte etwas vor, oder die jungen Mädchen bettelten so lange, bis der Herr Superintendent sein Cello brachte und mit Laura zusammen, obwohl er behauptete, keinen Ton mehr zu können, ganz hübsche Musik machte. Auch hatte die süße Irma eine süße Stimme. Aber jeder wurde nicht herangelassen. Denn der Herr Superintendent, obwohl er nicht anspruchsvoll war, war gegen schlechte Musik empfindlich. Wenn die Sache unter ein gewisses Niveau sank, ging er stillschweigend ab, was als schlechte Zensur sehr gefürchtet wurde.

Nun zeigte sichs, daß auch Miß Sabine musikalisch war, das heißt, daß sie sieben Jahre Unterricht gehabt hatte und sieben Salonstücke spielen konnte, und daß sie auch englische Volksweisen mit wenig

Stimme und viel Gefühl sang. Muttche, die es merkte, wie Miß Sabine mit ihrem Notenhefte umherzog, und der es leid tat, daß sie niemand aufforderte zu spielen, war so unvorsichtig, das kritische Wort zu sprechen. Sogleich nahm Miß Sabine Platz, verwandelte das Klavier in eine Klangtrommel und trug uralte Sachen, den Karneval von Venedig und die Klosterglocken vor. Der Herr Superintendent ging ab. Darauf wünschte sie Irmas Gesang zu begleiten. Irma wehrte sich, aber es half nichts. Also: Schuberts Fischermädchen. Sogleich machte Miß Sabine aus der Begleitung einen Militärmarsch. Irma brach ab.

Uarum singen Sie nicht?

Ich kann nicht. Sie spielen ja ganz falsch.

O nein, ich spielre allres, uas dasteht. Ich habe nicht weggeluassen eine Note.

Als nun Miß Sabine selbst anfing zu singen: Home, sweet home, da erkannte Muttche, daß bis auf weiteres nicht mehr musiziert werden dürfe, und griff nach ihrer Wildermuth. — Oh, Fuau Sjuperlintendent, sagte Miß Sabine, nachdem von den vielen jugendlichen Brautpaaren, die die Wildermuth unter die Haube zu bringen unternommen hatte, kaum eins oder zwei beseitigt waren, uollen wir nicht vorlesen aus diese kueine Buche?

Was haben Sie denn da?

„Kueine Füchse."

Was? — Heiterkeit.

„Kueine Füchse." Oh, sehr ein gutes Buch von Harriet Beecher Stowe. Kennen Sie Harriet Beecher Stowe? Oh in Ingländ die jungen Mädchen luesen so sehr, oh so sehr kueine Füchse.

Frau Superintendent ließ sich das Buch geben, warf einen Blick hinein und fand lange Erörterungen in langen Sätzen über höchst respektable Dinge. Die Sache schien ihr nicht. Ein andermal, Miß Sabine, sagte sie, jetzt sind wir bei der Wildermuth.

Ich fürchte, daß das Bild von Miß Sabine nach dem, was eben erzählt worden ist, doch nicht recht ähnlich werden wird. Sie war nicht so schlecht, als es danach scheinen möchte. Und die jungen Mädchen taten ihr Unrecht, wenn sie sie heimlich einen Pharisäer schalten. Ihr Fehler war, daß sie keine Ahnung davon hatte, daß es auf der Welt auch eine andre Art geben, und zwar berechtigterweise geben könnte, als ihre eigne. Allerdings war sie von ihrer eignen Existenzberechtigung aufs tiefste überzeugt. Und wie Adam und Eva ein Recht hatten auf alles, was im Paradiese war, so glaubte sie an ihr eignes Anrecht auf alles in der Welt, was sich irgend erhaschen ließ. Das war ihr angebornes göttlich-britisches Recht. Im übrigen war sie höflich gegen jedermann mit Ausnahme von Jumfer Dorothee, die sie als dienendes Wesen nicht mitzählte. Sie übte geduldige Nachsicht gegen die jungen Mädchen, deren kleine Unarten und Bosheiten sie ansah wie die Unerzogenheiten einer untergeordneten Rasse. Sie hatte ein christliches Gemüt, las die Bibel und ihr Gebetbuch und war bestrebt, nach christlichem Muster zu handeln, so weit sich das mit ihrem britischen Naturrechte vertrug. Ja sie bot den jungen Mädchen Freundschaft an, wobei sie freilich wenig Gegenliebe fand. Und nachdem sie erkannt hatte, daß in Deutschland die Erziehung der jungen Mädchen im argen liege, glaubte sie ein gutes Werk zu tun,

wenn sie diese jungen Mädchen unter den Einfluß der englischen Literatur brachte. Diesem Zwecke sollten die „Kleinen Füchse" in deutscher Übersetzung dienen. Wir wollen nur gleich sagen, was darunter zu verstehn war. Hoheslied 2, 15 steht geschrieben: Fahet uns die Füchse, die kleinen Füchse, die die Weinberge verderben. Darunter versteht die gelehrte Verfasserin die kleinen Untugenden, die das Zusammenleben der Menschen stören, die sie nun in gründlicher und ausführlicher Weise, eine nach der andern, behandelt, sieben Untugenden, in Summa ein ganzes Buch voll.

Oh, Fuau Sjuperlintendent, sagte Miß Sabine, nachdem wieder ein Wildermuthsches Brautpaar unter Mitgabe etlicher Lebensweisheit beseitigt worden war, die kueinen Füchse! Oh, sie sind sehrl gut für die jungen Mädchen. Erluauben Sie, daß ich jetzt anfange.

Sie fing wirklich an, ohne auf die Unruhe der jungen Mädchen und auf das Stirnrunzeln von Muttche zu achten: Papa, uas uirst du diesen Uinterl zu unserlen Abend—un—ter—hual—tung—en nehmen? sagte Jenny. — Ich habe darlan gedacht, erui—der—te ich, eine Rleihe Haus—prue—dig—ten zu halten überl einen son—derl—ba—ren Text, den ich neulich in einerl alten Ab—hand—lrung auf dem Boden fand.

Weiter kam sie nicht. Von allen Seiten wurden Proteste gegen diese Vorlesung erhoben. — Nein, Miß Sabine, sagte Muttche, so geht das nicht. Geben Sie her, ich werde selbst lesen. — Muttche las also eine Seite nach der andern, lauter gute Lehren, lauter lange Erörterungen, sowie zahlreiche Beispiele

über die Untugend der Tadelsucht. Es wollte kein Ende nehmen. Muttche las mit einem gewissen Heroismus. Miß Sabine hatte ihre großen Hände auf den Tisch gelegt und hörte mit andächtiger Sammlung zu. Rosa Gutherz bemühte sich, sich getroffen zu fühlen. Charlotte, die Verständige, stickte mit fanatischem Eifer, und Hans Huckebein lehnte sich im Stuhle zurück, streckte die Beine aus und — sie war gar nicht bei der Sache — rief an einer besonders eindringlichen Stelle: Süße Irma! Dies ergab eine herzbefreiende Heiterkeit und die Vermahnung von Muttche, man müsse es lernen, ernste Dinge ernsthaft zu behandeln. Endlich war der Gegenstand erschöpft. So, sagte Muttche, damit sei es genug für heute.

Und morgen das nächste Kapiterl, fügte Miß Sabine hinzu.

O nein, nein, riefen die jungen Mädchen, Muttche, bestes Muttche, keine kleinen Füchse mehr!

Nein, Kinder, sagte Muttche, dies einemal sei genug.

Oh, Fuau Sjuperlintendent, ich habe noch ein Buch von demselben author. „Beherl—zigens—wuerl—te Dinge." Aberl es ist schwieriger als die „Kueinen Füchse." Erluauben Sie —

Nein, Miß Sabine, ich erlaube es nicht; das ist nichts für unsere jungen Mädchen.

Aberl in Ingländ alle jungen Mädchen lesen die beherzigenswerten Dinge. Uarum in Deutschland man nicht liest dieses Buch?

Weil Sie in England vermutlich ein größeres Maß Langerweile vertragen können als wir. Nehmen Sie lieber ein paar Bände Wildermuth mit nach England.

Oh nein, sagte Miß Sabine und schlug dabei verschämt die Augen zu Boden, in Ingländ die jungen Mädchen lesen nicht von jungen Männern Liebesgeschichten.

Jetzt wurde aber Muttche ernstlich böse. In England möchten es die jungen Mädchen halten, wie sie wollten, in ihrem Hause habe sie allein zu bestimmen, was sich schicke, und was sich nicht schicke. Und Miß Sabine habe keinen Grund, so zimperlich zu tun, was ihr bei ihrem Alter nicht einmal stehe. Woran sich noch weitere gute Lehren schlossen. Sie flossen jedoch von Miß Sabine ab, wie das Wasser von einer Ente, die im Regen steht.

Miß Sabine war in der Tat nicht leicht zu besiegen. Sie trug von jetzt ab jederzeit die Kleinen Füchse bei sich in der Tasche. Wenn sie eins der jungen Mädchen erwischen konnte, so wurde es in ihr Zimmer geschleppt und mit einer Vorlesung bedacht. Rosa Gutherz hatte ein ganzes Kapitel über Intoleranz anhören müssen. Von da an floh man Miß Sabine und ihr Zimmer, als wenn es sich ums Zahnausziehn gehandelt hätte.

Hört einmal, die will uns bekehren, sagte Hans Huckebein, das finde ich unverschämt.

Ja, sie hält sich für gräßlich fromm. Sie hält sich sogar für frömmer als der Herr Superintendent, sagte eine andre.

Jawohl, sie nimmt ihr Buch mit in die Kirche und liest drin.

Sie ist so fromm, daß sie sich Sonntags nicht einmal anzieht. — Jawohl, sie hat den Mantel gleich über ihren Hausrock gezogen.

Und Abends, wenn sie sich den Magen über-

laden hat, läßt sie sich von Riken ein Senffußbad machen.

Wirklich, der Herr Superintendent entging seinem Schicksal nicht. Miß Sabine steckte ihm die „Beherzigenswerten Dinge" trotz seines Protestes, er habe zu solcher Lektüre keine Zeit, in die Hand und ruhte nicht eher, als bis er erklärt hatte, ja, das Buch sei ungewöhnlich schwerfällig geschrieben und für junge Mädchen ungeeignet.

Hier trat nun ein großes Ereignis ein, Superintendents Felix, der Leutnant, kam auf Urlaub. Ein preußischer Leutnant ist ein eindrucksvolles Phänomen, besonders wenn er ein so hübscher und liebenswürdiger Mensch ist wie Felix, und wenn er wie dieser in der ersten Leutnantsblüte steht. Es ist auch kein psychologischer noch sonstiger Grund vorhanden, warum dieser Eindruck nur auf die germanische Abart des Menschengeschlechts beschränkt sein sollte. So war es also begreiflich, daß in dem Pensionat eine gelinde Aufregung herrschte. Als aber der Herr Leutnant — die jungen Mädchen kannten ihn schon — Miß Sabine vorgestellt wurde, schlug diese die Augen nieder und errötete. Diesesmal aß sie zu Mittag soviel wie nichts. Und Nachmittags ging sie wie traumverloren umher und machte alles verkehrt. Wie nun vollends zutage kam, daß Felix englisch spreche, da war auch sein Schicksal besiegelt. Wo er sich sehen ließ, tauchte auch Miß Sabine auf. Daß dies geschah, weil sie errötend seinen Spuren folgte, war klar. Aber was hatte Felix bei diesem schlechten Wetter im Garten zu suchen oder auf dem Kirchhof oder in der Küche, wo man gerade Erbsen auslas? Miß Sabine deutete es sich zu ihrem Vor-

teil, indem sie glaubte, er wolle ihr Gelegenheit zu einer Aussprache geben. Dennoch war es unverkennbar, daß er sich bemühte, seine Verehrerin abzuschütteln. Aber wer hätte Miß Sabine abschütteln können? Die jungen Mädchen waren aufmerksam geworden, lugten durch alle Fenster und Türen und beobachteten mit großer Begeisterung, wie Felix im Garten erschien, und bald darauf Miß Sabine ankam, und Miß Sabine den tapfern Leutnant attakierte, und der tapfre Leutnant ausriß. Merkwürdigerweise war die süße Irma in solchen Augenblicken nirgends zu sehen.

Frau Superintendent konnte nicht umhin, ihren lieben Mann bei der Arbeit zu stören, indem sie ihm einen längern Vortrag hielt über die Schwierigkeiten, in die sie mit ihren Erziehungsgrundsätzen Miß Sabine gegenüber geraten war. — Was aber das schlimmste ist, schloß sie, sie verdirbt mir den Ton im Hause, sie verdirbt mir meine Mädchen. Ich weiß nicht, was in die Kinder gefahren ist. Auch der Rosenbund ist entzwei. Jetzt haben sie einen Schokoladenbund gegründet, mit der Verpflichtung, wer sich zuerst verlobt, hat jeder andern eine Tafel Schokolade zu geben. Natürlich redet man von nichts anderm als von Verlobung und Schokolade.

Der Superintendent lachte. Sieh doch, sagte er, der britische Realismus macht Schule.

Du lachst, erwiderte Frau Superintendent, aber mir ist das alles gar nicht recht. Wenn ich nur diese Miß Sabine wieder los wäre.

So kündige ihr doch zum nächsten Ersten.

Frau Superintendent rang die Hände. Es war

ihr schrecklich, jemand aus dem Hause zu weisen, sie konnte es nicht über sich gewinnen.

Nun so mache ihr begreiflich, daß sie hier zuviel zahlen muß, oder daß es hier zu kalt ist, oder daß sie nicht satt wird, dann geht sie ganz allein.

Dies schien Frau Superintendent ein durchführbarer Plan zu sein. — Miß Sabine, sagte sie bei der nächsten Gelegenheit, ich vermute, daß Ihnen der Pensionspreis zu hoch ist. Wenn Sie sich nun nach einer andern Pension umsähen . . .

Oh, sagte Miß Sabine, ich werde spuechen mit den jungen Mädchen englisch, und Sie können herabsetzen die Pension.

So war es freilich nicht gemeint gewesen. — Nein, fuhr Muttche fort, ich habe den Eindruck, es gefällt Ihnen nicht bei uns.

Oh, uonderfull! erwiderte Miß Sabine, indem sie schwärmerisch die Augen gen Himmel schlug.

Ich meine, daß es Ihnen hier zu kalt ist, und daß Ihnen unsre Einrichtungen nicht gefallen.

Oh, uonderfull! sagte Miß Sabine und sah ganz verklärt aus. Ich hoffe zu bleiben immer in Deutschland. Hoffen Sie nicht auch? Sie rückte Frau Superintendent auf den Leib und machte Augen, daß es ihr ganz unheimlich wurde.

Am andern Tage lag ein Gewitter in der Luft, ein Ereignis, das zur Explosion drängte. Der Telegraphenbote war schon um acht Uhr da und kam den ganzen Vormittag nicht von der Landstraße zwischen Waltersroda und der Station. Im Zimmer des Herrn Superintendenten fanden lange Konferenzen statt. Miß Sabine schweifte einsam um das Haus. Als man sich Nachmittags zum Kaffee ver-

teil, indem sie glaubte, er wolle ihr Gelegenheit zu einer Aussprache geben. Dennoch war es unverkennbar, daß er sich bemühte, seine Verehrerin abzuschütteln. Aber wer hätte Miß Sabine abschütteln können? Die jungen Mädchen waren aufmerksam geworden, lugten durch alle Fenster und Türen und beobachteten mit großer Begeisterung, wie Felix im Garten erschien, und bald darauf Miß Sabine ankam, und Miß Sabine den tapfern Leutnant attakierte, und der tapfre Leutnant ausriß. Merkwürdigerweise war die süße Irma in solchen Augenblicken nirgends zu sehen.

Frau Superintendent konnte nicht umhin, ihren lieben Mann bei der Arbeit zu stören, indem sie ihm einen längern Vortrag hielt über die Schwierigkeiten, in die sie mit ihren Erziehungsgrundsätzen Miß Sabine gegenüber geraten war. — Was aber das schlimmste ist, schloß sie, sie verdirbt mir den Ton im Hause, sie verdirbt mir meine Mädchen. Ich weiß nicht, was in die Kinder gefahren ist. Auch der Rosenbund ist entzwei. Jetzt haben sie einen Schokoladenbund gegründet, mit der Verpflichtung, wer sich zuerst verlobt, hat jeder andern eine Tafel Schokolade zu geben. Natürlich redet man von nichts anderm als von Verlobung und Schokolade.

Der Superintendent lachte. Sieh doch, sagte er, der britische Realismus macht Schule.

Du lachst, erwiderte Frau Superintendent, aber mir ist das alles gar nicht recht. Wenn ich nur diese Miß Sabine wieder los wäre.

So kündige ihr doch zum nächsten Ersten.

Frau Superintendent rang die Hände. Es war

ihr schrecklich, jemand aus dem Hause zu weisen, sie konnte es nicht über sich gewinnen.

Nun so mache ihr begreiflich, daß sie hier zuviel zahlen muß, oder daß es hier zu kalt ist, oder daß sie nicht satt wird, dann geht sie ganz allein.

Dies schien Frau Superintendent ein durchführbarer Plan zu sein. — Miß Sabine, sagte sie bei der nächsten Gelegenheit, ich vermute, daß Ihnen der Pensionspreis zu hoch ist. Wenn Sie sich nun nach einer andern Pension umsähen ...

Oh, sagte Miß Sabine, ich werde spuechen mit den jungen Mädchen englisch, und Sie können herabsetzen die Pension.

So war es freilich nicht gemeint gewesen. — Nein, fuhr Muttche fort, ich habe den Eindruck, es gefällt Ihnen nicht bei uns.

Oh, uonderfull! erwiderte Miß Sabine, indem sie schwärmerisch die Augen gen Himmel schlug.

Ich meine, daß es Ihnen hier zu kalt ist, und daß Ihnen unsre Einrichtungen nicht gefallen.

Oh, uonderfull! sagte Miß Sabine und sah ganz verklärt aus. Ich hoffe zu bleiben immer in Deutschland. Hoffen Sie nicht auch? Sie rückte Frau Superintendent auf den Leib und machte Augen, daß es ihr ganz unheimlich wurde.

Am andern Tage lag ein Gewitter in der Luft, ein Ereignis, das zur Explosion drängte. Der Telegraphenbote war schon um acht Uhr da und kam den ganzen Vormittag nicht von der Landstraße zwischen Waltersroda und der Station. Im Zimmer des Herrn Superintendenten fanden lange Konferenzen statt. Miß Sabine schweifte einsam um das Haus. Als man sich Nachmittags zum Kaffee ver-

Stimme und viel Gefühl sang. Muttche, die es merkte, wie Miß Sabine mit ihrem Notenhefte umherzog, und der es leid tat, daß sie niemand aufforderte zu spielen, war so unvorsichtig, das kritische Wort zu sprechen. Sogleich nahm Miß Sabine Platz, verwandelte das Klavier in eine Klangtrommel und trug uralte Sachen, den Karneval von Venedig und die Klosterglocken vor. Der Herr Superintendent ging ab. Darauf wünschte sie Irmas Gesang zu begleiten. Irma wehrte sich, aber es half nichts. Also: Schuberts Fischermädchen. Sogleich machte Miß Sabine aus der Begleitung einen Militärmarsch. Irma brach ab.

Uarum singen Sie nicht?

Ich kann nicht. Sie spielen ja ganz falsch.

O nein, ich spielre allres, uas dasteht. Ich habe nicht weggeluassen eine Note.

Als nun Miß Sabine selbst anfing zu singen: Home, sweet home, da erkannte Muttche, daß bis auf weiteres nicht mehr musiziert werden dürfe, und griff nach ihrer Wildermuth. — Oh, Fuau Sjuperlintendent, sagte Miß Sabine, nachdem von den vielen jugendlichen Brautpaaren, die die Wildermuth unter die Haube zu bringen unternommen hatte, kaum eins oder zwei beseitigt waren, uollen wir nicht vorlesen aus diese kueine Buche?

Was haben Sie denn da?

„Kueine Füchse."

Was? — Heiterkeit.

„Kueine Füchse." Oh, sehr ein gutes Buch von Harriet Beecher Stowe. Kennen Sie Harriet Beecher Stowe? Oh in Ingländ die jungen Mädchen luesen so sehr, oh so sehr kueine Füchse.

Frau Superintendent ließ sich das Buch geben, warf einen Blick hinein und fand lange Erörterungen in langen Sätzen über höchst respektable Dinge. Die Sache schien ihr nicht. Ein andermal, Miß Sabine, sagte sie, jetzt sind wir bei der Wildermuth.

Ich fürchte, daß das Bild von Miß Sabine nach dem, was eben erzählt worden ist, doch nicht recht ähnlich werden wird. Sie war nicht so schlecht, als es danach scheinen möchte. Und die jungen Mädchen taten ihr Unrecht, wenn sie sie heimlich einen Pharisäer schalten. Ihr Fehler war, daß sie keine Ahnung davon hatte, daß es auf der Welt auch eine andre Art geben, und zwar berechtigterweise geben könnte, als ihre eigne. Allerdings war sie von ihrer eignen Existenzberechtigung aufs tiefste überzeugt. Und wie Adam und Eva ein Recht hatten auf alles, was im Paradiese war, so glaubte sie an ihr eignes Anrecht auf alles in der Welt, was sich irgend erhaschen ließ. Das war ihr angebornes göttlich-britisches Recht. Im übrigen war sie höflich gegen jedermann mit Ausnahme von Jumfer Dorothee, die sie als dienendes Wesen nicht mitzählte. Sie übte geduldige Nachsicht gegen die jungen Mädchen, deren kleine Unarten und Bosheiten sie ansah wie die Unerzogenheiten einer untergeordneten Rasse. Sie hatte ein christliches Gemüt, las die Bibel und ihr Gebetbuch und war bestrebt, nach christlichem Muster zu handeln, so weit sich das mit ihrem britischen Naturrechte vertrug. Ja sie bot den jungen Mädchen Freundschaft an, wobei sie freilich wenig Gegenliebe fand. Und nachdem sie erkannt hatte, daß in Deutschland die Erziehung der jungen Mädchen im argen liege, glaubte sie ein gutes Werk zu tun,

wenn sie diese jungen Mädchen unter den Einfluß der englischen Literatur brachte. Diesem Zwecke sollten die „Kleinen Füchse" in deutscher Übersetzung dienen. Wir wollen nur gleich sagen, was darunter zu verstehn war. Hoheslied 2, 15 steht geschrieben: Fahet uns die Füchse, die kleinen Füchse, die die Weinberge verderben. Darunter versteht die gelehrte Verfasserin die kleinen Untugenden, die das Zusammenleben der Menschen stören, die sie nun in gründlicher und ausführlicher Weise, eine nach der andern, behandelt, sieben Untugenden, in Summa ein ganzes Buch voll.

Oh, Fuau Sjuperlintendent, sagte Miß Sabine, nachdem wieder ein Wildermuthsches Brautpaar unter Mitgabe etlicher Lebensweisheit beseitigt worden war, die kueinen Füchse! Oh, sie sind sehrl gut für die jungen Mädchen. Erluauben Sie, daß ich jetzt anfange.

Sie fing wirklich an, ohne auf die Unruhe der jungen Mädchen und auf das Stirnrunzeln von Muttche zu achten: Papa, uas uirst du diesen Uinterl zu unserlen Abend—un—ter—hual—tung—en nehmen? sagte Jenny. — Ich habe darlan gedacht, erui—der—te ich, eine Reihe Haus—prue—dig—ten zu halten überl einen son—derl—ba—ren Text, den ich neulich in einerl alten Ab—hand—lrung auf dem Boden fand.

Weiter kam sie nicht. Von allen Seiten wurden Proteste gegen diese Vorlesung erhoben. — Nein, Miß Sabine, sagte Muttche, so geht das nicht. Geben Sie her, ich werde selbst lesen. — Muttche las also eine Seite nach der andern, lauter gute Lehren, lauter lange Erörterungen, sowie zahlreiche Beispiele

über die Untugend der Tadelsucht. Es wollte kein Ende nehmen. Muttche las mit einem gewissen Heroismus. Miß Sabine hatte ihre großen Hände auf den Tisch gelegt und hörte mit andächtiger Sammlung zu. Rosa Gutherz bemühte sich, sich getroffen zu fühlen. Charlotte, die Verständige, stickte mit fanatischem Eifer, und Hans Huckebein lehnte sich im Stuhle zurück, streckte die Beine aus und — sie war gar nicht bei der Sache — rief an einer besonders eindringlichen Stelle: Süße Irma! Dies ergab eine herzbefreiende Heiterkeit und die Vermahnung von Muttche, man müsse es lernen, ernste Dinge ernsthaft zu behandeln. Endlich war der Gegenstand erschöpft. So, sagte Muttche, damit sei es genug für heute.

Und morgen das nächste Kapiterl, fügte Miß Sabine hinzu.

O nein, nein, riefen die jungen Mädchen, Muttche, bestes Muttche, keine kleinen Füchse mehr!

Nein, Kinder, sagte Muttche, dies einemal sei genug.

Oh, Fuau Sjuperlintendent, ich habe noch ein Buch von demselben author. „Beherl—zigens—wuerl—te Dinge." Aberl es ist schwieriger als die „Kueinen Füchse." Erluauben Sie —

Nein, Miß Sabine, ich erlaube es nicht; das ist nichts für unsere jungen Mädchen.

Aberl in Ingländ alle jungen Mädchen lesen die beherzigenswerten Dinge. Uarum in Deutschland man nicht liest dieses Buch?

Weil Sie in England vermutlich ein größeres Maß Langerweile vertragen können als wir. Nehmen Sie lieber ein paar Bände Wildermuth mit nach England.

Oh nein, sagte Miß Sabine und schlug dabei verschämt die Augen zu Boden, in Ingländ die jungen Mädchen lesen nicht von jungen Männern Liebesgeschichten.

Jetzt wurde aber Muttche ernstlich böse. In England möchten es die jungen Mädchen halten, wie sie wollten, in ihrem Hause habe sie allein zu bestimmen, was sich schicke, und was sich nicht schicke. Und Miß Sabine habe keinen Grund, so zimperlich zu tun, was ihr bei ihrem Alter nicht einmal stehe. Woran sich noch weitere gute Lehren schlossen. Sie flossen jedoch von Miß Sabine ab, wie das Wasser von einer Ente, die im Regen steht.

Miß Sabine war in der Tat nicht leicht zu besiegen. Sie trug von jetzt ab jederzeit die Kleinen Füchse bei sich in der Tasche. Wenn sie eins der jungen Mädchen erwischen konnte, so wurde es in ihr Zimmer geschleppt und mit einer Vorlesung bedacht. Rosa Gutherz hatte ein ganzes Kapitel über Intoleranz anhören müssen. Von da an floh man Miß Sabine und ihr Zimmer, als wenn es sich ums Zahnausziehn gehandelt hätte.

Hört einmal, die will uns bekehren, sagte Hans Huckebein, das finde ich unverschämt.

Ja, sie hält sich für gräßlich fromm. Sie hält sich sogar für frömmer als der Herr Superintendent, sagte eine andre.

Jawohl, sie nimmt ihr Buch mit in die Kirche und liest drin.

Sie ist so fromm, daß sie sich Sonntags nicht einmal anzieht. — Jawohl, sie hat den Mantel gleich über ihren Hausrock gezogen.

Und Abends, wenn sie sich den Magen über-

laden hat, läßt sie sich von Riken ein Senffußbad machen.

Wirklich, der Herr Superintendent entging seinem Schicksal nicht. Miß Sabine steckte ihm die „Beherzigenswerten Dinge" trotz seines Protestes, er habe zu solcher Lektüre keine Zeit, in die Hand und ruhte nicht eher, als bis er erklärt hatte, ja, das Buch sei ungewöhnlich schwerfällig geschrieben und für junge Mädchen ungeeignet.

Hier trat nun ein großes Ereignis ein, Superintendents Felix, der Leutnant, kam auf Urlaub. Ein preußischer Leutnant ist ein eindrucksvolles Phänomen, besonders wenn er ein so hübscher und liebenswürdiger Mensch ist wie Felix. und wenn er wie dieser in der ersten Leutnantsblüte steht. Es ist auch kein psychologischer noch sonstiger Grund vorhanden, warum dieser Eindruck nur auf die germanische Abart des Menschengeschlechts beschränkt sein sollte. So war es also begreiflich, daß in dem Pensionat eine gelinde Aufregung herrschte. Als aber der Herr Leutnant — die jungen Mädchen kannten ihn schon — Miß Sabine vorgestellt wurde, schlug diese die Augen nieder und errötete. Diesesmal aß sie zu Mittag soviel wie nichts. Und Nachmittags ging sie wie traumverloren umher und machte alles verkehrt. Wie nun vollends zutage kam, daß Felix englisch spreche, da war auch sein Schicksal besiegelt. Wo er sich sehen ließ, tauchte auch Miß Sabine auf. Daß dies geschah, weil sie errötend seinen Spuren folgte, war klar. Aber was hatte Felix bei diesem schlechten Wetter im Garten zu suchen oder auf dem Kirchhof oder in der Küche, wo man gerade Erbsen auslas? Miß Sabine deutete es sich zu ihrem Vor-

teil, indem sie glaubte, er wolle ihr Gelegenheit zu einer Aussprache geben. Dennoch war es unverkennbar, daß er sich bemühte, seine Verehrerin abzuschütteln. Aber wer hätte Miß Sabine abschütteln können? Die jungen Mädchen waren aufmerksam geworden, lugten durch alle Fenster und Türen und beobachteten mit großer Begeisterung, wie Felix im Garten erschien, und bald darauf Miß Sabine ankam, und Miß Sabine den tapfern Leutnant attakierte, und der tapfre Leutnant ausriß. Merkwürdigerweise war die süße Irma in solchen Augenblicken nirgends zu sehen.

Frau Superintendent konnte nicht umhin, ihren lieben Mann bei der Arbeit zu stören, indem sie ihm einen längern Vortrag hielt über die Schwierigkeiten, in die sie mit ihren Erziehungsgrundsätzen Miß Sabine gegenüber geraten war. — Was aber das schlimmste ist, schloß sie, sie verdirbt mir den Ton im Hause, sie verdirbt mir meine Mädchen. Ich weiß nicht, was in die Kinder gefahren ist. Auch der Rosenbund ist entzwei. Jetzt haben sie einen Schokoladenbund gegründet, mit der Verpflichtung, wer sich zuerst verlobt, hat jeder andern eine Tafel Schokolade zu geben. Natürlich redet man von nichts anderm als von Verlobung und Schokolade.

Der Superintendent lachte. Sieh doch, sagte er, der britische Realismus macht Schule.

Du lachst, erwiderte Frau Superintendent, aber mir ist das alles gar nicht recht. Wenn ich nur diese Miß Sabine wieder los wäre.

So kündige ihr doch zum nächsten Ersten.

Frau Superintendent rang die Hände. Es war

ihr schrecklich, jemand aus dem Hause zu weisen, sie konnte es nicht über sich gewinnen.

Nun so mache ihr begreiflich, daß sie hier zuviel zahlen muß, oder daß es hier zu kalt ist, oder daß sie nicht satt wird, dann geht sie ganz allein.

Dies schien Frau Superintendent ein durchführbarer Plan zu sein. — Miß Sabine, sagte sie bei der nächsten Gelegenheit, ich vermute, daß Ihnen der Pensionspreis zu hoch ist. Wenn Sie sich nun nach einer andern Pension umsähen ...

Oh, sagte Miß Sabine, ich werde spuechen mit den jungen Mädchen englisch, und Sie können herabsetzen die Pension.

So war es freilich nicht gemeint gewesen. — Nein, fuhr Muttche fort, ich habe den Eindruck, es gefällt Ihnen nicht bei uns.

Oh, uonderfull! erwiderte Miß Sabine, indem sie schwärmerisch die Augen gen Himmel schlug.

Ich meine, daß es Ihnen hier zu kalt ist, und daß Ihnen unsre Einrichtungen nicht gefallen.

Oh, uonderfull! sagte Miß Sabine und sah ganz verklärt aus. Ich hoffe zu bleiben immer in Deutschland. Hoffen Sie nicht auch? Sie rückte Frau Superintendent auf den Leib und machte Augen, daß es ihr ganz unheimlich wurde.

Am andern Tage lag ein Gewitter in der Luft, ein Ereignis, das zur Explosion drängte. Der Telegraphenbote war schon um acht Uhr da und kam den ganzen Vormittag nicht von der Landstraße zwischen Waltersroda und der Station. Im Zimmer des Herrn Superintendenten fanden lange Konferenzen statt. Miß Sabine schweifte einsam um das Haus. Als man sich Nachmittags zum Kaffee ver-

sammelte, erschien Felix, am Arme die süße Irma führend, und stellte der Versammlung seine Braut vor. Das Ereignis wirkte wie ein Donnerschlag. Atemloses Schweigen, und darauf ein großes Geschrei. Alle fielen über Irma her, die so der Mittelpunkt einer drängenden Mädchenschar wurde, wie Parzifal unter den Blumenmädchen. Im Hintergrunde schwenkte Hans Huckebein die Fahne des Schokoladenbundes, die aus lauter Schokoladenumschlägen zusammengeklebt war, und rief begeistert: Schokolade! Schokolade! Als sich die Aufregung gelegt hatte, hatten sie es alle schon gewußt, daß sich die süße Irma mit dem süßen Felix verloben werde.

Aber bei Miß Sabine hatte es eingeschlagen. Sie war verschwunden und kam auch nicht wieder zum Vorschein. Am nächsten Tage reiste sie ab, nachdem sie noch Abends zuvor Rosa Gutherz zur Vertrauten erkoren und ihr bis tief in die Nacht hinein ihr Herz ausgeschüttet und ihr unter vielen Tränen die traurige Geschichte ihrer Jugend erzählt hatte.

Als sie samt ihrem Riesenkoffer in der Pastorenkutsche abgereist war, zog der Engel des Friedens wieder in die Pension ein. Noch an demselben Abend fand die Erneuerung des Rosenbundes und der Gelübde ewiger Treue und zahlloser Ansichtspostkarten statt.

Im nächsten Missionsnähen kam man natürlich auf die Verlobung in Superintendents Pensionat zu sprechen, und Frau Pastor Knackstiefel sagte mit großem Nachdruck: Wie *kann* man nur so etwas in seinem *Hause* dulden. Ich *kann* Superinten-

dents wirklich nicht begreifen. Die jungen Mädchen werden doch nicht dazu in die Penſion gegeben, daß ſie ſich mit den Penſionsſöhnen verloben. Und nun gar ſo ein Goldfiſch wie Irma Frederik. Ich würde das in meinem Hauſe und bei meinem Ferdinand niemals geduldet haben.

Ihren Ferdinand würde Irma wohl auch nicht genommen haben, meine liebe Frau Paſtor, ſagte Frau Emmerich, die die Gabe hatte, den Leuten mit freundlicher Dreiſtigkeit Unangenehmes zu ſagen.

9

Dornen

Der Morgen kam herauf und ſchien durch die Fenſtervorhänge der Wohnung des Leutnants von Crottorf. Eine brennende Lampe ſtand auf dem Klavier, und vor dem Inſtrument ſaß der Leutnant und ſchrieb Noten, wobei er ab und zu mit dem Finger auf die Taſten tippte. Die Tür tat ſich auf; es erſchien des Leutnants Burſche mit ſeines Herrn Stiefeln. Er blieb, die Stiefel unterm Arm, in der Tür ſtehn und ſah ſich um. Er konnte durch die offne Tür in das Schlafzimmer ſehen und wahrnehmen, daß ſeines Herrn Bett unberührt war, worüber er kummervoll den Kopf ſchüttelte.

Herr Leutnant, ſagte der Burſche. — Der Leutnant hörte nicht. — Herr Leutnant, die Stiefel.

Der Leutnant ſtrich ſich über die Stirn, wunderte ſich, daß der Tag durch die Fenſter ſchaute, und ſagte: Es iſt gut, Friedrich.

Herr Leutnant haben wieder das Bette nicht angerührt, ſagte der Burſche. Es iſt mir nur, weil

der Herr Leutnant der gnädigen Frau Mutter versprochen haben, nicht wieder die Nacht durchzuarbeiten.

Ja ja, Friedrich, sagte der Leutnant; aber ich konnte nicht anders, ich mußte, ich mußte.

Der Bursche schien nicht einzusehen, warum ein Mensch die ganze Nacht außer Bett zubringen und auf dem Klavier herumtippen müsse. — Es ist mir nur, fuhr er fort, weil heute Felddienst ist, und der Herr Leutnant könnten schlapp werden.

Hast du je gesehen, erwiderte der Leutnant, daß ich schlapp geworden wäre? Geh, hol Wasser.

Bei der Felddienstübung ging es nicht gelinde zu. Der Herr Major jagte sein Bataillon in weitem Bogen halb um die Stadt herum, aber Leutnant Crottorf zeigte sich stramm und schneidig wie immer.

* * *

In der Kaiserstraße Nummer 128, in der besten Geschäftslage der Stadt, da wo ein Strom von Menschen von früh bis zum Abend vorüberflutete, lag das Musikaliengeschäft von Angelo Bambus. Hier war der musikalische Mittelpunkt der Stadt, hier wurde täglich um die Mittagszeit eine Art musikalischer Börse abgehalten, hier erschienen jährlich einige Dutzend neuer Musikalien mit schönen Titelbildern. Der Inhaber dieses Geschäfts war ein kleiner Mann mit einem großen Kopfe, mit mopsartigen Zügen, einer wasserköpfigen Stirn und einem gewaltigen Haarschopfe. Angelo Bambus war auf diesen Kopf sehr stolz und hörte es gern, wenn ihn seine Freunde einen Beethovenkopf nannten.

Eines Mittags kam mit dem Strome der

Menſchen ein Leutnant daher, der eine Papierrolle in der Hand trug. Der Leutnant blieb vor dem Schaufenſter der Muſikalienhandlung ſtehn und betrachtete die dort ausgeſtellten Violinen und Metronome angelegentlich. Dann ging er weiter. Kurz darauf war er wieder da und beſah ſich die Ausſtellung aufs neue. Darauf gab er ſich ſichtbar einen Ruck, trat ein und fragte nach Herrn Angelo Bambus. Man wies ihn zum Kontor, das heißt, man zeigte ihm einen dämmrigen Winkel im Hintergrunde des Ladens, wo hinter einem wilden Haufen von Papieren und zwiſchen hohen Stößen von Noten der Haarbuſch des Beethovenkopfes zu ſehen war. Der Leutnant ging mit etwas zögernden Schritten dorthin, nannte ſeinen Namen: von Crottorf, und wurde gebeten, Platz zu nehmen, worauf ſich Angelo Bambus erwartungsvoll in ſeinen Stuhl zurücklehnte und den gekrümmten Zeigefinger nachdenklich unter die Naſe legte, was ihm einmal an einem Denkmale Carl Maria von Webers beſonders gefallen hatte.

Der Leutnant bat mit etwas ſtockender Stimme um Verzeihung, wenn er geſtört haben ſollte, und ſagte, indem er ſeine Papierrolle auf den Haufen Papiere legte, er habe da etwas geſchrieben. Es ſei allerdings nur eine Anfängerarbeit, aber er nehme ſich die Freiheit, ſie Herrn Bambus zu unterbreiten mit der Bitte, ſie einer freundlichen Durchſicht würdigen zu wollen. — Herr von Crottorf wußte nicht, daß er die Formel brauchte, mit der man einem Verleger oder einem Redakteur eine Arbeit zum Druck anbietet.

Angelo Bambus wickelte das Paket auf, nahm ein Notenheft heraus, warf einen prüfenden Blick

hinein und ſagte mit einer Beſtimmtheit, die keinen Widerſpruch duldete: Dies iſt für Pianoforte!

Gewiß, antwortete beſcheiden der Leutnant.

Angelo Bambus fuhr fort zu prüfen, zählte die Seiten und Takte, multiplizierte die Zahlen und ſagte: Für eine Sonate iſt das Opus zu klein; eine Sonate muß mindeſtens zwölf Platten haben. Aber man könnte ja eine Sonatine daraus machen.

Ich hatte daran gedacht, erwiderte Herr von Crottorf, das Stück „Bekenntniſſe" zu nennen.

Geht auch, geht auch, ſagte Angelo Bambus. Iſt ſogar beſſer. Und dann ein hübſches Bild auf der Titelſeite, Kapelle, Büßerin uſw., dann weiß doch gleich das Publikum, was es an der Sache hat.

Angelo Bambus wandte ſich wieder dem Manuſkripte zu, ja er fing an, hier und da mit Rotſtift einen Strich zu machen oder einen Violinſchlüſſel beſſer auszuziehen. Dabei überlegte er im ſtillen, welchem von ſeinen beiden Gutachtern er das Manuſkript überſenden ſollte. Denn er hatte zwei Sachverſtändige an der Hand, Herrn Adolf Pflaumel und Herrn Doktor Knopploch. Und er tat ſich nicht wenig darauf zugute, nicht unter, ſondern über ſeinen beiden Beratern zu ſtehn. Denn wenn ihm eine Kompoſition übergeben wurde, zu der er keine Meinung hatte, weil ihm etwa der Titel nicht einleuchtete, oder weil ſie zu viel Kreuze als Vorzeichnung hatte, was er nicht leiden konnte, ſo ſandte er ſie Doktor Knopploch zu, der unter zehn Fällen ſicher neunmal ablehnte. Hatte er aber aus perſönlichen oder geſchäftlichen Gründen zu einer Sache Luſt, ſo bekam ſie Adolf Pflaumel. Dieſer war ein freundlicher alter Herr, der zwar ein tüchtiger Muſiker war, aber

mehr aus Liebhaberei als im Berufe die Kunst übte, und der sich, wenn es irgend möglich war, lieber hinsetzte und eine fehlerhafte Komposition korrigierte, als daß er sie ablehnte. Weil sich nun der Name von Crottorf auf dem Titel hübsch vornehm machte, und weil die ganze Komposition in C-dur geschrieben war, neigte Bambus dazu, sie Pflaumel zu übergeben. — Es sind ja, wandte er sich an Crottorf, in Ihrem Werke Fehler und Mängel, aber das wird vor dem Drucke alles ins Lot gebracht.

Ich dachte nicht daran, entgegnete Crottorf, meine Komposition in Druck zu geben. Es ist eine Anfängerarbeit. Ich bin hier fremd und wußte nicht, an wen ich mich wenden sollte, ich wollte nur bitten —

Nur keine falsche Bescheidenheit, sagte Herr Angelo Bambus mit entschiedner Handbewegung. Jeder Meister hat mit Opus 1 angefangen, und was anfänglich nicht gut ist, das wird später besser. Aber freilich, mein Herr, Honorare verdient man mit Anfängerarbeiten nicht. Sie werden darauf verzichten, ja Sie werden Opfer bringen müssen. — Herr Angelo Bambus nannte eine Summe, bei der er auf seine Rechnung gekommen wäre, auch wenn er nicht ein einziges Exemplar abgesetzt hätte. Das Musikaliengeschäft ist schlecht, fuhr er fort, und die Herstellung der Noten ist überaus kostspielig. Sehen Sie hier: Rondo für Klavier und Cello von Adolf Pflaumel Opus 43. Kennen Sie Adolf Pflaumel?

Herr von Crottorf kannte ihn nicht.

Großartig, sage ich Ihnen, fuhr Bambus fort, wird auf allen Soireen bei Geheimrat Pitthorns gespielt. Hat auch kein Honorar bekommen. Zehn

Freiexemplare! Ist damit ganz anständig bezahlt. Und das ist Opus 43 eines Meisters. Also lassen Sie Ihr Manuskript nur hier, ich werde es eingehend prüfen. — Darauf machte er Herrn von Crottorf, der sein Manuskript doch lieber wieder mitgenommen hätte, eine glänzende Schilderung von der Größe und dem Werte seines Musikalienverlags und ließ durchblicken, daß sich ein Anfänger glücklich schätzen müsse, bei einem solchen Verleger, wie er einer sei, anzukommen.

Herr von Crottorf erhob sich und empfahl sich mit der Versicherung seines heißen Dankes.

Bald darauf, es war die Stunde der musikalischen Börse, erschien ein Herr mit Schlapphut, scharfer Brille und nervenroter Nase, dem man den gestrengen Herrn Kritiker leicht ansah. Er grüßte die jungen Leute hinterm Ladentische mit einer Handbewegung, schnüffelte überall herum und wandte sich dann der geheiligten Ecke zu, in der der Schopf des Beethovenkopfs hinter dem Haufen von Papieren wackelte.

Tag, Bambüseken, sagte er. Was neues? Pflaumel schon dagewesen?

Bambüseken brummte etwas und ließ sich nicht stören.

Was haben Sie denn da? sagte der Kritiker, es war der schon erwähnte Doktor Knopploch, und nahm die oben auf den Papieren liegende Notenrolle in die Hand.

Eine vielversprechende Arbeit eines jungen Offiziers, erwiderte Bambus mit Wichtigkeit.

Wohl von dem, der da vorn steht?

Nein, den Herrn kenne ich nicht. Es war ein Herr von Crottorf, ein sehr netter und bescheidner Herr.

Doktor Knopploch schob seine Brille auf die Stirn und las. Je länger er las, desto mehr verfinsterten sich seine Mienen. Dann schleuderte er das Manuskript auf den Tisch, als wenn er etwas unsaubres angefaßt hätte, und schrie: Ist denn der Mensch verrückt? Sehen Sie mal hier! C es g als, eine völlig unentdeckte Harmonie! und hier eine ganze Tonleiter falscher Quinten und Oktaven. — Woran sich eine gesalzne Strafpredigt schloß gegen den blutigen Dilettantismus und gegen Leutnants, die glaubten, alles zu verstehn, wenn sie ein Monocle ins Auge kneifen und die Kniee durchdrücken könnten. — Sie wollen doch nicht etwa, schloß er, den Blödsinn drucken?

Ich will einmal sehen, antwortete Bambus mit Haltung. Übrigens ist mir das Werk auch nur mit der Bitte um ein sachverständiges Urteil übergeben worden.

Ihnen? Bambüseken, Ihnen? fragte Doktor Knopploch und machte eine sarkastische Miene. Angelo Bambus bemerkte es, ärgerte sich und beschloß, nun erst recht das Manuskript an Pflaumel zu senden.

* * *

Es war heiß an diesem Tage. Am Abend gab es im Militärkasino Bowle.

Die Herren hatten auf der Terrasse Platz genommen, im Hintergrunde saßen Leutnant von Crottorf und Kamerad von Stemmern, der Bataillonsadjutant.

Sagen Sie mal, Crottorf, sagte Kamerad Stemmern, Sie komponieren doch nicht etwa?

Crottorf war überrascht, und zwar nicht ange-

nehm überraſcht. Wer hat Ihnen das geſagt? antwortete er.

Geſagt hat mirs niemand, fuhr der Kamerad fort, aber ich war heute Mittag bei Bambus, um für die Gnädige Noten zu beſtellen. Da war ein Menſch mit einer unangenehmen Viſage. Ich erinnere mich übrigens, ihn wiederholt in Konzerten geſehen zu haben. Der Menſch ſchimpfte wie ein Rohrſpatz. Ich glaube, ich habe dabei Ihren Namen nennen hören.

Crottorf bemühte ſich gelaſſen auszuſehen, aber es zog ein Schatten über ſein Geſicht, und er holte tief Atem wie einer, der einen Schmerz bekämpft.

Es war mir eine unangenehme Empfindung, fuhr Stemmern fort, zu denken, daß Sie gemeint ſeien. Sagen Sie mal, Kamerad, warum ſetzen Sie ſich dem aus? Sie haben es doch nicht nötig, und was man nicht nötig hat, das ſoll man doch laſſen.

Wenn ich das könnte! erwiderte Crottorf betrübt, ich hätte es längſt gelaſſen. Aber es hält mich feſt, ich kann nicht anders.

Na ja, fuhr Stemmern fort, man iſt ja auch beim Militär nicht auf Roſen gebettet, und wenn der Herr Oberſt ſeinen ſchlimmen Tag hat, dann gehts auch nicht in der Tonart eines Briefſtellers für Liebende zu. Aber das bleibt doch unter Kameraden und trifft doch auch nur den Rock. Aber ſich vom erſten beſten Tintenkleckſer in der Öffentlichkeit herunterhunzen zu laſſen, i da möchte man doch gleich zur Reitpeitſche greifen. Crottorf, ſeien Sie verſtändig. Eins kann man nur ſein, entweder Offizier oder Muſikant. Können Sie ſich einen komponierenden General vorſtellen?

O ja, Prinz Sigismund.

Na ja, Prinz Sigismund! Wenn solche hohe Herrschaften Allotria treiben, so singt man Hymnen, wenn aber wir sterblichen Kleinen uns beikommen lassen wollten, es nachzumachen, dann heißt es an einer gewissen Ecke . . . (Bezeichnender Gestus.) Crottorf, tun Sie mir die einzige Liebe und machen Sie keine Dummheiten; es wäre schade um Sie. Versprechen Sie es mir.

Ich verspreche es Ihnen, sagte Crottorf. Nein, ich kann es Ihnen doch nicht versprechen, denn ich will nicht wortbrüchig werden. Ich kann Ihnen nur versprechen, daß ich mir Mühe geben will.

* * *

Leutnant Crottorf nahm es mit seinem Versprechen ernst. Jedesmal, wenn er in die Nähe des Geschäfts von Bambus kam, machte er einen weiten Bogen um diese musikalische Stätte herum, und das verursachte ihm wenig Überwindung. Die Erinnerung an den Menschen, der wie ein Rohrspatz gescholten hatte, wirkte wie ein Windstoß wider die Segel. Aber er rührte auch zu Haus keine Taste mehr an, schloß sein Klavier zu und steckte den Schlüssel irgendwo hin, um ihn zu vergessen. Aber er vergaß ihn nicht. In ein Konzert ging er nicht mehr, dagegen besuchte er die wissenschaftlichen Vorträge in der Harmonie und suchte sich für flüssige Luft und andre erstaunliche Dinge zu interessieren. Als er eines Tages, nach dem Vortrag an der Tür stehend, den Strom der Menschen an sich vorübergehn ließ, sah er in dem schon fast entleerten Teile des Saals den Beethovenkopf Angelo Bambussens, daneben eine

ältere Dame von junonischem Wuchse, die ganz das Aussehen einer Kommandeuse in Zivil hatte, dabei ein junges Mädchen und den Herrn Oberst. Man redete und sah auf ihn, und es dauerte nicht lange, so kam Angelo Bambus an und sagte, der Herr Oberst lasse den Herrn Leutnant bitten, zu ihm zu kommen. Crottorf beeilte sich, dem Befehl nachzukommen.

'N Abend, lieber Crottorf, sagte der Oberst; Verzeihung, daß ich Sie bemühe. Frau Geheimrat wünschen, daß ich Sie ihr vorstelle. Herr von Crottorf, einer unsrer schneidigsten Offiziere.

Sehr angenehm, sehr erfreut, sagte die Frau Geheimrätin mit großer Leutseligkeit. Ich wollte gern Ihre Bekanntschaft machen, Herr von Crottorf, ich habe soviel Gutes von Ihnen gehört. — Und so weiter im schönen Flusse der Rede.

Crottorf war nicht wenig erstaunt. Was konnte die stattliche Dame, deren Namen er nicht einmal kannte, von ihm, einem einfachen, stadtfremden Leutnant, Gutes wissen? Er half sich mit einigen stummen Verbeugungen und allgemeinen Redensarten. Das Ende war, daß er versprach, am andern Tage seine Aufwartung zu machen.

Wer war die Dame? fragte Crottorf, nachdem man sich verabschiedet hatte.

Das wissen Sie nicht? entgegnete Bambus, Frau Geheime Kommerzienrat Pitthorn.

Ah, die, bei der das Rondo —

Ja, dieselbe.

Also musikalische Beziehungen. Bambus ließ merken, daß er nicht unbeteiligt gewesen sei, wenn man Gutes von ihm geredet habe.

Crottorf fühlte sich bedrückt. Es war ihm zumute, wie wenn seine Moira, seine Schicksalsgöttin, mit starrem Blick aus dem Dunkel aufgetaucht wäre.

Aber der Besuch mußte gemacht werden. Mancher der Kameraden würde ihn um die Bekanntschaft beneidet haben. Die Pitthorns waren nicht gerade sehr vornehme, aber sehr angesehene Leute, gastliches Haus, ausgezeichnete Soupers und eine Tochter, die zwar nicht gerade ein Stern war, aber ein Goldfisch. Die Pitthorns waren überall dabei, wo sich große Dinge ereigneten. In seinen Geschäftsräumen war Er, ein kleines, trocknes Männchen mit spitzer Nase und goldner Brille, der Geheimrat, aber außerhalb des Geschäfts war Sie es; nicht allein in ihrem Hause, sondern auch in zahlreichen Vereinen und Wohltätigkeitsanstalten, wo sie als energische und praktische Frau das Zepter führte.

Crottorf erschien also zur Staatsvisite und trat in ein Haus, das gleichsam mit Musik durchtränkt war. Schon in den Vorräumen beethovente und wagnerte es einen an; im Salon aber standen zwei Bechsteinsche Flügel und ein Harmonium und viele Notenpulte. Es war Besuch da. Eine nähere Berührung war nicht möglich, kaum daß Crottorf mit der Tochter des Hauses ein paar gesellschaftliche Gemeinplätze wechselte, aber auch das steht einem schmucken Leutnant, wie Crottorf einer war, nicht schlecht.

Darauf traf die Einladung zur musikalischen Soiree ein. Wieder stieg in Crottorfs Seele das Bild seiner Moira auf, die ihn mit starren Blicken anschaute und in der einen Hand einen Lorbeerkranz, in der andern die Generalsepauletten trug. Jetzt

entschied sich sein Schicksal. Er ging ernst mit sich selbst ins Gericht, er kämpfte einen heroischen Kampf und — sagte ab. Er log, er log schamlos, er machte auch keinen Entschuldigungsbesuch. Er schnitt mit entschlossener Hand das kaum aufgelegte Tischtuch zwischen sich und den Pitthorns entzwei. Nach einigen Wochen traf er mit Frau Geheimrat im Foyer des Theaters zusammen. Er wollte verschwinden, aber schon hatten ihn Frau Pitthorns Augen erhascht.

Ah, Herr von Crottorf! rief sie — sie gehörte keineswegs zu den Schüchternen ihres Geschlechts —, warum kommen Sie nicht zu unsern musikalischen Abenden? Nein nein, Entschuldigungen nehme ich nicht an. Ich fühle, daß da irgend ein Hindernis im Wege liegt, aber das muß sich beseitigen lassen. Nein nein, einen Korb lasse ich mir nicht geben! Versprechen Sie mir, daß Sie morgen kommen. Und mit der beharrlichen Energie, der niemand, auch der Geheimrat nicht, widerstehn konnte, nahm sie ihm das Versprechen ab.

Man machte bei Pitthorns gute Musik. Es waren zumeist Dilettanten, aber solche, die über das gewöhnliche Dilettantenmaß hinaus waren. Der leitende Geist war Herr Adolf Pflaumel, ein alter freundlicher Herr, der es liebte, als Künstler und Mensch gehätschelt zu werden. Und man hätschelte ihn, wie er es verdiente und liebte. Er bereitete die Hauskonzerte vor, er übte die Stimmen ein, er dirigierte mit zierlicher Handbewegung, er trat ein, wo gerade einmal eine Lücke war. Er war gegen jedermann liebenswürdig, sagte den alten Damen angenehme Dinge, kleidete auch einen Tadel in eine verbindliche Form und war bei den jungen Damen Hahn im

Korbe. Es verging kein Musikabend, an dem nicht die eine oder die andre Komposition Pflaumels gespielt wurde. Und zum Schluß ruhte man nicht eher, als bis das berühmte Rondo stieg. Es war auch reizend. Nicht gerade aufregend, aber reizend. Dann folgte ein Jubelgetön, und jedermann bemühte sich, seine Anerkennung dem alten Herrn mit besondrer Wärme auszusprechen. Und Pflaumel nahm die Lobsprüche in schöner Bescheidenheit entgegen.

Das war auch der Verlauf des Abends, an dem Leutnant Crottorf zugegen war. In dem Musiksaale war außer den Mitwirkenden nur ein kleiner Kreis von Zuhörenden versammelt. Crottorf hatte sich hinter eine Säule zurückgezogen und genoß das süße Gift, das man ihm bot, mit schmerzlicher Wonne. So hatte er sich den Erfolg des Komponisten gedacht, das war es, was er sich selbst in verschwiegnen Stunden gewünscht hatte, so sein Bestes geben, so verstanden werden, und so einen jubelnden Dank ernten.

Frau Pitthorn, die ihre Augen überall hatte, beobachtete ihren Leutnant mit mütterlichem Wohlwollen und freute sich, wie er selbstvergessen dasaß und zuhörte. — Wenn das Programm erledigt war, so pflegte man sich in den weiten Räumen der geheimrätlichen Wohnung zu zerstreuen, die jungen Mädchen setzten sich unter die Palmen des Wintergartens, die alten Herren verschwanden im Rauchzimmer, und Frau Pitthorn versammelte einen Kreis von Auserwählten um sich in ihrem Arbeitszimmer. Dort pflegte sie sich in ihrem weißwollnen Kleide unter ein Bild mit brennend rotem Wüstenhimmel zu setzen. Der Herr Geheimrat pflegte zu sagen,

sie tue es darum, weil sie überzeugt sei, daß ihr das Bild gut stehe. Diesesmal war auch Leutnant von Crottorf unter den Auserwählten, Pflaumel war es immer.

Man nahm Platz, besprach zunächst, was man soeben gehört hatte, stellte fest, daß Beethoven göttlich, und Schumann einzig sei, und kam dann auf das Neuste im Reiche der Musik zu sprechen.

Und nun, meine Herrschaften, sagte Frau Pitthorn, gestatte ich mir, Ihnen unsern jüngsten Komponisten, Herrn Leutnant von Crottorf, vorzustellen. Wir werden uns freuen, seine „Bekenntnisse" dem weitern Publikum zu vermitteln.

Frohes Staunen. Nur Herr Pflaumel machte dasselbe freundliche Gesicht wie immer.

Kennen Sie die „Bekenntnisse" schon? wandte sich Frau Geheimrat Pitthorn an Pflaumel.

Ja, in der Tat, ja, sagte Pflaumel. Bambus hat sie mir zugesandt.

Herr von Crottorf war vor Beschämung und Unwillen errötet. Er empfand die Indiskretion von Bambus peinlich und sprach es auch aus. Er habe Bambus nur um ein sachverständiges Urteil gebeten.

Wen? fragte Pflaumel. Bambus? Bambüseken? Wenn Sie Bambüseken näher gekannt hätten, Herr von Crottorf, hätten Sie es nicht getan. Er hat aber Ihr Manuskript mir zur Begutachtung gegeben.

Nun? fragte Frau Pitthorn, und wie finden Sie es?

Das war eine unvorsichtige Frage, aber auf Kleinigkeiten kam es der Frau Geheimrätin nicht an.

Pflaumel geriet denn auch in Verlegenheit und entgegnete, daß das Werk sehr — sehr — eigentlich

hätte er sagen müssen „naiv" sei, aber als höflicher Mann durfte er so etwas nicht äußern, er sagte also — sehr unmittelbar sei, und daß es Talent verrate. Freilich, fuhr er fort, so, wie Sie das niedergeschrieben haben, geht es nicht. Alles will gelernt sein, und auch die Notenschrift hat ihre Orthographie. Auch behandeln Sie die Klaviertechnik in eigentümlicher Weise. Sagen Sie, Herr Leutnant, können Sie Ihre Komposition spielen?

Nein.

Nun, und wie komponieren Sie denn?

Ach, erwiderte Crottorf halb kläglich, halb belustigt, ich suche mir die Töne zusammen und probiere solange, bis es klingt. Aber ich weiß nicht, ob es nun richtig oder falsch ist.

Pflaumel fuhr sich in seine spärlichen weißen Haare und rief: Gnädige Frau, hat man je so etwas erlebt? Das ist ja schlimmer als Steineklopfen. Und wieviel Zeit brauchen Sie, verehrter Herr, um eine Seite Noten zu schreiben?

Eine ganze Nacht.

Frau Geheimrat war entsetzt. — Eine ganze Nacht? Und da legen Sie sich nicht ins Bett?

Nein, gnädige Frau.

Das ist doch aber himmelschreiend! Ja aber ich bitte Sie, warum lassen Sie es denn nicht, wenn es Ihnen soviel Mühe macht?

Gnädige Frau, ich kann nicht.

Und wie kommt es denn, daß Sie bei Ihrer großen Vorliebe zur Musik so wenig musikalischen Unterricht gehabt haben?

Crottorf schwieg eine Weile, als sei er unschlüssig, ob er reden solle oder nicht. Dann sagte er: Wenn

Sie gestatten, so will ich es Ihnen erzählen. Es ist wahr, ich habe von Kindheit auf eine leidenschaftliche Liebe zur Musik gehabt. Wenn meine Mutter am Flügel saß, lag ich darunter und hörte zu. Und wenn später meine ältere Schwester übte, und ich hörte nur einen Ton, so duldete es mich nicht, wo ich war, ich mußte dabei sein. Als ich zehn Jahre alt war, bat ich meinen Vater, er möchte mir doch auch Klavierstunden geben lassen. So? sagte mein Vater, dann komm mal her, mein Sohn. Und da hat er mich verhauen, daß ich dachte, ich müßte am Leben verzagen. Und dann sagte er: Daran sollst du denken, wenn es dir je wieder einfallen sollte, Klavierstunden haben zu wollen. Natürlich habe ich nie wieder ein Wort gesagt.

Das ist aber doch grausam, rief Frau Pitthorn ganz entsetzt. Was hatte denn Ihr Herr Vater gegen die Musik?

Gnädige Frau, sagte Crottorf, ich stamme aus einer alten Soldatenfamilie. Mein Vater war Major. Mit Glücksgütern war er nicht gesegnet. Es gab nur einen Weg, den Söhnen eine standesgemäße Erziehung zu geben, das Kadettenhaus. Hierzu war die Konzentrierung aller Kräfte nötig, wenn aus dem Offizier etwas werden sollte. Mein Vater sah das ein, er gehorchte dem harten Zwange, wenn er mir die Liebe zur Musik mit dem Stocke austreiben wollte. Und ich wünschte, es wäre ihm gelungen. Und nun habe ich mir das Wort gegeben, keine Taste wieder anzurühren.

Das wäre doch jammerschade! rief Frau Pitthorn. Und glauben Sie mir, Sie werden Ihr Wort auch nicht halten.

Ich fürchte es selbst. Es ist mein Verhängnis.

Ach, dummes Zeug, es gibt keine Verhängnisse, es gibt nur die Dummheiten, die wir selber machen, Unentschlossenheiten, Mattherzigkeiten. Was man will, das muß man auch können. Es wäre doch unverantwortlich, wenn Sie Ihr schönes Talent begraben wollten. Offizier sein kann schließlich jeder, aber Künstler sein ist der Beruf der Auserwählten.

Gnädige Frau, ich möchte wohl wollen, ich kann aber doch nicht.

Man wird Ihnen helfen. Pflaumel, liebster Meister, hier ist eine Aufgabe, raten Sie, was fangen wir mit unserm jungen Künstler an?

Pflaumel, der sonst immer bei der Hand war, wenn die gnädige Frau einen Wunsch aussprach, machte eine bedenkliche Miene und meinte, es sei doch besser, hier nicht einzugreifen. Die Künstlerlaufbahn sei dornenvoll und habe mehr Klippen und Ecken als die militärische. Und wenn er vorhin gesagt habe, der Herr Leutnant zeige Talent, so sei doch die Frage, ob das Talent zu einem Lebensberuf ausreiche, was sich erst später zeige, wenn eine Umkehr nicht mehr möglich sei.

Schämen Sie sich, Pflaumel, sagte die gnädige Frau. Sie gehören auch zu den Mattherzigen. Nein nein, Herr von Crottorf, wir geben Ihre Sache nicht auf. Glauben Sie mir, was der Mensch will, das kann er auch.

Als Crottorf an diesem Abend überdachte, was er erlebt hatte, stieg wiederum die Gestalt der Moira vor ihm auf. Diesesmal trug sie die Züge der gnädigen Frau. Sie reichte ihm die Hand dar, und er schlug ein. Von nun an fehlte er bei keiner

musikalischen Aufführung im Pitthornschen Hause. Er benahm sich überaus bescheiden, sprach wenig und urteilte nie. Er saß geistesentrückt hinter seiner Säule und schwelgte in Tönen. Er betrachtete das Haus, das sich ihm so unerwartet geöffnet hatte, als ein musikalisches Paradies und war der Herrin dieses Paradieses aufrichtig dankbar. Den jungen Damen, die sich, wie üblich, nach dem Konzert im Wintergarten zu einer Partie Medisance zu versammeln pflegten, fing er an, interessant zu werden — gerade darum, weil er nicht angeschlürft kam und in den bekannten Leutnantstönen bekannte Leutnantsunterhaltungen führte. Merkwürdig, es war immer von Leutnant von Crottorf die Rede. Noch herrschten spöttische Bemerkungen vor, und noch war man nicht darüber einig, wer diesen Leutnant mit seiner Hand zu beglücken habe; doch neigte sich die Meinung dahin, daß hierzu die Tochter des Hauses die zunächst verpflichtete sei.

Noch mehr interessierte sich Frau Pitthorn für ihren Leutnant. Das war doch einmal etwas andres als die ewige Frauenfrage oder diese Suppen- und Krankenanstalten. Hier galt es, ein gefesseltes Talent zu befreien und der Welt einen Künstler von Gottes Gnaden (das sind sie bekanntlich alle) zu schenken. Es galt den klugen Beratern, die immer gleich mit dem Einwand: „Unmöglich" da waren, zu zeigen, was eine Frau möglich machen kann. Eine solche Aufgabe, das war etwas für sie. Daran setzte sie mit Vergnügen ihre Energie, ihre Zähigkeit, ihren praktischen Verstand, und wenn nötig, ein schönes Stück Geld. Und dazu war doch ihr Leutnant ein so hübscher, netter und herzensguter Mensch, der

eine so aufrichtige Anhänglichkeit und Dankbarkeit bewies. Es währte nicht lange, so nannte sie ihn Crottörfchen, so war Crottorf ständiger Gast im Pitthornschen Hause, so war Frau Pitthorn nicht zufrieden, wenn sie mit ihrem Leutnant nicht eine musikalische Konferenz gehabt hatte.

Sie hatte die musikalische Ausbildung ihres Schülers selbst in die Hand genommen.

Sie fangen ganz von vorn an, lieber Crottorf, sagte sie. Sie spielen Ihren Damm wie jeder andre, Sie setzen ein paar Jahre Studium daran und üben täglich vier Stunden. Professor Trautwein gibt Ihnen Unterricht. Das ist ein tüchtiger Lehrer und billig — nur drei Mark die Stunde. Und Sie, lieber Pflaumel, übernehmen die Kompositionslehre. Und dann sollen Sie mal sehen, was Sie für Fortschritte machen.

Die drei Mark erschienen dem Leutnant gar nicht billig, und Pflaumel machte Einwendungen, aber es half nichts, die Frau Geheimrat setzte ihren Willen durch. Und Crottorf machte bei seinem eisernen Fleiße großartige Fortschritte. Er legte seinen Weg durch den Damm in gestrecktem Galopp zurück. Nur die Finger wollten nicht so, wie sie sollten. Man holt mit vierundzwanzig Jahren nicht ein, was man mit zwölf Jahren versäumt hat.

Schadet nichts, sagte Frau Geheimrat. Wagner war auch nur ein mittelmäßiger Klavierspieler. Sie sollen ja auch nicht Virtuos, sondern Komponist werden. Ein Komponist ist der Kommandeur über die Instrumente. Wenn Sie, lieber Crottorf, auf dem Exerzierplatz kommandieren: Gewehr auf, so machen Sie auch nicht die Griffe vor, sondern Sie

kommandieren bloß. Habe ich nicht Recht, lieber Pflaumel?

Pflaumel machte eine verbindliche Miene und sagte etwas, was man für eine Zustimmung halten konnte.

Es stellte sich jetzt als wünschenswert heraus, daß sich Crottorf im vierhändigen Spiele übe. Frau Geheimrat kommandierte ihre Tochter Eva heran. Diese wollte nicht. Sie habe keine Lust, mit einem fremden Menschen, der nichts könne und auch niemals etwas lernen werde, vierhändig zu spielen. Worauf Frau Mama unwillig wurde und ihrer Tochter ihre Christen- und Menschenpflicht ernstlich vorhielt. Es sei ein unverzeihlicher Hochmut, mit einem Anfänger nicht spielen zu wollen; dieser Anfänger werde noch manchen Meister beschämen.

Der Herr Geheimrat, der zwar in seinem Kontor viel, in seinem Hause aber wenig zu sagen hatte, sah sich die Vorgänge mit seinem gewohnten stillen Lächeln an. Als er aber einmal von seiner lieben Frau gar zu lebhaft provoziert wurde, meinte er, während seine Nase noch spitzer wurde, als sie ohnehin war: Ich will dir sagen, Ottilie, was die ganze Geschichte bedeutet. Du bist in deinen Leutnant verliebt. Und weil du ihn nicht selber heiraten kannst, wirst du ihm unsre Eva aufhängen.

Frau Ottilie wurde sonst von dem, was ihr lieber Mann sagte, nicht allzutief berührt; diesesmal aber ärgerte sie sich und entgegnete mit überlegnem Tonfalle, innerlich aber doch etwas verlegen: Pfui, schäme dich, Karl, von Lieben und Aufhängen ist gar nicht die Rede.

Na na, sagte der Geheimrat und schwieg bis auf weiteres.

Und so geschah, was Kenner schon seit lange hatten kommen sehen, als Verlobte empfahlen sich Otto von Crottorf, Leutnant usw., und Eva Pitthorn, Tochter des Geheimen Kommerzienrats Pitthorn usw.

Hat dieser Crottorf einen Dusel, hieß es am Abend darauf bei den Kameraden im Militärkasino, schnappt sich mir — nichts — dir — nichts diesen kleinen Goldfisch weg, um den sich schon der lange Schlieben und Hans Krock die Beine abgelaufen haben.

Hätt ihm jar nicht zujedraut, sagte ein andrer, daß er so das Anjeneeme mit dem Nützlichen zu verbinden wüßte. War immer so 'n bißken Droombuch, dieser Crottorf.

Was wollen Sie, Kamerad? erwiderte ein dritter, stille Wasser sind tief.

Aber man tat Crottorf Unrecht. Er war nicht darauf ausgegangen, den Goldfisch zu angeln. Beim Spiel hatten sich ihre Hände gefunden. Eva, die erst wirklich eine Scheu vor dem Zusammenspiel gehabt, aber dann Geschmack an der Sache gefunden hatte, hatte errötend gelacht, und dann war das übrige schnell hinterher gekommen. Und am Ende der Stunde stellten sie sich der erschrocknen Mutter als Brautleute vor.

Frau Geheimrat war wirklich erschrocken. Sie war sich dessen ein wenig bewußt gewesen, daß sie mit dem Feuer spiele, aber sie hatte nicht erwartet, daß die Flamme so schnell zum Dache hinausschlagen werde. Doch konnte sie ihrem Crottörfchen nicht ernstlich zürnen, und so folgte denn dem Brautkusse der schwiegermütterliche bald nach. Ja sie führte

das Brautpaar bei ihrem Karl selbst ein und fungierte als Fürsprecherin. Was gar nicht nötig gewesen wäre. Der Herr Geheimrat lächelte ein wenig spöttisch seiner lieben Frau zu, hatte aber im übrigen nichts einzuwenden. Denn als Menschenkenner hatte er es schon lange gewußt, daß es doch kein andrer als einer vom bunten Tuch sein werde, den sich Eva holen werde, und da war ihm einer von der Infanterie, der wenig Ansprüche machte und wenig Schulden hatte, lieber als einer von der Kavallerie, der viel Ansprüche machte und viel Schulden hatte.

Nachdem nun Frau Geheimrat ihren Crottorf erb- und eigentümlich gewonnen hatte, fing sie an, ihn ohne Rücksicht und Schonung zu verziehen. Er mußte, wenn es der Dienst zuließ, alle Abende da sein. Man legte ihm die besten Bissen vor, man war äußerst besorgt um seine Gesundheit, man bestellte Konzert- und Theaterbilletts, man überreichte zu gegebner und nicht gegebner Zeit soviel Geschenke und bewies soviel Aufmerksamkeiten, daß Crottorf bald bankrott gewesen wäre, wenn er Gleiches mit Gleichem hätte vergelten wollen, und daß er Mamachen dringend bitten mußte, Einhalt zu tun. Doch der Erfolg dieser Bitte war nur unvollkommen. Als aber die Freundinnen Eva mit dieser Zärtlichkeit der Mama gegen Crottorf zu necken anfingen, erwiderte diese sorglos: Laßt nur, wenn wir erst verheiratet sind, dann knöpfe ich ihm das alles wieder ab.

* * *

Es ist selbstverständlich, daß sich Mamachen mit der Einrichtung des neuen Hausstandes aufs eingehendste beschäftigte. Dabei bewies sie die ihr eigen-

tümliche praktische Tugend und Umsicht. Was sie anordnete und besorgte, war tadellos und gediegen vom Küchenhandtuche bis zur Einrichtung des Musiksaales, vom Taschentuch bis zum Brautkleide. Die Hochzeit kam und ging vorüber. Das Brautpaar machte, so hatte es Mamachen angeordnet, eine musikalische Hochzeitsreise über Bayreuth, Wien und Salzburg nach Italien und besuchte die Geburtsstätten und die Gräber der großen Komponisten, Crottorf mit wehmütigem Hochgefühl, Eva mit lachendem Leichtsinn. Als sie wieder zu Hause waren, veranstaltete die Frau Geheimrat ein glänzendes Musikfest und sonnte sich im Glück ihrer Kinder.

War Crottorf nun glücklich? Er hätte es sein müssen. Seine kühnsten Träume waren in Erfüllung gegangen. Er hatte eine zärtliche kleine Frau, er war aus allen Sorgen, er konnte komponieren soviel, als er nur wollte. Aber nun drückte ihn der Dienst. Wenn ein Wandrer mit schweren Reisestiefeln seinen Weg gegangen ist und wird von einem Menschenfreunde in dessen Wagen mitgenommen, so kann es vorkommen, daß nun erst die Stiefel zu drücken anfangen. Auch Crottorf empfand jetzt einen Druck, den er früher nicht gefühlt hatte; doch waren es nicht die Stiefel, sondern der Helm. Der Dienst, der schreckliche, den ganzen Tag in Anspruch nehmende Dienst nahm ihm ja fast alle Zeit weg. Und was übrig blieb, gehörte der Frau und der lieben Schwiegermutter, und zum Komponieren kam es nicht.

So nehmen Sie doch Ihren Abschied, sagte Mamachen. Crottorf erschrak über den Gedanken. Aber schnell befreundete er sich mit ihm und nannte ihn zuletzt eine erlösende Idee. Und Eva schmollte. —

Wenn du deine Uniform nicht anhast, Otto, sagte sie, so gefällst du mir nicht halb so gut. — Man hielt ihr ernstlich vor, daß der Wert eines Menschen nicht im Rocke stecke, und daß sie, wenn es zum Glücke ihres Mannes gehöre, diesen Rock auszuziehn, mit Freuden das Opfer bringen müsse. Aber sie brachte das Opfer nicht mit Freuden, sondern schmollte und fragte, warum Otto nicht umgekehrt ihr das Opfer bringen wolle, den Rock anzubehalten? Worauf sie von Mamachen ein dummes Kind genannt wurde. Das Ende war, daß Crottorf sich doch entschloß, seinen Abschied zu nehmen, und daß er darüber mit Kamerad Stemmern redete.

Tun Sie das nicht, sagte Kamerad Stemmern. Es wäre schade um Sie. Sie wollen ein großer Künstler werden? Sind Sie aber gewiß, daß Sie auch Karriere machen werden? Na ja, Sie können sich ja mit dem Schwiegervater, den Sie haben, den Scherz gestatten, zu baronisieren. Wissen Sie aber genau, daß es Sie auf die Dauer befriedigen wird? Crottorf, hören Sie mal zu. Sie können, wenn die Sache am richtigen Ende angefaßt wird, einen Urlaub von zwei Jahren haben. Nehmen Sie Urlaub.

Das leuchtete Crottorf ein. Der Herr Schwiegervater verstand es, die Sache am richtigen Ende anzufassen, und Crottorf erhielt seinen Urlaub.

War er nun zufrieden? Er setzte sich schon am frühen Morgen ans Klavier und übte und komponierte nach Herzenslust. Er sprach früh, mittags und abends von weiter nichts mehr als von Musik, bis seine kleine Frau sagte: Otto, nun höre aber endlich einmal mit deiner langweiligen Fachsimpelei auf. — Seine Frau nannte langweilig, was seine

ganze Seele erfüllte, und was den Inhalt seines Lebens ausmachte. Er schwieg fortan, trieb aber seine Sache schweigend mit desto glühenderm Eifer. Er machte große Fortschritte. Schon war er soweit, daß er sich an eine Beethovensche Sonate wagen konnte. Schon kannte er alle Tonarten und Übergänge, schon hatte er den ersten schüchternen Versuch gemacht, einen Kontrapunkt zu schreiben. Aber da zeigte sich eine merkwürdige Erscheinung. Je mehr er lernte und wußte, desto spärlicher floß der Quell der Phantasie. Einst, als er gar nichts wußte, hatte er mit mutiger Naivität drauflos geschrieben. Jetzt fragte er sich bei jedem Takte: Ist das so auch richtig? und soll ich nicht lieber von F-dur nach G-moll oder von A nach Fis gehn? Er glich einem Menschen, der mit zögernden Schritten übers Eis schreitet und nicht von der Stelle kommt. Es gab Wochen, wo er die Notenfeder nicht anrührte. Und je länger das dauerte, desto unschlüssiger wurde er.

Mamachen konnte das nicht begreifen. Mamachen fing an, ungeduldig zu werden, daß der Ruhm des von ihr entdeckten gottbegnadeten Künstlers noch immer nicht aufstrahlen wollte. Mamachen brach in das Musenheim ihres Schwiegersohns ein und entführte einige Kompositionen, die sie Pflaumel vorlegte. Adolf Pflaumel erlebte eine bedrängte halbe Stunde. Er mußte schließlich wieder nachgeben, er mußte es übernehmen, die Kompositionen zurechtzurücken und zu korrigieren, aber er konnte es, trotz aller Anläufe der Frau Geheimrat, nicht über sich gewinnen, etwas rühmliches von der Arbeit zu sagen. — Ob nicht die Kompositionen einen enormen Fortschritt aufwiesen, fragte sie. Adolf Pflaumel

verlor die Geduld — wozu es selten kam — und erwiderte kurz, die erste Komposition habe ihm besser gefallen.

Aber lieber Pflaumel, entgegnete die Frau Geheimrat, ich verstehe Sie nicht. Wenn jemand mit solchem Eifer studiert, so muß er doch immer Besseres leisten, und Sie sagen, die erste Arbeit habe Ihnen besser gefallen!

Die Frau Geheimrat war ernstlich ungehalten und wandte sich mit dem korrigierten Manuskript an Angelo Bambus. Angelo Bambus war Feuer und Flamme, da er der Frau Geheimrätin für den Druck Preise berechnen konnte, die ein ausgezeichnetes Geschäft bedeuteten. Natürlich müßten die Sachen gedruckt werden, sagte er. Es seien Werke, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, es sei ein Unrecht, dem Publikum solche Werke vorzuenthalten, und die Herren Sachverständigen seien Neidhämmel, die nichts gelten lassen wollten, als was sie selbst geschrieben hätten. Er versprach eine glänzende Veröffentlichung und glänzenden Erfolg. Die Frau Geheimrätin strahlte.

Nach einiger Zeit standen Opus 1 bis 3 mit prunkenden Titelblättern in Angelo Bambus Schaufenster, und die Frau Geheimrätin überreichte mit Rührung ihrem Schwiegersohne zu seinem Geburtstag seine gedruckten Opera. Man konnte jedoch nicht behaupten, daß man sich im Laden von Bambus um die Noten gerissen hätte, oder daß erfreuliche Trompetentöne in der Presse die Welt auf das junge Talent aufmerksam gemacht hätten. Es blieb alles mäuschenstill. Und was hier und da in den Blättern stand, war offenbar Arbeit von der Hand

Angelo Bambus und lief nur zu deutlich auf Reklame hinaus. Damit war aber die Frau Geheimrat nicht zufrieden. Sie setzte es durch, daß eine Komposition Crottorfs auf einem Wohltätigkeitskonzerte, bei dem erste Kräfte die Freundlichkeit hatten, mitzuwirken, von niemand geringerm als von Frau Lilienthal-Regenbogen vorgespielt wurde. Man interessierte sich in den Kreisen der Konzertunternehmer lebhaft für Crottorf und seine Frau und seine Frau Schwiegermutter, und es fehlte nicht an einem, wenn auch nicht stürmischen, so doch wohlwollenden Applause.

Am andern Tage stand in der Bürgerzeitung ein Bericht über das Konzert, in dem Unternehmer und Künstler einen Erguß warmer Anerkennung erhielten. Der Aufsatz schloß mit den Worten: Wir wissen nicht, welchen unheilvollen Einflüssen Frau Lilienthal-Regenbogen nachgegeben hat (Referent wußte es übrigens ganz genau), als sie sich bereit finden ließ, die „Maiglocken" eines gewissen O. von Crottorf zu Gehör zu bringen. Das Heft, aus dem die Maiglocken als Einzelnummer genommen waren, trägt die Überschrift: Erinnerungen — mit Recht. Denn wir begegnen in jeder Zeile Erinnerungen an alte gute Bekannte, Mendelssohn, Schumann, Chopin e tutti quanti. Im übrigen grinst uns aus dem Machwerk eine musikalische Impotenz von ungewöhnlichem Maße entgegen. Man sollte doch die Geduld unsers unzweifelhaft gutmütigen Publikums durch Vorführung solcher Sachen nicht auf eine allzu harte Probe stellen.

Natürlich rührte diese Kritik von Knopploch her, der sich kurze Zeit vorher mit Bambus entzweit

hatte. Sie hatte eine durchschlagende Wirkung. Bei Bambus, der jedermann vorlamentierte, dieser undankbare Knopploch wolle ihn geschäftlich ruinieren — zu welcher Meinung eigentlich kein Grund vorlag, da er das Geld für den Druck der Crottorfschen Opera bar und richtig erhalten hatte —, bei der Frau Geheimrat, die an ihrem Crottorf zu zweifeln anfing, und bei diesem selbst, der tagelang wie im Traum wandelte und keine Taste mehr anrührte. Er vermied es, sein Musikzimmer zu betreten, er warf die gedruckten Opera, die ihm soviel Freude bereitet hatten, in den Winkel eines Schrankes und seine ungedruckten Werke dazu. Als er sich nach langer Zeit entschloß, sie wieder in die Hand zu nehmen, sie zu spielen und zu prüfen, ob sie wirklich so wertlos seien, wie die Kritik behauptete, da gewahrte er mit Schrecken, es war wirklich so, hier klang die Musik an Mendelssohn, und dort an Schumann, und da an Chopin an. Und als er nach langem Zögern und Zweifeln ein neues Stück niedergeschrieben hatte, von dem er ganz gewiß geglaubt hatte, es sei sein Eigentum, und es nach einiger Zeit wieder ansah, da klang es ihm bekannt, gar zu bekannt. Er wartete nicht ab, bis er den Anklang herausgefunden hatte, warf sein Opus in die Ecke und duldete Qualen der Verzweiflung. Er verlor alle Frische. Er sah ganz elend aus. Seine Frau lachte ihn aus und nannte ihn eine alte Jungfer.

Sie müssen das nicht so ernst nehmen, lieber Otto, sagte Mamachen in der Nachkonferenz eines Musikabends. Kritiker sind Neidhämmel. Was sie nicht selber gemacht haben, das taugt natürlich nichts. Und Knopploch, das wissen Sie doch, hat sich mit

Bambus verunreinigt und ist auf Pflaumel eifersüchtig. Daher sein absprechendes Urteil.

Aber er hat Recht, erwiderte Crottorf. Meine Sachen sind wirklich nicht original, sondern „Erinnerungen."

Nicht doch, Kinderkrankheiten, sagte Mamachen. Die überwindet man mit der Zeit. Wie lange hat Wagner ringen müssen, ehe er sich Anerkennung verschaffte!

Das war auch Wagner, sagte Crottorf, aber ich fühle meine „künstlerische Impotenz" nur zu deutlich.

Wenn ich mir gestatten darf, eine Bemerkung einzuschalten, mischte sich August Pflaumel in das Gespräch, so möchte ich empfehlen, Herr von Crottorf, Sie legen die Musik einmal eine Zeit lang beiseite und unternehmen etwas andres, bis Sie Ihre Unbefangenheit wieder gewonnen haben.

Aber was soll ich anfangen?

Irgend etwas.

Pflaumel hat Recht, entschied die Frau Geheimrat. Lassen Sie jetzt die Musik ruhen, Sie sind nervös.

Crottorf mußte dem Rate zustimmen. Er kaufte sich also ein Reitpferd und ritt spazieren, griff wieder zu seinen kartographischen Arbeiten, zog mit seinem Instrumente los und nahm seines Schwiegervaters Grundstücke auf; er beschäftigte sich mit Geologie, er studierte Kriegsgeschichte, er interessierte sich für die Flora und Fauna der jurassischen Periode. Aber alles das befriedigte ihn nicht. Er fing alles das an und ließ es liegen. Daraus entwickelte sich ein Zustand peinlicher Unentschlossenheit. Was

heute? Das war die Frage, die ſich alle Tage wiederholte. Dieſe Frage lag auf ihm wie eine Laſt und machte, daß er bei allem, was er tat, weder zu einem rechten Entſchluß noch zu einer rechten Ausführung kam. Er hätte es als eine Wohltat empfunden, wenn ihm jemand ſeine freie Zeit genommen und geſprochen hätte: Alter Freund, jetzt hat die Quengelei ein Ende, jetzt wird gearbeitet. Und dazu die alte quälende Frage: Wirſt du die Kraft haben, deine künſtleriſche Aufgabe zu bezwingen, oder wandelſt du auf verfehltem Lebenswege?

Papa Pitthorn hatte der „Komödie“ mit ſtillem Lächeln zugeſehen. Eines Tages, als ſein Schwiegerſohn auf ſeinem Bureau war, ſagte er: Crottorf, möchten Sie nun nicht auch einmal etwas tun?

Crottorf ſah ſeinen Schwiegervater überraſcht an. Papa, ſagte er, ich bin immer beſchäftigt.

Aber mit nichts ordentlich, erwiderte Pitthorn. Glauben Sie mir, Otto, es iſt ein großer Segen, wenn einer keine Zeit hat, immer beſchäftigt zu ſein. Der Menſch muß ſeinen Beruf haben. Sie wollen Künſtler ſein? Gut, ſein Sie es doch.

Wenn ich das könnte!

Wenn Sie es nicht können, ſo unternehmen Sie etwas andres. Wiſſen Sie, Otto, aber etwas, was man bezahlt kriegt. Nicht des Geldes wegen, ſondern als Probe dafür, daß die Leiſtung keine Spielerei, ſondern eine ernſthafte Sache iſt. Überlegen Sie ſichs.

Crottorf überlegte ſichs und dachte an ſeinen magern Leutnantsgehalt. Aber er war doch ein Beweis dafür geweſen, daß er als Leutnant etwas geleiſtet hatte, was Geld wert war. Seine Opera

waren von dem Gelde seiner Schwiegermutter gedruckt worden und bewiesen gar nichts.

Was ich noch sagen wollte, Otto, sagte Papa Pitthorn, passen Sie auf Eva auf. Eva gefällt mir nicht, sie kokettiert mir zuviel mit dem langen Schlieben.

Crottorf riß die Augen auf. Das war ein Wort, das ihn wie ein Schlag aus seinen Träumen aufweckte. Eva, seine Eva am Abgrunde! Und er hatte es nicht gemerkt und hatte sie nicht behütet! Sogleich zog er seine Uniform an, ging zum Oberst und meldete sich vom Urlaub zurück. Als er nach Hause kam, schwere Sorgen im Herzen, flog ihm seine Eva um den Hals und rief: Gott sei Dank, Otto, daß du wieder menschlich aussiehst!

Liegt euch Frauen denn gar so sehr viel an dem roten Kragen? erwiderte Crottorf nicht ohne Bitterkeit.

Otto, sagte Frau Eva, sei doch kein Lamm. Solche Idioten sind wir Frauen nicht, daß wir uns in die rote Farbe verliebten. Aber die Leute mit dem roten Kragen, das sind vielleicht nicht die Klügsten, aber forsche Kerls sind es, Männer, auf die man sich verlassen kann, und die wissen, was sie wollen. Du warst ja aber die reine alte Jungfer geworden.

Crottorf mußte seiner Frau Recht geben, und er betrachtete von jetzt an seinen roten Kragen mit mehr Verständnis als bisher. Es gab nun noch eine ernste Auseinandersetzung mit dem langen Schlieben, die dank der Vermittlung von Kamerad Stemmern ohne Geknall auslief. Als bald darauf Crottorf im Kuppelsaal des Landesausstellungsge-

bäudes in Berlin ſtand und die Gruppe betrachtete, die den Künſtler darſtellt, den die Muſe auf die Stirn küßt, während ſie ihn zugleich mit Dornen krönt, ging ihm ein neues Verſtändnis für das Bildwerk auf. Die Dornen bedeuten nicht bloß Hunger und Kummer, nicht bloß Verkennung und verwundende Kritik, ſondern auch den Kampf im Innern des Künſtlers gegen die Zweifel am eignen Beruf und Vermögen, die ſchmerzliche Erfahrung, das beſte zu wollen und nicht ſo zu können, wie man will. Sind die Künſtler Söhne Apolls, ſo haben ſie alle einen Ikarusgeiſt. Sie möchten den Sonnenwagen des Gottes beſteigen und hoch über die Welt dahin fliegen. Aber nicht jeder hat die Kraft dazu, die Roſſe dieſes Sonnenwagens zu lenken, und mancher bricht den Hals. Darum, wer merkt, daß ihm die Kraft fehlt, der ſoll Gott danken, wenn er auf feſtem Boden bleiben und ſeinen feſt vorgezeichneten Weg fahren kann. Dies überlegte Crottorf, und er freute ſich, den feſten Boden unter den Füßen wiedergewonnen zu haben.

10

Auch ein Martyrium

Pfarrſch-Max lag im hohen Graſe der Amtswieſe, die ſich hinter dem Pfarrgarten und nur durch einen Bach von dem Garten getrennt ausbreitete. Über den Bach führte eine Indianerbrücke, die, von Knabenhänden aus Stricken und Stangen gebaut, mehr dazu geeignet war, die Gefahr des Hineinfallens zu vermehren als zu vermindern. Am Wieſenrande ſtanden alte Pappelweiden, und zwiſchen dieſen Bäumen war ein Wieſenwinkel, ſo heimlich und ſo weltfremd, wie je einer das Entzücken eines Knaben geweſen iſt. Und doch ſo voll Lebens! Hier webte ſich der Pfingſtvogel auf hohen Zweigen ſein Beutelneſt, dort guckte ein Baumläufer um die Ecke, dort ſchlüpften Blaumeiſen ſchnell und vorſichtig in ihren Höhlenbau. Hoch oben ſaß der Star und deklamierte und ſchlug mit den Flügeln etwa ſo, wie ein Kandidat, der eine Predigt memoriert. Dort im Graben unter einem Buſche war ein Goldammerneſt, und hier ſtieß der Maulwurf ſeinen kleinen

Rüſſel aus der Erde und nahm eine Naſe voll Sommerluft, und dort ſpielten Mücken und Libellen, und dort im Bach huſchten Waſſerratten von Ufer zu Ufer. Hier alſo lag Pfarrſch-Max im Graſe; das war ſein Reich, hier herrſchte er über die Vögel unterm Himmel und die Tiere auf Erden, ſolange er nicht ſelbſt von dem geſtrengen Herrn Vater und den unregelmäßigen Verben beherrſcht wurde, was leider täglich, und zwar an den beſten Stunden des Tages, geſchah. Wenn er aber freigegeben war und ſein Butterbrot verzehrt hatte, dann „ſchnürte“ er nach Art des Fuchſes an den Dorf- und Buſchrändern entlang, einen Sprenkel unter der Jacke und ein Bündel in Papier gewickelte Leimruten im Ärmel und revidierte ſein Reich. Und wenn er ſeinen Rundgang beendet hatte, dann legte er ſich ins Gras und ſah in die Wolken, die am blauen Himmel vorüberſegelten, und gab ſeinen Gedanken Audienz.

Pfarrſch-Max, komm mal ra—us, rief es auf der Straße jenſeits des Gartens. Das waren die ländlichen Spielgenoſſen, die auch zu ſeinem Reiche gehörten, die er regierte wie ein Häuptling ſeinen Stamm, die an ihm hingen in treuſter Anhänglichkeit, und die ſeinetwegen ſelbſt eine Exekution des Herrn Kantors nicht gefürchtet hätten.

Pfarrſch-Max, du ſollſt mal ra—us kommen. — Pfarrſch-Max ließ ſie rufen, einesteils, weil es ſeiner Eigenliebe behagte, ſich ſuchen zu laſſen, anderenteils, weil er allein ſein wollte. Denn über dem ſonnigen Tage ſchwebte ein dunkles Verhängnis. Morgen ſollte Pfarrſch-Max in die Stadt und auf das Gymnaſium und in die Penſion kommen.

Daß den Menschen der Blick in die Zukunft verschlossen ist, das ist eine der größten Wohltaten, die die Gottheit dem Menschengeschlechte erwiesen hat. Wie müßte es sonst solch einem armen Jungen zumute sein, der seine Freiheit verläßt, um sechs bis acht Jahre lang ins Joch gespannt zu werden und zu arbeiten, Tag für Tag, und das in der Fremde, in einer Art von Gefängnis, wenn er wüßte, was ihm bevorsteht! Pfarrsch-Max hatte glücklicherweise keinen prophetischen Geist. Ja, die Zukunft erschien ihm nicht ohne Lichtpunkte. Vom Dorfe in die Stadt ziehn ist ein erhebendes Ereignis, auch sind lange Hosen eine begehrenswerte Sache, auch erscheint es wünschenswert, der Ungeduld der väterlichen Pädagogik, die eine unbillige Vorliebe für Ohrläppchen hatte, entrückt zu werden. Aber das konnte sich doch Pfarrsch-Max nicht verhehlen, daß er seinem Reiche in Wiese und Busch Lebewohl sagen mußte. Und wer sollte nun die Vogelnester kontrollieren oder die Dorfjungens in ihren Kriegszügen gegen das Nachbardorf anführen? Und wer würde nun im Winter für die Meisen Speckschwarten annageln und für die Hühner und Tauben sorgen? Und wie würde sich Karo grämen? Das waren, wie gesagt, dunkle Punkte am hellen Himmel. Man läßt sich so etwas nicht merken, man ist nur ein paar Grade unliebenswürdiger als sonst. Und wenn die Mutter tränenden Auges auf ihren ihr schon halb entrissenen Ältesten blickt, so verlangt man trotzig Wurst aufs Butterbrot, was sonst nicht gestattet wurde. Und wenn der Vater noch einige gute Regeln gibt, oder noch einmal nach dem Ablativus absolutus fragt, so gibt man in möglichst gleichgiltigem Tone Ant-

wort. Nur als der Abschied kam und die Mutter in leidenschaftlichem Schmerze ihren großen Jungen, der ihr nun nicht mehr gehören sollte, in die Arme nahm, da zitterte auch sein Herz, und da hatte er eine Ahnung davon, daß er etwas verlor, was ihm nie wieder gegeben oder ersetzt werden konnte.

Das Aufnahmeexamen machte keine Schwierigkeiten, da der Herr Vater Bescheid gewußt und die lateinischen Formen tüchtig eingepaukt hatte. Dann kam der große Augenblick, wo die bunte Quartanermütze gekauft wurde, dann ging es zur Pensionsmutter, der verwitweten Frau Kataſterkontrolleur Giesecke und deren Tochter Rosalie, einer Jungfrau in reifern Jahren. Beide Damen waren von riesiger Liebenswürdigkeit. Der Herr Pastor und der liebe Max wurden in die gute Stube geführt. Da gab es Wein und Biskuit. Hei! dachte Max, wenn das so fortgeht, so kanns nicht schlimm werden. Währenddessen hielten die Frau Kataſterkontrolleur und Fräulein Tochter eine Lobrede in verteilten Rollen auf ihr Pensionat, damit beginnend, daß die allbekannte und bewährte Gieseckische Pension von dem Herrn Direktor besonders bevorzugt und empfohlen würde — und daß erst neulich in einem Kaffee Frau Professor Quidde gesagt habe, die Gieseckische Pension sei etwas ganz ausgezeichnetes, das wisse die ganze Stadt — und daß die Schüler hier wie Söhne gehalten würden — und daß sie sich überhaupt über nichts beklagen könnten — und daß sie, die Frau Kataſterkontrolleur, eigentlich für ein Pensionsgeschäft ein zu gutes Herz hätte — und daß überhaupt nichts verdient würde — und daß man es eigentlich mehr aus Liebhaberei und Menschenfreundlichkeit tue.

Der Herr Pastor hörte zu. Was wollte er auch weiter tun, da keine Aussicht war, zu Worte zu kommen. Darauf nahm er Abschied, ermahnte seinen Max noch einmal zu Fleiß und Folgsamkeit und erinnerte nochmals an das Kapitel in der Grammatik, wo von dem Gebrauch des Deponenz beim Ablativus absolutus die Rede war. Max versprach sein Bestes zu tun und sah seinem Vater vom Fenster aus nach. Als dessen schwarzer Rockfittich hinter der nächsten Straßenecke verschwand, kam es über ihn wie ein Gefühl großer Vereinsamung, als ob jemand hinter ihm die Tür zugeschlossen hätte.

In diesem Augenblicke schloß sich auch hinter ihm die Tür der guten Stube der Frau Katasterkontrolleur, wenigstens bis zum nächsten Besuche des Herrn Vaters, und die Schülerstube, vulgo Bude, tat sich auf. Lieber Gott, was für ein Loch! Vor zehn Jahren hatte einmal eine helle Tapete an der Wand gesessen, jetzt war sie braungeräuchert wie eine Wurstschale. Tischen und Stühlen sah man deutlich eine zehnjährige Mißhandlung an. Es waren eigentlich nur zusammengeflickte Trümmer. Alles war häßlich, armselig, verbraucht und mit zahllosen Tintenflecken besät. Und die Bewohner dieses Raumes, ein Primaner, ein Sekundaner und ein Quintaner, sahen auch nichts weniger als frisch aus. Und das Schlafzimmer war nicht viel erfreulicher. Verdächtige braune Flecke an der Wand hätten den Kenner zu der Frage veranlassen können: Gibt es hier vielleicht Wanzen? Aus den Fenstern sah man auf einen engen, von alten Häusern umgebnen Hof. An dem Gebäude gegenüber zogen sich Holzgänge entlang, die vor undenklichen Zeiten einmal ange-

strichen gewesen waren. Zwischen den Pfosten der Gänge pflegte man Wäsche zum Trocknen aufzuhängen, und es gewährte eine gewisse Abwechslung, zu beobachten, ob dies weiße Wäsche oder bunte Wäsche, Bettwäsche oder Kinderwäsche war. Wenn man ganz nahe ans Fenster trat, so konnte man auch einen Streifen Himmel sehen und sogar den Gipfel eines Baumes, der über das Hintergebäude des Nachbarn herübersah. Unten im Hofe war ein Pferdestall, der der Luft im Sommer wie im Winter seinen bekannten Geruch mitteilte.

Pfarrsch-Max, der nach Beginn des Schuljahrs eingetreten war, kam natürlich auf den letzten Platz zu sitzen. Aber da ihm sein Herr Vater einige Wissensvorräte mitgegeben hatte, so arbeitete er sich langsam in die Höhe, um ebenso stetig wieder herunterzukommen, als der Vorrat verbraucht war. Das statische Gleichgewicht war erreicht, als er Drittletzter geworden war. Die beiden letzten nahmen ihn mit Jubel in ihrem Bunde auf. Der letzte war der Sohn eines reichen Bierbrauers und lernte grundsätzlich nichts, und der vorletzte war ein Bauernsohn aus der Umgegend, der schon in der Dorfschule nicht hatte mitkommen können, und den seine Eltern aufs Gymnasium geschickt hatten, weil der Sohn des Nachbarn, der auch nicht mehr Morgen Land besaß als er, die Realschule besuchte. Beide befanden sich auf ihren Plätzen außerordentlich wohl in der Gewißheit, von niemand verdrängt zu werden; Pfarrsch-Max aber fühlte sich einigermaßen unheimlich in dieser Umgebung, denn er hatte keinen Brauereibesitzer oder reichen Bauern zum Vater, und er erinnerte sich, daß seine Mutter zum Abschied gesagt

hatte: Sei fleißig, mein Sohn, wir können dir nichts weiter ins Leben mitgeben, als was du lernst.

Pfarrsch-Max war nicht dumm. Er hatte ein sinniges Gemüt und eine scharfe Beobachtungsgabe und wußte von der Welt — nicht der papiernen, sondern der wirklichen — mehr als sämtliche Musterknaben der Klasse zusammen genommen. Er lernte auch, begriff, was zu lernen und zu begreifen war, aber er hatte, gerade so wie sein Herr Vater, die üble Gabe, beim Denken drei Schritte zu machen, wo die andern zwei machten. Ich erinnere mich von der Universität her eines Mathematikers, der sein Jahr abdiente und die Gewohnheit hatte, drei Schritte zu machen, wo die andern zwei machten. Als ihn nun der Unteroffizier anschnauzte, antwortete er mit wissenschaftlicher Ruhe: Der Modus meiner Bewegung ist zwar verschieden von dem Modus der Bewegung der übrigen, allein das Endresultat ist dasselbe. — Was? — Der Modus meiner Bewegung — Herr, sind Sie verrückt? — Selbigen Tags noch saß er im Kasten. So kam auch Pfarrsch-Max mit seinem Zweidritteltakte nicht durch. Wer nicht in der Reihe blieb, kam hinter die Reihe und konnte sehen, wie er nachkam. Wenn er auf eine Frage aushob wie eine Uhr mit einem langsamen Schlagwerke, so hatte es schon längst geheißen: Folgender! Folgender! Folgender! und Pfarrsch-Max konnte seine Wissenschaft nicht mehr anbringen. Und noch schlimmer war es im Extemporale, wo er nie mit einem Satze fertig war, wenn schon der neue Satz begonnen hatte, und das Endresultat Übereilung und Fehler waren. Die Zensur fiel denn auch [illegible]hr unbefriedigend aus.

Auch in der Penſion geſtalteten ſich die Dinge nicht ſo erfreulich, als nach dem zweiſtimmigen Lobgeſange von Frau Kataſterkontrolleur und Fräulein Tochter erwartet werden mußte. Von Seelengüte war weniger zu bemerken als von dem Beſtreben, bei der Penſion möglichſt viel zu verdienen. Die Schüler merkten das bald und übten, wenn ſie unter ſich waren, ſcharfe Kritik. Sie nannten die alte würdige Dame „Schinderhannchen“ und Fräulein Roſalie, offenbar in Beziehung auf ihre Dürre und Beweglichkeit, den „Quirl.“ Beſonders übel nahmen es die Schüler, daß ſie mit dem Eſſen nicht ihr Recht erhielten. Nicht als ob ſie hätten hungern müſſen, aber Schinderhannchen gebrauchte den Kunſtgriff, den Appetit ihrer Schüler nicht zu reizen, und kochte darum etwas weniger ſchmackhaft. Butter und Wurſt nahm ſie von der billigſten Sorte, und das Brot kam ſteinhart auf den Tiſch. Ein Gericht, dem die Schüler ein zu lebhaftes Wohlgefallen entgegenbrachten, verſchwand auf Nimmerwiederſehen vom Tiſche. Beſonders verhaßt war ein gewiſſes Ragout, in dem zweifelhafte Reſte durch eine ſaure Brühe relativ ſchmackhaft gemacht werden ſollten. Als dieſes Gericht immer wieder vorgeſetzt worden war, gab es nach Tiſch im Schulzimmer eine erregte Verſammlung; man ſprach ſchon von Revolution und Sezeſſion. Pfarrſch-Max lachte in ſich hinein und ſagte: Ich wüßte ſchon, was wir machen könnten.

Was denn?

Wir fahren über das Ragout her und putzen es auf, als wenn es wunder wie gut ſchmeckte, dann kommt es nicht wieder.

Donnerwetter, ſagte der Primaner, der Froſch

ist nicht so dumm, wie er aussieht. Das wird gemacht. Und wer das Maul verzieht und nicht ordentlich einhaut, der kriegt hinterher Ohrfeigen.

So geschah es. Als das berüchtigte Ragout bald darauf wieder auf den Tisch kam, verschwand es im Handumdrehn, und Frau Katasterkontrolleur sah mit Entsetzen auf die leere Schüssel und die starren Augen der Schüler, die mehr zu verlangen schienen. Und das Ragout erschien nie wieder.

Das war ein lichter Blick in dem freudlosen Leben, das sich zwischen Schule, Hausarbeiten und langweiligen Freistunden abspann. Wie oft stand Max am Fenster und schaute nach dem Stückchen Himmel und dem Stückchen Baum, der ihn an die Pappelweiden auf seiner Wiese erinnerte, und sah den Krähen nach, die vorüber flogen, und hatte eine brennende Sehnsucht nach Hause. Es wäre ein trostloser Jammer gewesen, wenn nicht ein Wort mit immer größerer Deutlichkeit aus der Ferne aufgetaucht wäre: Ferien!

Der Ferienanfang kam, aber wie ein verdorbner Tag, an dem die Sonne nicht durch die Nebel dringen kann. Das schlechte Zeugnis in der Tasche verdarb die Freude. Und es war auch kein schöner Augenblick, als er seinem Vater das Zeugnis zögernd überreichte, und als des Vaters Gesicht, während er las, immer länger wurde, und als er sich seufzend abwandte. Das war schlimmer, als wenn er, wie in frühern Zeiten, nach der bewußten Ecke gegriffen hätte, wo der Stock stand. Nun wurde alle Tage repetiert, Lateinisch, Französisch, Mathematik, nun kam es nie zu dem Bewußtsein voller Freiheit und Sorglosigkeit. Und kaum waren die Ferien zur

Hälfte vorüber, so tauchte in der Ferne wie ein scheußliches Meduſenhaupt der Schulanfang auf und verdarb allen Genuß der Gegenwart. Den letzten Ferientag ſchlich Max wie im Traume umher. Und dieſesmal ging es beim Abſchiede nicht ohne Tränen ab. Der große Junge weinte wie ein kleines Kind, als er wieder in ſein freudloſes Daſein zurückmußte; es war ihm zumute wie einem Kanarienvogel, der in einen dunkeln Käfig geſperrt wird, damit er deſto ſchöner ſingen lernt.

Und ſo wiederholte ſich das alle Ferien. Sogar in das liebe Weihnachtsfeſt warf die Zenſur ihre dunkeln Schatten. Es tut uns leid, ſagen zu müſſen, daß Pfarrſch-Max, oder wie er im Schulverzeichnis hieß, Max Froſch, zu Oſtern ſitzen blieb, trotz väterlicher und mütterlicher Ermahnungen und trotz des beſten Willens, den Max hatte. Es ging nicht, weil er beim Denken, Lernen und Schreiben allemal drei Schritte machen mußte, wo die andern zwei machten. Wie beneidete er ſeine Kommilitonen, die wie ein gutes Löſchpapier jede Schrift und jedes Wort unweigerlich auffogen und feſthielten. Wie begabt mußte ein Menſch ſein, der das konnte, und wie tadelnswert einer, der das nicht konnte, oder der wohl gar noch einen eignen Gedanken dazwiſchen ſchob.

Und ſo ging es weiter. Pfarrſch-Max wurde verſetzt und blieb wieder ſitzen, es ging, aber es ging langſam, ohne Intereſſe an der Sache und ohne Freude am Erfolg, geſchoben, geſcholten, ermahnt und verbittert. Und das Leben in der Penſion hatte ſich nicht lichter geſtaltet, und das Eſſen war nicht beſſer geworden, aber die Lobreden von

Schinderhannchen und Fräulein Quirl über die ausgezeichnete Pension und die Selbstlosigkeit und Herzensgüte der Inhaberinnen waren immer länger und schwungvoller geworden. Eine Glanzleistung aber war das Duett, das erklang, als Herr Pastor Frosch eines Tags seinen Max aus der Pension nahm. Da gab es wieder Wein und Biskuit und die zweistimmige Versicherung, wie leid ihnen das tue — und wie wohl sich Max bei ihnen befunden habe — und wie man ihn gleich einem Sohne gehalten habe — und wie man es herzlich und aufrichtig beklagt habe, daß es in der Schule nicht hatte recht gehn wollen.

Pastor Frosch hatte sich versetzen lassen in ein Dorf, das die Vorstadt einer Gymnasialstadt bildete. Er hatte sich dabei in seinem Einkommen verschlechtert, aber er hatte das Opfer gebracht seinem Max zuliebe, den er nun zu Hause behalten und selbst beaufsichtigen konnte. Max hatte die Nachricht mit großer Freude vernommen und gehofft, daß die alten schönen Zeiten wiederkehrten; aber sie kehrten nicht wieder. Das Pfarrhaus war nicht so schön wie das alte, und Wiese und Wald gab es gar nicht. Und wenn es das gegeben hätte, es fehlte die Zeit. Und wenn er gehofft hatte, das neue Gymnasium würde barmherziger als das alte sein, so hatte er sich auch darin getäuscht und mußte die Erfahrung machen, daß er aus dem Regen in die Traufe gekommen sei.

Dieses neue Gymnasium war unter dem alten Direktor, der ebenso wie sein Lehrerkollegium etwas ausgedehnte abendliche Sitzungen im Goldnen Eber geliebt hatte, etwas zurückgekommen. Der neue Di-

rektor aber war mit Feuer und Schwert dazwischen gefahren, hatte das etwas bequem gewordne Kollegium aufgemuntert und Schnitt und Reglement in den Schulbetrieb gebracht. Die Zensuren wurden vereinfacht. Es gab nur noch die Nummern drei und vier, drei für genügend, vier für ungenügend. Wer eine zwei haben wollte, durfte überhaupt keinen Fehler machen, und um eine eins zu erhalten, mußte man dem lateinischen Klassiker überlegen sein und seine Fehler verbessern können. Den Ausschlag gab in allem das Extemporale. Mit dreieinhalb Fehlern war man ein weißes Schaf und wurde versetzt, mit vier Fehlern ein schwarzes und blieb sitzen. Armer Pfarrsch-Max, wie wird es dir ergehn?

Und wie erging es ihm im väterlichen Hause! Während es sonst viermal im Jahre ein Elend gab, wenn er nämlich mit seiner Zensur zu Haus ankam, so gab es jetzt ein Elend allemal, wenn ein Extemporale zurückgegeben wurde, das heißt aller acht Tage und manchmal noch öfter. An solchen Tagen hatte der Herr Vater von früh an schon schlechte Laune, und die Frau Mutter hatte ihre Nerven und kriegte das Zittern, und die jüngern Schwestern redeten altklug über die Gymnasialverhältnisse und gute und schlechte Sekundaner und besetzten das Fenster, um aus der Ferne schon aus Miene und Haltung des unglücklichen Bruders Schlüsse auf den Ausfall des Extemporale zu machen. Wenn sie ihn mit schlappen Knieen und gesenktem Kopfe die Kirchstraße entlang ziehn sahen, so wußten sie schon, was die Glocke geschlagen hatte, und verkündigten Unglück im ganzen Hause. Dann fing die Mutter zu jammern an, und die Schwestern steckten die Köpfe

zusammen, und oben stampfte der Vater in seinem Studierzimmer erregt auf und ab. Und dazwischen stand Max mit der Miene des Übeltäters und ließ die Ohren hängen.

Was hast du denn geschrieben? fragte die Mutter.

Eine viere.

Aber das ist ja schrecklich. Kannst du denn gar nicht besser schreiben?

Ich tue, was ich kann.

Aber andre können es doch. Und wir haben doch das Opfer gebracht und sind deinetwegen in die Stadt gezogen. Und du weißt doch, wie sich der Vater allemal ärgert. Und was werden sie bei Engelmanns sagen ...

An solch einem Unglückstage war das Mittagessen für die Beteiligten kein Genuß. Der Vater machte ein langes Gesicht und rührte kaum etwas an, die Mutter pries vergeblich ihre schönen Gerichte, und Max aß aus Hunger und Pflichtgefühl, aber es schmeckte ihm wie dem verlornen Sohne die Treber, mit denen er seinen Bauch gefüllt hätte — wenn er sie gekriegt hätte.

Und diese Kaffees waren auch ein Leiden. Wenn die Dienstbotennot behandelt war, so konnte man sicher sein, daß das Gespräch auf die Schulnöte kam, und dann war es keine leichte Sache, mit Fassung all das herzliche Bedauern von Frau Engelmann und Frau Bendemann, und wie sie alle hießen, entgegenzunehmen. Die Frau Pastorin kam manchmal ganz aufgelöst nach Haus, und abends gab es dann Ermahnungen: Max, Max, denke an deinen Vater,

er sagt zwar nicht viel, aber du weißt, wie schwer er daran trägt, wenn es in der Schule nicht geht.

Ich tue, was ich kann, sagte Max.

Denke doch, was soll werden? Du mußt doch das Examen machen und studieren. Du kannst doch nicht Postsekretär werden. Was würden Engelmanns dazu sagen!

Und nun kam noch ein neues Übel dazu, Kopfschmerzen. Die jahrelange grundverkehrte Lebensweise strafte sich. Es stellten sich Kopfschmerzen ein, manchmal starke, manchmal leise, manchmal war es, als wenn der Kopf an den Schläfen zwischen die Spitzen eines großen heißen Zirkels eingespannt wäre, frei von Druck war der Kopf eigentlich nie. Wer Pfarrsch-Max gekannt hatte damals, als er noch durch Wiese und Busch zog, hätte ihn jetzt nicht wieder erkannt. Er war emporgeschossen, seine großen Hände und Füße sahen aus verwachsenen Ärmeln und Beinkleidern heraus. Er hielt sich schlecht, sah blaß aus und schleppte seine Bücher mit müder Gleichgiltigkeit in die Schule und aus der Schule.

Aber auch die Mutter und die Schwestern, geschweige denn der Herr Vater, wußten nicht, wie müde er war, und wie hundselend er sich fühlte unter dem steten Drucke der Kopfschmerzen und unter dem Bewußtsein, das nicht leisten zu können, was er nun einmal durchaus leisten sollte, und schuld zu sein an all dem Geklage, das er wochein wochaus hören mußte. Von allen Gestalten der griechischen Mythe war ihm keine verständlicher als jener Sisyphus, der in ewig vergeblicher Mühe seinen Felsblock den Berg empor wälzte.

Der Herr Pastor hörte zu. Was wollte er auch weiter tun, da keine Aussicht war, zu Worte zu kommen. Darauf nahm er Abschied, ermahnte seinen Max noch einmal zu Fleiß und Folgsamkeit und erinnerte nochmals an das Kapitel in der Grammatik, wo von dem Gebrauch des Deponenz beim Ablativus absolutus die Rede war. Max versprach sein Bestes zu tun und sah seinem Vater vom Fenster aus nach. Als dessen schwarzer Rockfittich hinter der nächsten Straßenecke verschwand, kam es über ihn wie ein Gefühl großer Vereinsamung, als ob jemand hinter ihm die Tür zugeschlossen hätte.

In diesem Augenblicke schloß sich auch hinter ihm die Tür der guten Stube der Frau Katasterkontrolleur, wenigstens bis zum nächsten Besuche des Herrn Vaters, und die Schülerstube, vulgo Bude, tat sich auf. Lieber Gott, was für ein Loch! Vor zehn Jahren hatte einmal eine helle Tapete an der Wand gesessen, jetzt war sie braungeräuchert wie eine Wurstschale. Tischen und Stühlen sah man deutlich eine zehnjährige Mißhandlung an. Es waren eigentlich nur zusammengeflickte Trümmer. Alles war häßlich, armselig, verbraucht und mit zahllosen Tintenflecken besät. Und die Bewohner dieses Raumes, ein Primaner, ein Sekundaner und ein Quintaner, sahen auch nichts weniger als frisch aus. Und das Schlafzimmer war nicht viel erfreulicher. Verdächtige braune Flecke an der Wand hätten den Kenner zu der Frage veranlassen können: Gibt es hier vielleicht Wanzen? Aus den Fenstern sah man auf einen engen, von alten Häusern umgebnen Hof. An dem Gebäude gegenüber zogen sich Holzgänge entlang, die vor undenklichen Zeiten einmal ange-

ſtrichen geweſen waren. Zwiſchen den Pfoſten der Gänge pflegte man Wäſche zum Trocknen aufzuhängen, und es gewährte eine gewiſſe Abwechſlung, zu beobachten, ob dies weiße Wäſche oder bunte Wäſche, Bettwäſche oder Kinderwäſche war. Wenn man ganz nahe ans Fenſter trat, ſo konnte man auch einen Streifen Himmel ſehen und ſogar den Gipfel eines Baumes, der über das Hintergebäude des Nachbarn herüberſah. Unten im Hofe war ein Pferdeſtall, der der Luft im Sommer wie im Winter ſeinen bekannten Geruch mitteilte.

Pfarrſch-Max, der nach Beginn des Schuljahrs eingetreten war, kam natürlich auf den letzten Platz zu ſitzen. Aber da ihm ſein Herr Vater einige Wiſſensvorräte mitgegeben hatte, ſo arbeitete er ſich langſam in die Höhe, um ebenſo ſtetig wieder herunterzukommen, als der Vorrat verbraucht war. Das ſtatiſche Gleichgewicht war erreicht, als er Drittletzter geworden war. Die beiden letzten nahmen ihn mit Jubel in ihrem Bunde auf. Der letzte war der Sohn eines reichen Bierbrauers und lernte grundſätzlich nichts, und der vorletzte war ein Bauernſohn aus der Umgegend, der ſchon in der Dorfſchule nicht hatte mitkommen können, und den ſeine Eltern aufs Gymnaſium geſchickt hatten, weil der Sohn des Nachbarn, der auch nicht mehr Morgen Land beſaß als er, die Realſchule beſuchte. Beide befanden ſich auf ihren Plätzen außerordentlich wohl in der Gewißheit, von niemand verdrängt zu werden; Pfarrſch-Max aber fühlte ſich einigermaßen unheimlich in dieſer Umgebung, denn er hatte keinen Brauereibeſitzer oder reichen Bauern zum Vater, und er erinnerte ſich, daß ſeine Mutter zum Abſchied geſagt

hatte: Sei fleißig, mein Sohn, wir können dir nichts weiter ins Leben mitgeben, als was du lernst.

Pfarrsch-Max war nicht dumm. Er hatte ein sinniges Gemüt und eine scharfe Beobachtungsgabe und wußte von der Welt — nicht der papiernen, sondern der wirklichen — mehr als sämtliche Musterknaben der Klasse zusammen genommen. Er lernte auch, begriff, was zu lernen und zu begreifen war, aber er hatte, gerade so wie sein Herr Vater, die üble Gabe, beim Denken drei Schritte zu machen, wo die andern zwei machten. Ich erinnere mich von der Universität her eines Mathematikers, der sein Jahr abdiente und die Gewohnheit hatte, drei Schritte zu machen, wo die andern zwei machten. Als ihn nun der Unteroffizier anschnauzte, antwortete er mit wissenschaftlicher Ruhe: Der Modus meiner Bewegung ist zwar verschieden von dem Modus der Bewegung der übrigen, allein das Endresultat ist dasselbe. — Was? — Der Modus meiner Bewegung — Herr, sind Sie verrückt? — Selbigen Tags noch saß er im Kasten. So kam auch Pfarrsch-Max mit seinem Zweidritteltakte nicht durch. Wer nicht in der Reihe blieb, kam hinter die Reihe und konnte sehen, wie er nachkam. Wenn er auf eine Frage aushob wie eine Uhr mit einem langsamen Schlagwerke, so hatte es schon längst geheißen: Folgender! Folgender! Folgender! und Pfarrsch-Max konnte seine Wissenschaft nicht mehr anbringen. Und noch schlimmer war es im Extemporale, wo er nie mit einem Satze fertig war, wenn schon der neue Satz begonnen hatte, und das Endresultat Übereilung und Fehler waren. Die Zensur fiel denn auch sehr unbefriedigend aus.

Auch in der Penſion geſtalteten ſich die Dinge nicht ſo erfreulich, als nach dem zweiſtimmigen Lobgeſange von Frau Kataſterkontrolleur und Fräulein Tochter erwartet werden mußte. Von Seelengüte war weniger zu bemerken als von dem Beſtreben, bei der Penſion möglichſt viel zu verdienen. Die Schüler merkten das bald und übten, wenn ſie unter ſich waren, ſcharfe Kritik. Sie nannten die alte würdige Dame „Schinderhannchen“ und Fräulein Roſalie, offenbar in Beziehung auf ihre Dürre und Beweglichkeit, den „Quirl.“ Beſonders übel nahmen es die Schüler, daß ſie mit dem Eſſen nicht ihr Recht erhielten. Nicht als ob ſie hätten hungern müſſen, aber Schinderhannchen gebrauchte den Kunſtgriff, den Appetit ihrer Schüler nicht zu reizen, und kochte darum etwas weniger ſchmackhaft. Butter und Wurſt nahm ſie von der billigſten Sorte, und das Brot kam ſteinhart auf den Tiſch. Ein Gericht, dem die Schüler ein zu lebhaftes Wohlgefallen entgegenbrachten, verſchwand auf Nimmerwiederſehen vom Tiſche. Beſonders verhaßt war ein gewiſſes Ragout, in dem zweifelhafte Reſte durch eine ſaure Brühe relativ ſchmackhaft gemacht werden ſollten. Als dieſes Gericht immer wieder vorgeſetzt worden war, gab es nach Tiſch im Schulzimmer eine erregte Verſammlung; man ſprach ſchon von Revolution und Sezeſſion. Pfarrſch-Max lachte in ſich hinein und ſagte: Ich wüßte ſchon, was wir machen könnten.

Was denn?

Wir fahren über das Ragout her und putzen es auf, als wenn es wunder wie gut ſchmeckte, dann kommt es nicht wieder.

Donnerwetter, ſagte der Primaner, der Froſch

ist nicht so dumm, wie er aussieht. Das wird gemacht. Und wer das Maul verzieht und nicht ordentlich einhaut, der kriegt hinterher Ohrfeigen.

So geschah es. Als das berüchtigte Ragout bald darauf wieder auf den Tisch kam, verschwand es im Handumdrehn, und Frau Katasterkontrolleur sah mit Entsetzen auf die leere Schüssel und die starren Augen der Schüler, die mehr zu verlangen schienen. Und das Ragout erschien nie wieder.

Das war ein lichter Blick in dem freudlosen Leben, das sich zwischen Schule, Hausarbeiten und langweiligen Freistunden abspann. Wie oft stand Max am Fenster und schaute nach dem Stückchen Himmel und dem Stückchen Baum, der ihn an die Pappelweiden auf seiner Wiese erinnerte, und sah den Krähen nach, die herüber flogen, und hatte eine brennende Sehnsucht nach Hause. Es wäre ein trostloser Jammer gewesen, wenn nicht ein Wort mit immer größerer Deutlichkeit aus der Ferne aufgetaucht wäre: Ferien!

Der Ferienanfang kam, aber wie ein verdorbner Tag, an dem die Sonne nicht durch die Nebel dringen kann. Das schlechte Zeugnis in der Tasche verdarb die Freude. Und es war auch kein schöner Augenblick, als er seinem Vater das Zeugnis zögernd überreichte, und als des Vaters Gesicht, während er las, immer länger wurde, und als er sich seufzend abwandte. Das war schlimmer, als wenn er, wie in frühern Zeiten, nach der bewußten Ecke gegriffen hätte, wo der Stock stand. Nun wurde alle Tage repetiert, Lateinisch, Französisch, Mathematik, nun

-ie zu dem Bewußtsein voller Freiheit und

'eit. Und kaum waren die Ferien zur

Hälfte vorüber, so tauchte in der Ferne wie ein scheußliches Meduſenhaupt der Schulanfang auf und verdarb allen Genuß der Gegenwart. Den letzten Ferientag ſchlich Max wie im Traume umher. Und dieſesmal ging es beim Abſchiede nicht ohne Tränen ab. Der große Junge weinte wie ein kleines Kind, als er wieder in ſein freudloſes Daſein zurückmußte; es war ihm zumute wie einem Kanarienvogel, der in einen dunkeln Käfig geſperrt wird, damit er deſto ſchöner ſingen lernt.

Und ſo wiederholte ſich das alle Ferien. Sogar in das liebe Weihnachtsfeſt warf die Zenſur ihre dunkeln Schatten. Es tut uns leid, ſagen zu müſſen, daß Pfarrſch-Max, oder wie er im Schulverzeichnis hieß, Max Froſch, zu Oſtern ſitzen blieb, trotz väterlicher und mütterlicher Ermahnungen und trotz des beſten Willens, den Max hatte. Es ging nicht, weil er beim Denken, Lernen und Schreiben allemal drei Schritte machen mußte, wo die andern zwei machten. Wie beneidete er ſeine Kommilitonen, die wie ein gutes Löſchpapier jede Schrift und jedes Wort unweigerlich aufſogen und feſthielten. Wie begabt mußte ein Menſch ſein, der das konnte, und wie tadelnswert einer, der das nicht konnte, oder der wohl gar noch einen eignen Gedanken dazwiſchen ſchob.

Und ſo ging es weiter. Pfarrſch-Max wurde verſetzt und blieb wieder ſitzen, es ging, aber es ging langſam, ohne Intereſſe an der Sache und ohne Freude am Erfolg, geſchoben, geſcholten, ermahnt und verbittert. Und das Leben in der Penſion hatte ſich nicht lichter geſtaltet, und das Eſſen war nicht beſſer geworden, aber die Lobreden von

Schinderhannchen und Fräulein Quirl über die ausgezeichnete Pension und die Selbstlosigkeit und Herzensgüte der Inhaberinnen waren immer länger und schwungvoller geworden. Eine Glanzleistung aber war das Duett, das erklang, als Herr Pastor Frosch eines Tags seinen Max aus der Pension nahm. Da gab es wieder Wein und Biskuit und die zweistimmige Versicherung, wie leid ihnen das tue — und wie wohl sich Max bei ihnen befunden habe — und wie man ihn gleich einem Sohne gehalten habe — und wie man es herzlich und aufrichtig beklagt habe, daß es in der Schule nicht hatte recht gehn wollen.

Pastor Frosch hatte sich versetzen lassen in ein Dorf, das die Vorstadt einer Gymnasialstadt bildete. Er hatte sich dabei in seinem Einkommen verschlechtert, aber er hatte das Opfer gebracht seinem Max zuliebe, den er nun zu Hause behalten und selbst beaufsichtigen konnte. Max hatte die Nachricht mit großer Freude vernommen und gehofft, daß die alten schönen Zeiten wiederkehrten; aber sie kehrten nicht wieder. Das Pfarrhaus war nicht so schön wie das alte, und Wiese und Wald gab es gar nicht. Und wenn es das gegeben hätte, es fehlte die Zeit. Und wenn er gehofft hatte, das neue Gymnasium würde barmherziger als das alte sein, so hatte er sich auch darin getäuscht und mußte die Erfahrung machen, daß er aus dem Regen in die Traufe gekommen sei.

Dieses neue Gymnasium war unter dem alten Direktor, der ebenso wie sein Lehrerkollegium etwas ausgedehnte abendliche Sitzungen im Goldnen Eber geliebt hatte, etwas zurückgekommen. Der neue Di-

rektor aber war mit Feuer und Schwert dazwischen gefahren, hatte das etwas bequem gewordne Kollegium aufgemuntert und Schnitt und Reglement in den Schulbetrieb gebracht. Die Zensuren wurden vereinfacht. Es gab nur noch die Nummern drei und vier, drei für genügend, vier für ungenügend. Wer eine zwei haben wollte, durfte überhaupt keinen Fehler machen, und um eine eins zu erhalten, mußte man dem lateinischen Klassiker überlegen sein und seine Fehler verbessern können. Den Ausschlag gab in allem das Extemporale. Mit dreieinhalb Fehlern war man ein weißes Schaf und wurde versetzt, mit vier Fehlern ein schwarzes und blieb sitzen. Armer Pfarrsch-Max, wie wird es dir ergehn?

Und wie erging es ihm im väterlichen Hause! Während es sonst viermal im Jahre ein Elend gab, wenn er nämlich mit seiner Zensur zu Haus ankam, so gab es jetzt ein Elend allemal, wenn ein Extemporale zurückgegeben wurde, das heißt aller acht Tage und manchmal noch öfter. An solchen Tagen hatte der Herr Vater von früh an schon schlechte Laune, und die Frau Mutter hatte ihre Nerven und kriegte das Zittern, und die jüngern Schwestern redeten altklug über die Gymnasialverhältnisse und gute und schlechte Sekundaner und besetzten das Fenster, um aus der Ferne schon aus Miene und Haltung des unglücklichen Bruders Schlüsse auf den Ausfall des Extemporale zu machen. Wenn sie ihn mit schlappen Knieen und gesenktem Kopfe die Kirchstraße entlang ziehn sahen, so wußten sie schon, was die Glocke geschlagen hatte, und verkündigten Unglück im ganzen Hause. Dann fing die Mutter zu jammern an, und die Schwestern steckten die Köpfe

zusammen, und oben stampfte der Vater in seinem Studierzimmer erregt auf und ab. Und dazwischen stand Max mit der Miene des Übeltäters und ließ die Ohren hängen.

Was hast du denn geschrieben? fragte die Mutter.

Eine viere.

Aber das ist ja schrecklich. Kannst du denn gar nicht besser schreiben?

Ich tue, was ich kann.

Aber andre können es doch. Und wir haben doch das Opfer gebracht und sind deinetwegen in die Stadt gezogen. Und du weißt doch, wie sich der Vater allemal ärgert. Und was werden sie bei Engelmanns sagen ...

An solch einem Unglückstage war das Mittagessen für die Beteiligten kein Genuß. Der Vater machte ein langes Gesicht und rührte kaum etwas an, die Mutter pries vergeblich ihre schönen Gerichte, und Max aß aus Hunger und Pflichtgefühl, aber es schmeckte ihm wie dem verlornen Sohne die Treber, mit denen er seinen Bauch gefüllt hätte — wenn er sie gekriegt hätte.

Und diese Kaffees waren auch ein Leiden. Wenn die Dienstbotennot behandelt war, so konnte man sicher sein, daß das Gespräch auf die Schulnöte kam, und dann war es keine leichte Sache, mit Fassung all das herzliche Bedauern von Frau Engelmann und Frau Bendemann, und wie sie alle hießen, entgegenzunehmen. Die Frau Pastorin kam manchmal ganz aufgelöst nach Haus, und abends gab es dann Ermahnungen: Max, Max, denke an deinen Vater,

er sagt zwar nicht viel, aber du weißt, wie schwer er daran trägt, wenn es in der Schule nicht geht.

Ich tue, was ich kann, sagte Max.

Denke doch, was soll werden? Du mußt doch das Examen machen und studieren. Du kannst doch nicht Postsekretär werden. Was würden Engelmanns dazu sagen!

Und nun kam noch ein neues Übel dazu, Kopfschmerzen. Die jahrelange grundverkehrte Lebensweise strafte sich. Es stellten sich Kopfschmerzen ein, manchmal starke, manchmal leise, manchmal war es, als wenn der Kopf an den Schläfen zwischen die Spitzen eines großen heißen Zirkels eingespannt wäre, frei von Druck war der Kopf eigentlich nie. Wer Pfarrsch-Max gekannt hatte damals, als er noch durch Wiese und Busch zog, hätte ihn jetzt nicht wieder erkannt. Er war emporgeschossen, seine großen Hände und Füße sahen aus verwachsenen Ärmeln und Beinkleidern heraus. Er hielt sich schlecht, sah blaß aus und schleppte seine Bücher mit müder Gleichgiltigkeit in die Schule und aus der Schule.

Aber auch die Mutter und die Schwestern, geschweige denn der Herr Vater, wußten nicht, wie müde er war, und wie hundselend er sich fühlte unter dem steten Drucke der Kopfschmerzen und unter dem Bewußtsein, das nicht leisten zu können, was er nun einmal durchaus leisten sollte, und schuld zu sein an all dem Geklage, das er wochein wochaus hören mußte. Von allen Gestalten der griechischen Mythe war ihm keine verständlicher als jener Sisyphus, der in ewig vergeblicher Mühe seinen Felsblock den Berg empor wälzte.

Und wie sollte es zu Ostern werden? Fünf Extemporalien hatte er in dem letzten Quartal geschrieben, drei mit einer drei, zwei mit einer vier. Auf das letzte Extemporale kam es an; wurde das eine vier, dann war alle Mühe und Plage eines ganzen Jahres verloren, dann blieb er sitzen. Lieber nicht leben, als es bei allem Fleiß und allem guten Willen nicht weiter bringen zu können, als zu dem Urteile, du bist ein unbrauchbarer Mensch, du bist allen zur Last, es wäre am besten, du wärst gar nicht da.

Der verhängnisvolle Tag kam. Max Frosch hatte Kopfschmerzen gehabt, oder er hatte es zu gut machen wollen, kurz, er machte fünf Fehler, das gab eine Vier, und damit war sein Schicksal besiegelt. Sonst hätte man in Anbetracht seines Fleißes in der Versetzungskonferenz ein übriges tun können, jetzt entschied die Zahl und nur die Zahl.

Max hörte sein Urteil in halber Betäubung und ging nach Schulschluß davon und nicht nach Haus. Als es dunkel wurde, saß er müde auf dem Geländer, das die Schöpfstelle am großen Fischteiche in den städtischen Anlagen umgab. Rings um den Teich standen alte Pappelweiden; zwischen den Stämmen und dem Gebüsch sah man in der Dämmerung die Gaslampen der benachbarten Straße. Die hellen Lichter und das dunkle Gezweig spiegelten sich in dem regungslosen Wasser des Teiches. Es sah aus, als wäre da unten hinter einer durchsichtigen Scheibe eine andre Welt mit Bäumen und Lichtern und einem dämmernden Himmel; vielleicht eine Welt des Friedens, in der es kein Extemporale gab, in der man nicht jeden Morgen zu neuer Qual und zu

neuer Sorge um die Versetzung aufwachte, in der man sich ausschlafen konnte viele tausend Jahre lang. Und das so nahe! So nahe, daß es nur des Mutes eines einzigen Schrittes bedurfte, um hinüber zu kommen. Pfarrsch-Max saß lange unbeweglich auf seiner Stange, dann seufzte er tief auf, ließ sich fallen und verschwand lautlos im Wasser.

Durch die Anlagen kam, von seinem Spaziergange heimkehrend, Professor Hirschhorn. — Was den Deibel macht denn der Mensch da, sagte er, seine Brille an die Augen drückend. Und noch dazu ein Sekundaner. Hat gewiß im verborgnen gekneipt, setzt sich im Dusel auf das Geländer und wird gleich hineinfallen! Na ja, da haben wir es ja!

Professor Hirschhorn sprang in ein paar Sätzen an den Teich und auf die Schöpfplatte, erwischte Pfarrsch-Max, der gerade auftauchte, am Kragen und zog ihn ans Land, wobei er ziemlich ebenso naß wurde, als das von ihm gerettete Menschenkind. Und es war im März, weswegen wir es ihm nicht verdenken können, daß er in den kräftigsten Ausdrücken schimpfte, als er den triefendnassen jungen Menschen, der noch geistesabwesend war, auf seine Beine stellte, ihn unter den Arm nahm und mit ihm im Sturmschritte nach seiner Wohnung eilte. Glücklicherweise lag das Haus nur ein paar hundert Schritte entfernt. Dort zog ihn der Professor um, wickelte ihn in seinen Schlafrock und setzte ihn in den Lehnstuhl am Ofen. Darauf wütete er im Hause herum und forderte heißes Wasser, Rum und Zucker und verbot bei Todesstrafe sein Zimmer zu betreten.

hatte: Sei fleißig, mein Sohn, wir können dir nichts weiter ins Leben mitgeben, als was du lernst.

Pfarrsch-Max war nicht dumm. Er hatte ein sinniges Gemüt und eine scharfe Beobachtungsgabe und wußte von der Welt — nicht der papiernen, sondern der wirklichen — mehr als sämtliche Musterknaben der Klasse zusammen genommen. Er lernte auch, begriff, was zu lernen und zu begreifen war, aber er hatte, gerade so wie sein Herr Vater, die üble Gabe, beim Denken drei Schritte zu machen, wo die andern zwei machten. Ich erinnere mich von der Universität her eines Mathematikers, der sein Jahr abdiente und die Gewohnheit hatte, drei Schritte zu machen, wo die andern zwei machten. Als ihn nun der Unteroffizier anschnauzte, antwortete er mit wissenschaftlicher Ruhe: Der Modus meiner Bewegung ist zwar verschieden von dem Modus der Bewegung der übrigen, allein das Endresultat ist dasselbe. — Was? — Der Modus meiner Bewegung — Herr, sind Sie verrückt? — Selbigen Tags noch saß er im Kasten. So kam auch Pfarrsch-Max mit seinem Zweidrittelakte nicht durch. Wer nicht in der Reihe blieb, kam hinter die Reihe und konnte sehen, wie er nachkam. Wenn er auf eine Frage aushob wie eine Uhr mit einem langsamen Schlagwerke, so hatte es schon längst geheißen: Folgender! Folgender! Folgender! und Pfarrsch-Max konnte seine Wissenschaft nicht mehr anbringen. Und noch schlimmer war es im Extemporale, wo er nie mit einem Satze fertig war, wenn schon der neue Satz begonnen hatte, und das Endresultat Übereilung und Fehler waren. Die Zensur fiel denn auch sehr unbefriedigend aus.

Auch in der Penſion geſtalteten ſich die Dinge nicht ſo erfreulich, als nach dem zweiſtimmigen Lobgeſange von Frau Kataſterkontrolleur und Fräulein Tochter erwartet werden mußte. Von Seelengüte war weniger zu bemerken als von dem Beſtreben, bei der Penſion möglichſt viel zu verdienen. Die Schüler merkten das bald und übten, wenn ſie unter ſich waren, ſcharfe Kritik. Sie nannten die alte würdige Dame „Schinderhannchen“ und Fräulein Roſalie, offenbar in Beziehung auf ihre Dürre und Beweglichkeit, den „Quirl.“ Beſonders übel nahmen es die Schüler, daß ſie mit dem Eſſen nicht ihr Recht erhielten. Nicht als ob ſie hätten hungern müſſen, aber Schinderhannchen gebrauchte den Kunſtgriff, den Appetit ihrer Schüler nicht zu reizen, und kochte darum etwas weniger ſchmackhaft. Butter und Wurſt nahm ſie von der billigſten Sorte, und das Brot kam ſteinhart auf den Tiſch. Ein Gericht, dem die Schüler ein zu lebhaftes Wohlgefallen entgegenbrachten, verſchwand auf Nimmerwiederſehen vom Tiſche. Beſonders verhaßt war ein gewiſſes Ragout, in dem zweifelhafte Reſte durch eine ſaure Brühe relativ ſchmackhaft gemacht werden ſollten. Als dieſes Gericht immer wieder vorgeſetzt worden war, gab es nach Tiſch im Schulzimmer eine erregte Verſammlung; man ſprach ſchon von Revolution und Sezeſſion. Pfarrſch-Max lachte in ſich hinein und ſagte: Ich wüßte ſchon, was wir machen könnten.

Was denn?

Wir fahren über das Ragout her und putzen es auf, als wenn es wunder wie gut ſchmeckte, dann kommt es nicht wieder.

Donnerwetter, ſagte der Primaner, der Froſch

ist nicht so dumm, wie er aussieht. Das wird gemacht. Und wer das Maul verzieht und nicht ordentlich einhaut, der kriegt hinterher Ohrfeigen.

So geschah es. Als das berüchtigte Ragout bald darauf wieder auf den Tisch kam, verschwand es im Handumdrehn, und Frau Kataſterkontrolleur sah mit Entsetzen auf die leere Schüssel und die starren Augen der Schüler, die mehr zu verlangen schienen. Und das Ragout erschien nie wieder.

Das war ein lichter Blick in dem freudlosen Leben, das sich zwischen Schule, Hausarbeiten und langweiligen Freistunden abspann. Wie oft stand Max am Fenster und schaute nach dem Stückchen Himmel und dem Stückchen Baum, der ihn an die Pappelweiden auf seiner Wiese erinnerte, und sah den Krähen nach, die vorüber flogen, und hatte eine brennende Sehnsucht nach Hause. Es wäre ein trostloser Jammer gewesen, wenn nicht ein Wort mit immer größerer Deutlichkeit aus der Ferne aufgetaucht wäre: Ferien!

Der Ferienanfang kam, aber wie ein verdorbner Tag, an dem die Sonne nicht durch die Nebel dringen kann. Das schlechte Zeugnis in der Tasche verdarb die Freude. Und es war auch kein schöner Augenblick, als er seinem Vater das Zeugnis zögernd überreichte, und als des Vaters Gesicht, während er las, immer länger wurde, und als er sich seufzend abwandte. Das war schlimmer, als wenn er, wie in frühern Zeiten, nach der bewußten Ecke gegriffen hätte, wo der Stock stand. Nun wurde alle Tage repetiert, Lateinisch, Französisch, Mathematik, nun kam es nie zu dem Bewußtsein voller Freiheit und Sorglosigkeit. Und kaum waren die Ferien zur

Hälfte vorüber, so tauchte in der Ferne wie ein scheußliches Meduſenhaupt der Schulanfang auf und verdarb allen Genuß der Gegenwart. Den letzten Ferientag ſchlich Max wie im Traume umher. Und dieſesmal ging es beim Abſchiede nicht ohne Tränen ab. Der große Junge weinte wie ein kleines Kind, als er wieder in ſein freudloſes Daſein zurückmußte; es war ihm zumute wie einem Kanarienvogel, der in einen dunkeln Käfig geſperrt wird, damit er deſto ſchöner ſingen lernt.

Und ſo wiederholte ſich das alle Ferien. Sogar in das liebe Weihnachtsfeſt warf die Zenſur ihre dunkeln Schatten. Es tut uns leid, ſagen zu müſſen, daß Pfarrſch-Max, oder wie er im Schulverzeichnis hieß, Max Froſch, zu Oſtern ſitzen blieb, trotz väterlicher und mütterlicher Ermahnungen und trotz des beſten Willens, den Max hatte. Es ging nicht, weil er beim Denken, Lernen und Schreiben allemal drei Schritte machen mußte, wo die andern zwei machten. Wie beneidete er ſeine Kommilitonen, die wie ein gutes Löſchpapier jede Schrift und jedes Wort unweigerlich aufſogen und feſthielten. Wie begabt mußte ein Menſch ſein, der das konnte, und wie tadelnswert einer, der das nicht konnte, oder der wohl gar noch einen eignen Gedanken dazwiſchen ſchob.

Und ſo ging es weiter. Pfarrſch-Max wurde verſetzt und blieb wieder ſitzen, es ging, aber es ging langſam, ohne Intereſſe an der Sache und ohne Freude am Erfolg, geſchoben, geſcholten, ermahnt und verbittert. Und das Leben in der Penſion hatte ſich nicht lichter geſtaltet, und das Eſſen war nicht beſſer geworden, aber die Lobreden von

Schinderhannchen und Fräulein Quirl über die ausgezeichnete Pension und die Selbstlosigkeit und Herzensgüte der Inhaberinnen waren immer länger und schwungvoller geworden. Eine Glanzleistung aber war das Duett, das erklang, als Herr Pastor Frosch eines Tags seinen Max aus der Pension nahm. Da gab es wieder Wein und Biskuit und die zweistimmige Versicherung, wie leid ihnen das tue — und wie wohl sich Max bei ihnen befunden habe — und wie man ihn gleich einem Sohne gehalten habe — und wie man es herzlich und aufrichtig beklagt habe, daß es in der Schule nicht hatte recht gehn wollen.

Pastor Frosch hatte sich versetzen lassen in ein Dorf, das die Vorstadt einer Gymnasialstadt bildete. Er hatte sich dabei in seinem Einkommen verschlechtert, aber er hatte das Opfer gebracht seinem Max zuliebe, den er nun zu Hause behalten und selbst beaufsichtigen konnte. Max hatte die Nachricht mit großer Freude vernommen und gehofft, daß die alten schönen Zeiten wiederkehrten; aber sie kehrten nicht wieder. Das Pfarrhaus war nicht so schön wie das alte, und Wiese und Wald gab es gar nicht. Und wenn es das gegeben hätte, es fehlte die Zeit. Und wenn er gehofft hatte, das neue Gymnasium würde barmherziger als das alte sein, so hatte er sich auch darin getäuscht und mußte die Erfahrung machen, daß er aus dem Regen in die Traufe gekommen sei.

Dieses neue Gymnasium war unter dem alten Direktor, der ebenso wie sein Lehrerkollegium etwas ausgedehnte abendliche Sitzungen im Goldnen Eber geliebt hatte, etwas zurückgekommen. Der neue Di-

rektor aber war mit Feuer und Schwert dazwischen gefahren, hatte das etwas bequem gewordne Kollegium aufgemuntert und Schnitt und Reglement in den Schulbetrieb gebracht. Die Zensuren wurden vereinfacht. Es gab nur noch die Nummern drei und vier, drei für genügend, vier für ungenügend. Wer eine zwei haben wollte, durfte überhaupt keinen Fehler machen, und um eine eins zu erhalten, mußte man dem lateinischen Klassiker überlegen sein und seine Fehler verbessern können. Den Ausschlag gab in allem das Extemporale. Mit dreieinhalb Fehlern war man ein weißes Schaf und wurde versetzt, mit vier Fehlern ein schwarzes und blieb sitzen. Armer Pfarrsch-Max, wie wird es dir ergehn?

Und wie erging es ihm im väterlichen Hause! Während es sonst viermal im Jahre ein Elend gab, wenn er nämlich mit seiner Zensur zu Haus ankam, so gab es jetzt ein Elend allemal, wenn ein Extemporale zurückgegeben wurde, das heißt aller acht Tage und manchmal noch öfter. An solchen Tagen hatte der Herr Vater von früh an schon schlechte Laune, und die Frau Mutter hatte ihre Nerven und kriegte das Zittern, und die jüngern Schwestern redeten altklug über die Gymnasialverhältnisse und gute und schlechte Sekundaner und besetzten das Fenster, um aus der Ferne schon aus Miene und Haltung des unglücklichen Bruders Schlüsse auf den Ausfall des Extemporale zu machen. Wenn sie ihn mit schlappen Knieen und gesenktem Kopfe die Kirchstraße entlang ziehn sahen, so wußten sie schon, was die Glocke geschlagen hatte, und verkündigten Unglück im ganzen Hause. Dann fing die Mutter zu jammern an, und die Schwestern steckten die Köpfe

zusammen, und oben stampfte der Vater in seinem Studierzimmer erregt auf und ab. Und dazwischen stand Max mit der Miene des Übeltäters und ließ die Ohren hängen.

Was hast du denn geschrieben? fragte die Mutter.

Eine viere.

Aber das ist ja schrecklich. Kannst du denn gar nicht besser schreiben?

Ich tue, was ich kann.

Aber andre können es doch. Und wir haben doch das Opfer gebracht und sind deinetwegen in die Stadt gezogen. Und du weißt doch, wie sich der Vater allemal ärgert. Und was werden sie bei Engelmanns sagen ...

An solch einem Unglückstage war das Mittagessen für die Beteiligten kein Genuß. Der Vater machte ein langes Gesicht und rührte kaum etwas an, die Mutter pries vergeblich ihre schönen Gerichte, und Max aß aus Hunger und Pflichtgefühl, aber es schmeckte ihm wie dem verlornen Sohne die Treber, mit denen er seinen Bauch gefüllt hätte — wenn er sie gekriegt hätte.

Und diese Kaffees waren auch ein Leiden. Wenn die Dienstbotennot behandelt war, so konnte man sicher sein, daß das Gespräch auf die Schulnöte kam, und dann war es keine leichte Sache, mit Fassung all das herzliche Bedauern von Frau Engelmann und Frau Bendemann, und wie sie alle hießen, entgegenzunehmen. Die Frau Pastorin kam manchmal ganz aufgelöst nach Haus, und abends gab es dann Ermahnungen: Max, Max, denke an deinen Vater,

er sagt zwar nicht viel, aber du weißt, wie schwer er daran trägt, wenn es in der Schule nicht geht.

Ich tue, was ich kann, sagte Max.

Denke doch, was soll werden? Du mußt doch das Examen machen und studieren. Du kannst doch nicht Postsekretär werden. Was würden Engelmanns dazu sagen!

Und nun kam noch ein neues Übel dazu, Kopfschmerzen. Die jahrelange grundverkehrte Lebensweise strafte sich. Es stellten sich Kopfschmerzen ein, manchmal starke, manchmal leise, manchmal war es, als wenn der Kopf an den Schläfen zwischen die Spitzen eines großen heißen Zirkels eingespannt wäre, frei von Druck war der Kopf eigentlich nie. Wer Pfarrsch-Max gekannt hatte damals, als er noch durch Wiese und Busch zog, hätte ihn jetzt nicht wieder erkannt. Er war emporgeschossen, seine großen Hände und Füße sahen aus verwachsenen Ärmeln und Beinkleidern heraus. Er hielt sich schlecht, sah blaß aus und schleppte seine Bücher mit müder Gleichgiltigkeit in die Schule und aus der Schule.

Aber auch die Mutter und die Schwestern, geschweige denn der Herr Vater, wußten nicht, wie müde er war, und wie hundselend er sich fühlte unter dem steten Drucke der Kopfschmerzen und unter dem Bewußtsein, das nicht leisten zu können, was er nun einmal durchaus leisten sollte, und schuld zu sein an all dem Geklage, das er wochein wochaus hören mußte. Von allen Gestalten der griechischen Mythe war ihm keine verständlicher als jener Sisyphus, der in ewig vergeblicher Mühe seinen Felsblock den Berg empor wälzte.

Und wie sollte es zu Ostern werden? Fünf Extemporalien hatte er in dem letzten Quartal geschrieben, drei mit einer drei, zwei mit einer vier. Auf das letzte Extemporale kam es an; wurde das eine vier, dann war alle Mühe und Plage eines ganzen Jahres verloren, dann blieb er sitzen. Lieber nicht leben, als es bei allem Fleiß und allem guten Willen nicht weiter bringen zu können, als zu dem Urteile, du bist ein unbrauchbarer Mensch, du bist allen zur Last, es wäre am besten, du wärst gar nicht da.

Der verhängnisvolle Tag kam. Max Frosch hatte Kopfschmerzen gehabt, oder er hatte es zu gut machen wollen, kurz, er machte fünf Fehler, das gab eine Vier, und damit war sein Schicksal besiegelt. Sonst hätte man in Anbetracht seines Fleißes in der Versetzungskonferenz ein übriges tun können, jetzt entschied die Zahl und nur die Zahl.

Max hörte sein Urteil in halber Betäubung und ging nach Schulschluß davon und nicht nach Haus. Als es dunkel wurde, saß er müde auf dem Geländer, das die Schöpfstelle am großen Fischteiche in den städtischen Anlagen umgab. Rings um den Teich standen alte Pappelweiden; zwischen den Stämmen und dem Gebüsch sah man in der Dämmerung die Gaslampen der benachbarten Straße. Die hellen Lichter und das dunkle Gezweig spiegelten sich in dem regungslosen Wasser des Teiches. Es sah aus, als wäre da unten hinter einer durchsichtigen Scheibe eine andre Welt mit Bäumen und Lichtern und einem dämmernden Himmel; vielleicht eine Welt des Friedens, in der es kein Extemporale gab, in der man nicht jeden Morgen zu neuer Qual und zu

neuer Sorge um die Versetzung aufwachte, in der man sich ausschlafen konnte viele tausend Jahre lang. Und das so nahe! So nahe, daß es nur des Mutes eines einzigen Schrittes bedurfte, um hinüber zu kommen. Pfarrsch-Max saß lange unbeweglich auf seiner Stange, dann seufzte er tief auf, ließ sich fallen und verschwand lautlos im Wasser.

Durch die Anlagen kam, von seinem Spaziergange heimkehrend, Professor Hirschhorn. — Was den Deibel macht denn der Mensch da, sagte er, seine Brille an die Augen drückend. Und noch dazu ein Sekundaner. Hat gewiß im verborgnen gekneipt, setzt sich im Dusel auf das Geländer und wird gleich hineinfallen! Na ja, da haben wir es ja!

Professor Hirschhorn sprang in ein paar Sätzen an den Teich und auf die Schöpfplatte, erwischte Pfarrsch-Max, der gerade auftauchte, am Kragen und zog ihn ans Land, wobei er ziemlich ebenso naß wurde, als das von ihm gerettete Menschenkind. Und es war im März, weswegen wir es ihm nicht verdenken können, daß er in den kräftigsten Ausdrücken schimpfte, als er den triefendnassen jungen Menschen, der noch geistesabwesend war, auf seine Beine stellte, ihn unter den Arm nahm und mit ihm im Sturmschritte nach seiner Wohnung eilte. Glücklicherweise lag das Haus nur ein paar hundert Schritte entfernt. Dort zog ihn der Professor um, wickelte ihn in seinen Schlafrock und setzte ihn in den Lehnstuhl am Ofen. Darauf wütete er im Hause herum und forderte heißes Wasser, Rum und Zucker und verbot bei Todesstrafe sein Zimmer zu betreten.

Allmählich kam Max wieder zu sich. Als er die Augen aufschlug, sah er dicht vor seinem Gesichte ein Gesicht, das ihn mit ebenso viel Grauen erfüllte, als wenn ihm, nachdem sein Sprung ins Jenseits gelungen war, ein Spezialabgesandter Seiner Majestät des Satans entgegengetreten wäre und verdächtig gewinkt hätte, das Gesicht des gestrengen Herrn Ordinarius, einen Kopf mit einem roten Bullenbeißergesicht, einer riesigen Platte und einem rot-blond-grauen, struppigen Barte. Das war der Mann, vor dem der Quintaner zitterte, und vor dem der Sekundaner einen heillosen Respekt hatte, und den auch der neue Herr Direktor nicht hatte unterkriegen können. Max machte ein Gesicht, als wenn ihm der Hals umgedreht werden sollte. Und doch sah der grimmige Hirschhorn gar nicht grimmig aus, sondern tief mitleidig. Das war ja das Unglückswurm der Frosch. Wenn der ins Wasser gefallen war, so hatte das andre Gründe als Alkohol im Schädel. Der grimme Professor hatte ein Glas Grog in der Hand und tränkte ihn mit dem scharfen heißen Tranke, wie man ein Kind mit Milch tränkt. Immer feste, sagte er, besser ein Brummschädel als eine Lungenentzündung.

Nun erst kam es Max zum Bewußtsein, was er getan hatte, und daß er sich jetzt weder zu Hause noch in der Schule, noch sonst wo in der Welt sehen lassen dürfe. Er schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte zum Erbarmen. Hirschhorn rückte seinen Stuhl vor den Sitz seines Sekundaners, nahm ihm die Hände vom Gesicht, wischte ihm die Tränen ab und sagte mit seiner knurrenden Stimme, die einen merkwürdigen Beisatz von Weichheit hatte:

Ich will Ihnen sagen, was Sie sind, Frosch, Sie sind ein Wurm. Setzt sich der große Mensch auf die Tränke und fällt ins Wasser! Stille! keine Widerrede. Denn daß einer wegen einer Bier im Extemporale ins Wasser gehn sollte, ist zu dumm, als daß mans glauben könnte. Stille! Kein Wort! Es gibt Dinge, die spricht man nicht aus, weil man das häßliche Wort nicht wieder zurückrufen kann. Ja, da ist es löblich und gut, dem Herrn Vater und der Frau Mutter etwas vorzulügen und zu sagen, daß man den Vettern im Teich einen Besuch habe machen wollen, oder daß man gekneipt habe. — Was aber nun?

Ach, Herr Professor, was soll ich noch auf der Welt?

Frosch, fragen Sie nicht so dumm. Er fragt, was er in der Welt soll! Wenn ich noch so fragen wollte, ich alter Kerl mit meinen steifen Knochen! Frosch, sagen Sie mal, für wie groß halten Sie die Welt! Für so weit, als man vom Kirchturm aus sehen kann? Oder für so weit, als der Professor Hirschhorn für einen guten Lateiner und schrecklichen Menschen gilt, oder für so weit, als die Bekanntschaften und Beziehungen der hiesigen alten Tanten männlichen und weiblichen Geschlechts reichen? Ich gebe zu, es hat Zeiten gegeben, wo die Welt aus lauter kleinen Schachteln bestand, und wer in seiner Schachtel nicht wohl verpackt war, der lag draußen. Das waren die Zeiten der deutschen Krähwinkelei. Die sind vorüber. Als ich jung war, da sprang die Reihenfolge der Stände vom Studierten auf den Schuster über. Da ich nun nicht Schuster werden wollte, mußte ich studieren; aber gern habe

ich es nicht getan. Die Zeiten ändern sich, et nos in illis. Jetzt sind wir ein Volk geworden, nicht mehr bloß von Denkern, sondern von Kaufleuten, Industriellen, Maschinenbauern, Kapitänen und Pflanzern. Alle Türen der Welt stehn offen. Was wir brauchen, sind keine Stubenhocker, sondern Männer, die ein helles Auge und ein wackres Herz haben. Und Sie armer Schelm meinen, der Weg zu Deutschlands Größe sei mit Extemporalien gepflastert, und der Weg des Heils sei durch Kreuze mit roter Tinte bezeichnet. Ich sage Ihnen, Frosch, wer seine gesunden Knochen und sein Maß Mutterwitz im Leibe hat, täte Sünde, wenn er am Leben verzweifeln wollte. Nur von dem Vorurteile der alten Tanten muß er sich frei machen. Er muß lernen, mit eignen Augen sehen und seinen eignen Weg gehn.

Unserm Max war es zumute wie einem Genesenden, von dessen Kammerfenster man den dunkeln Vorhang wegzieht, und der staunend bemerkt, wie groß die Welt ist, und wie hell die Sonne scheint.

Sehen Sie mal hier, fuhr der Professor fort, dieses Programm ist von der Witzenhäuser Kolonialschule. Das stecken Sie sich einmal ein, wenn Sie nach Hause gehn. Das wäre ein Weg. Das heißt, einer von vielen. Es muß nicht Afrika sein. Und morgen kommen Sie in die Schule und tun, als wenn nichts gewesen wäre, und machen eine forsche Miene. Und wenn Sie sich überlegt haben, was ich Ihnen gesagt habe, dann kommen Sie wieder her, und ich gebe Ihnen wieder einen Grog, und wir überlegen die Sache weiter. — Emma!!!

Emma machte schüchtern, als seien in des Professors Stube Schauerdinge geschehn, die Tür auf und schob ein Bündel Kleider durch die Türspalte. Es war ein Anzug von Max Frosch, den sie inzwischen auf des Professors Befehl aus dem Pastorate geholt hatte.

Am nächsten Abend war Donnerstagabend, das heißt der Abend, an dem sich das Kollegium des Gymnasii im Goldnen Eber zu versammeln, sein Glas Bier zu trinken, die Tätigkeit des Magistrats und der Stadtverordneten unter Kritik zu nehmen, Gehalts- und Altersfragen zu erörtern und auf nationalliberaler Grundlage zu politisieren pflegte. Der Herr Professor Hirschhorn saß mit funkelnder Platte und gesenktem Haupte hinter seinem Glase Glühwein; es war schon das fünfte, und er war grimmiger als je. Offenbar hatte Emma geplaudert, denn es war etwas von den Ereignissen des vorigen Abends unter die Leute gebracht und weiter erzählt worden.

Sagen Sie mal, fragte Kollege Fritsche, was ist denn eigentlich gestern mit Ihrem Frosch geschehn?

Was soll geschehn sein? erwiderte Hirschhorn. Der dumme Junge ist ins Wasser gefallen, und ich habe ihn herausgezogen. Ich konnte den Menschen doch nicht ersaufen lassen.

Sie sollen aber ganz zärtlich mit ihm gewesen sein?

Hirschhorn — zärtlich! sagte ein andrer, das muß ein Anblick für Götter gewesen sein, das hätte ich sehen mögen!

Ach was! Unsinn! rief Hirschhorn. — Nach einer

Pause fuhr der Professor fort: Ein schöner Gedanke, des Abends nach Hause zu kommen, und an der Türklinke hängt ein Gymnasiast mit einem Zettel auf der Brust und der Aufschrift: Seinem lieben Ordinarius zum dankbaren Angedenken.

Pfui Teufel! rief Kollege Schliephake.

Professor, sagte Kollege Fritsche, schämen Sie sich, wie können Sie so etwas sagen!

Großartig! meinte ein andrer, jetzt geht Saul auch unter die Propheten. Sie sollten es doch wissen, Hirschhorn, daß der Geplagte heute viel mehr der Lehrer als der Schüler ist.

Sehr richtig, stimmte ein andrer der Tafelrunde ein, auf dieses Geschrei wegen Überbürdung soll man gar nichts geben, angesichts der vielen Erleichterungen, die neuerdings angeordnet worden sind.

Jawohl, sagte Professor Hirschhorn, das ist die Geschichte vom armen Esel, den man um zwanzig Pfund erleichterte, um ihm vierzig Pfund mehr aufzupacken.

Aber ich bitte Sie, wer packt denn mehr auf?

Ihr alle miteinander. Denn jeder tut, als wäre er mit seinem Fache allein in der Welt, jeder sagt: Was ich verlange, ist ja nicht viel. Aber zusammen wirds viel zu viel.

Das war aber doch früher auch so, wandte Doktor Weidling, ein junger Kollege, ein.

Nein, junger Freund, das war früher nicht so. Man hatte früher die Möglichkeit, auch einmal faul sein zu dürfen. Man durfte als guter Lateiner ein schlechter Mathematiker sein. Jetzt soll der arme Kerl von Schüler immer den Kopf hoch tragen und

im Parademarsche marschieren. Jetzt soll der Schüler in sich den modernen Geist und den der klassischen Bildung vereinigen. Jetzt soll genau nach Schablone gearbeitet werden. Ich will euch sagen, was wir sind und immer mehr werden, Chinesen, langweilige und langzopfige Chinesen.

Es erhob sich ein großes Gelächter, in das Doktor Weidling besonders laut einstimmte. Hirschhorn warf ihm einen geringschätzigen Blick zu und sagte: Fritsche, seien Sie doch so gut und binden Sie dem jungen Manne eine Serviette um, er belacht sich sonst. Darauf legte er beide Arme auf den Tisch, sah grimmig in sein Glas Glühwein und wiederholte: Chinesen sind wir, Chinesen, Chinesen. China ist das Land der Examina, wir Deutschen übertreffen aber noch China. Eigentlich müßte jedes neugeborne Kind seinen Befähigungsnachweis auf die Welt mitbringen. Wir werden es noch erleben, daß die Nachtwächter ein Staatsexamen ablegen und über das duodekadische Zahlensystem und die akustischen Verhältnisse ihrer Tute Rechenschaft ablegen müssen. Nur recht viel Examina! Es gibt nichts bequemeres, einen Menschen zu beurteilen, als nach seinem Examen. Da werden die Talente hübsch ordentlich auf den Faden gereiht, wie Apfelschnitte auf dem Bindfaden.

Nun hören Sie aber auf, Professor, heute lästern Sie einmal wieder unverantwortlich. Es ist weiß Gott nicht zum anhören.

In China haben Sie fürs Staatsexamen zwanzigtausend Käfige, da werden die Examlinge hineingesperrt und müssen schreiben über die Knifteleien der fünf kanonischen Bücher. Und wer den

alten Schund am blödsinnigsten auswendig gelernt hat, der wird Mandarin mit dem blauen oder dem roten oder dem goldnen Knopfe. Wer aber Mandarin ist, ist ein Brunnen der Weisheit und ist befähigt, Staaten zu regieren, Heere zu führen und seinen Nebenmenschen zu vergiften, zu schinden und zu schikanieren. Nicht wahr, ganz chinesisch? Die aber das höchste Examen bestehn, werden gewürdigt, in das „Haus der Pinsel" zu treten (das Wort Universitätsprofessor hat die chinesische Sprache nicht) und werden ein Gegenstand abgöttischer Verehrung derer, die von der Sache nichts verstehn — ganz chinesisch. Es ist zum Haare ausraufen.

Sie sind ja selber Mandarin, rief einer, seien Sie doch zufrieden mit dem, was Sie geworden sind.

Ha! was rechts bin ich geworden, ich Musterknabe mit den guten Zeugnissen! Wenn ich bedenke, was ist aus denen geworden, die mit mir auf derselben Schulbank gesessen haben, und was ist aus mir geworden! Zum Beispiel Westerhusen, ein Mensch, der nie begriffen hat, was ein Aorist ist, ist Leiter einer großen Industrie geworden und neulich als mehrfacher Millionär gestorben. Und Gussow, dem der alte Schliemann unter seine Arbeit geschrieben hatte: Gussow, aus Ihnen wird eine Bumbe — er war auch sündlich faul, aber ein gescheiter Mensch —, der ist Kultusminister geworden. Und Matthäi, der glücklich mit dreiundzwanzig Jahren vom Gymnasium kam, Geheimer Kabinettsrat Seiner Majestät. Und ich bin ein alter Handwerker geworden, ich, der Stolz meines Direktors, beschlagen in den „kanonischen Büchern" wie kein andrer, ein trauriger Schulmeister, der jahraus

jahrein ſeine Syntax paukt und ſeinen Jungens den Vergilium Maronem, den abgeſchmackteſten aller Dichter, auslegt, als wärs ein Evangelium. Wollen wir unſre Jugend zu Schulmeiſtern erziehn? Hat das Vaterland nicht größere Aufgaben? Liefern wir der Univerſität, was die Univerſität brauchen kann? Neulich ſchrieb mir Geheimrat Rüdiger: „Wir können eure Dutzendware nicht brauchen. Beſſert eure Methode.“ Es ſoll eine Zeit gegeben haben, wo Apollo und die neun Muſen die Wiſſenſchaften lehrten, und zwar als freie Kunſt. Jetzt ſind wir Chineſen und ſehen vor allem darauf, daß ein Zopf ſo lang iſt wie der andre. Dies ſehen müſſen und nicht ändern können, ja ſelbſt mitmachen müſſen, das iſt zum auf die Pappelbäume ſteigen. Hols der Kuckuck!

Damit ſtülpte der Profeſſor ſeinen Hut auf den Kopf und rannte davon, ohne Gute Nacht zu ſagen. Die zurückbleibenden lachten. — Heute hat er ſich aber eine Güte getan, ſagte Kollege Fritſche.

Das iſt immer ſo, erwiderte Kollege Schliephake; wenn er mehr als fünf Gläſer Glühwein weg hat, ſo fängt er an zu läſtern.

Zu Oſtern wurde Max Froſch gegen alle Erwartung verſetzt. Es ſoll ſeinetwegen in der Verſetzungskonferenz böſe Auseinanderſetzungen zwiſchen dem Direktor und dem Kollegen Hirſchhorn gegeben haben, und eine längere ernſte Verſtimmung zwiſchen beiden die Folge geweſen ſein. Max Froſch ging aber dennoch ab. Als ich neulich in Witzenhauſen war, um die dortige Kolonialſchule, über die ich berichten ſollte, anzuſehen, fand ich Max Froſch unter den Zöglingen. Er ſah in ſeiner ſchmucken Tropen-

tracht ganz menschlich aus, hatte die Trübsalsmiene abgelegt und war wieder der alte Pfarrsch-Max. Aus dem Studium wird freilich nichts werden, auch Postsekretär wird er nicht werden, vielleicht wird aber doch etwas Erfreuliches und Brauchbares aus ihm.

11

Auf abſteigendem Aſte

Herr Alfred Sauerbrei dichtete. Frau Sauerbrei und die beiden Töchter Rikchen und Lottchen ſowie das Dienſtmädchen ſchlichen mit leiſen Schritten durch das Haus, als wenn jemand ſchwer krank ſei. Wachtel, der Werkführer der Fabrik, der gekommen war, die neuſten Farben für die amerikaniſchen Handſchuhe vorzulegen, war mit Glanz hinausbefördert worden und hatte ſeine Lederproben vor der Küchentür im Zorn an die Erde geworfen.

Aber Herr Wachtel, hatte die Küchenfee geſagt, Sie wiſſen doch, wie der Herr iſt, wenn er dichtet.

Darauf hatte Herr Wachtel ſeine Proben wieder zuſammengeſucht und einen körperlichen Eid geſchworen, daß er nicht nochmals hinauf gehe; jetzt könnte der Herr ſelber runter kommen.

Herr Alfred Sauerbrei dichtete. Zwar ziemte ſich das eigentlich nicht für einen Polkenröder Bürger und Handſchuhfabrikanten. Keiner dieſer hoch-

ansehnlichen Herren würde sich je haben beikommen lassen, etwas zu tun, was nicht mit der eigentlichen Lebensaufgabe, nämlich mit der des Verdienens (mit dem großen V) zusammenhing. Herr Alfred Sauerbrei war auch nicht ein Vertreter der reinen Rasse, sondern war schon etwas entartet. Er war Handschuhfabrikant in zweiter Generation. Er hatte nicht nötig gehabt, unter Sorgen und Schinden das Geschäft in die Höhe zu bringen, er war auf dem Gymnasium gewesen, hatte sich Tertianerbildung erworben und hatte dabei, wie er zu sagen pflegte, am Golde des grünen Lebensbaumes genascht. Darauf hatte er seines Vaters Geschäft geerbt, war sogar Stadtrat geworden und hatte das Dezernat für städtische Kunst und Wissenschaft übernommen, nämlich das Schulwesen und die künstlerische Überwachung der Leierkasten und Schaubuden. Aber seine stille Sehnsucht ging höher hinauf, nach einem Plätzchen auf dem Parnaß. Da nun ein solcher Platz in Polkenroda nicht zu haben war, so mußte er sich auf seinen photographischen Knipskasten und darauf beschränken, bei gegebner Gelegenheit ein schwungvolles Gedicht zu machen.

Herr Alfred Sauerbrei dichtete. Die Gelegenheit forderte es, und dies war keine geringere als die silberne Hochzeit des Herrn Bürgermeisters. Selbstverständlich durfte man den Anlaß, ein Jubelfest zu begehn, nicht ungenützt vorübergehn lassen. Man hatte beabsichtigt, dem Herrn Bürgermeister wegen seiner hohen Verdienste um die Stadt ein Ehrengeschenk in Gestalt eines Lehnstuhls zu überreichen; aber die Majorität der Stadtverordneten, Leute, die von den allerniedrigsten Instinkten erfüllt

waren, hatten die Bewilligung der Gelder abgelehnt. Verdienste? hatte man gesagt, wo hat denn so ein Bürgermeister Verdienste? Er wird bezahlt, tut seine Schuldigkeit, und damit holla. Ihnen schenke man auch keine Lehnstühle, und zum Faulenzen habe die Neuzeit gar keine Zeit. Darüber hatten sich die Optimaten von Polkenroda höchlichst entrüstet. Es war aber nichts zu machen gewesen, und man mußte sich darauf beschränken, eine Familienfeier zu veranstalten und dieser einen besondern Glanz zu geben. Also zum mindesten: Ständchen, Deputationen, Gratulationen, Toaste, Tischlieder, und was sonst festliche Tage zu zieren pflegt.

Schön. Aber wer sollte die Tischlieder dichten? Es war in Polkenroda, den Herrn Rektor und den Herrn Oberprediger einbegriffen, schlechterdings keiner imstande, ein schwungvolles Tischlied zu bauen, außer Herrn Stadtrat Alfred Sauerbrei. Dieser also setzte sich hin und dichtete nach der einzigen hierfür in Betracht kommenden Melodie „Kommt herbei, ihr Völkerscharen“ im Schweiße seines Angesichts:

Kommt herbei, ihr Bürgersöhne,
Unserm Krause vivat hoch!
Seiner Frau, gebornen Schöne,
Und wer sonst im Hause noch,
Die seit fünfundzwanzig Jahren
Leben in dem Jubelbund,
Wenn auch grau von Bart und Haaren,
Froh und meistenteils gesund.

Er, der Stadt ein wahrer Vater,
Dem die Bürgerschaft bringt Ehr,
Des Kreditvereins Berater,
Chef freiwilliger Feuerwehr.

Bei den Molkereigenossen
Sitzt er im Verwaltungsrat,
Wo der Stadt auch Heil entsprossen,
Überall ein Mann der Tat.

Das Lied hatte dreizehn Verse. Man fürchte nicht, daß ich sie alle hier wiedergebe. Nur der letzte möge noch dastehn.

Darum wolln wir zu ihm halten
Todesmutig in Gefahr;
Immer bleiben wir die Alten
Bis zum goldnen Jubeljahr.
Immer schwingen wir die Fahne
Edeln Bürgersinns aufs neu,
Tod der Lüge, Tod dem Wahne!
Hoch die Liebe und die Treu!

Was mit der Lüge und dem Wahne eigentlich gemeint war, war nicht recht klar. Vielleicht die Majorität der Stadtverordneten. Jedenfalls kann der Lüge und dem Wahne der Tod gar nicht oft genug geschworen werden.

Herr Alfred Sauerbrei war mit seinem Werke wohl zufrieden, las es unter dem Siegel der Verschwiegenheit jedermann vor, ließ es drucken und setzte sich mit Hochgefühl an die Korrektur. Bei dieser Gelegenheit wurde der Laufbursche, der mit einer Handvoll Papiere angetreten war, mit Hurra hinausgetan. Der Laufbursche wollte Wachtel nachahmen und seine Papiere auch an die Erde schmeißen, aber die Küchenfee kam ihm auf den Kopf, da mußte er artig sein.

So konnte also die bürgermeisterliche silberne Hochzeit kommen, und sie kam. Der Bürgermeister hatte ein Faß Moselwein, Zeller Schattenseite, etwas

sauer, aber ein reiner und vorzüglicher Wein, und billig, und direkt vom Weinbauer bezogen, kommen lassen; seine Frau, geborne Schöne, hatte russischen Salat in unglaublicher Menge geschnitten und mehrere kalte Braten bereit gestellt, die Töchter, Schwiegersöhne und sonstige Verwandte waren angekommen. Es gäb auf dem Gabentische einen Überfluß von Silberpapier, Karten und Widmungen. Die freiwillige Feuerwehr war schon vor Tagesanbruch angetreten und hatte mit ihren Tuthörnern einen polizeiwidrigen Lärm gemacht, und der Herr Bürgermeister hatte, nur flüchtig bekleidet, seine erste Rede halten müssen. Um elf Uhr war Magistratssitzung. Hier hielt Herr Alfred Sauerbrei vor Eintritt in die Tagesordnung eine Ansprache, in der er todesmutiges Eintreten der guten Bürger für ihren Bürgermeister in der Stunde der Gefahr gelobte und der Lüge und dem Wahne den Tod schwur. Der Herr Bürgermeister war ernstlich gerührt. Er dankte in seiner würdevollen Weise — denn er war auch in diesem Augenblick ganz Stadtvater —, er hoffe, daß die Worte des Vertrauens, die man ihm gewidmet habe, den nächsten Aufgaben: der Führung der Schlichtstedt-Obstheimer Sekundärbahn über Polkenroda und der Vereinigung der Privatschule mit der Lateinklasse des Rektors zugute kommen werde. Dies, meine Herren, sagte der Bürgermeister, sind Lebensfragen unsrer Stadt. Ich nehme gern Kenntnis davon, daß mich der Magistrat und die wohlgesinnte Bürgerschaft bei der Erfüllung dieser Aufgaben unterstützen will. — Darauf beschäftigte man sich mit der von den Anwohnern dringend geforderten Ausschlämmung der Stinkkuhle hinterm Stadtgraben.

Alle, die im Laufe des Tages gratuliert hatten, versammelten sich des Abends im Hause des Bürgermeisters zu Bowle und russischem Salat. Auch der Herr Stadtsekretär, ein unangenehmer Mensch, war da. Er war nicht zu umgehn gewesen. Der Bürgermeister hätte den „greulichen Kerl," wie ihn die Frau Bürgermeisterin nannte, längst entlassen, wenn nicht der Herr Zimmermeister Pfaffe und andre wichtige Personen unter den Stadtverordneten einen wahren Narren an ihm gefressen hätten. Der Herr Stadtsekretär benahm sich schlecht, machte niederträchtige Gesichter, aß ein großes Loch in der Frau Bürgermeister russischen Salat, trank viel Bowle und setzte sich dann in einen Winkel und schlief ein. Sonst „störte kein Mißton das schöne Fest."

Der Herr Stadtrat Sauerbrei stand groß da. Man sang sein Lied, alle dreizehn Verse zweimal und den letzten Vers noch vielmal und zuletzt mit solcher Begeisterung, daß die Gläser daran glauben mußten. Der Herr Bürgermeister hielt eine schöne Dankrede. Er war gerührt. Er fühlte sich getragen von dem Vertrauen der Bürgerschaft; er konnte, der Anerkennung und der Unterstützung der guten Bürger sicher, mit guter Zuversicht an die Aufgaben herantreten, die der Verwaltung oblagen, der Vereinigung der Rektoratsklasse mit der Privatschule und der Führung der Schlichtstedt-Obstheimer Bahn über Polkenroda. Meine Herren, sagte er, Polkenroda geht einer Krisis entgegen. Eine weitschauende Verwaltung wird ihr Augenmerk auf die beiden Lebensfragen der Stadt zu richten haben: die Erhaltung der Steuerkraft der Stadt und den Anschluß der Stadt an den geistigen und den mate-

riellen Verkehr der Jetztzeit. In diesem Sinne ... und so weiter.

Darauf setzte sich ein engerer Kreis von Stadtvätern und sonstigen Optimaten zusammen und besprach den Schlachtplan für diese auszuführenden Lebensaufgaben, ohne zu beachten, daß der Stadtsekretär nahe dabei im Winkel saß und schnarchte.

Es ist in dieser unvollkommnen Welt nun einmal so eingerichtet, daß auf Zeiten der Erhebung Depressionen, auf Feste Verdruß und Widerwärtigkeiten folgen. Das Signal dazu gab das sozialistische Organ der benachbarten Kreisstadt, das einen Bericht über das Polkenröder Bürgermeisterfest brachte, worin folgende Wendungen vorkamen: Der Bürgermeister in Polkenroda, ein bekannter skrupelloser Reaktionär echter Sorte, hat sich zu seiner silbernen Hochzeit von seiner schlappen und „byzantdienernden" Bürgerschaft anfeiern und beschweifwedeln lassen. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte man diesem würdigen Herrn zu seinem Ruheposten auch einen Ruhesessel geschenkt. Aber die Gesinnungstüchtigkeit unsrer Genossen hat wenigstens diesen Skandal verhindert. Wir würden die Sache nicht berührt, sondern jene klägliche Menschensorte ihrer würdelosen Heuchelei und elenden Kriecherei überlassen haben, wenn nicht an diesem Abend eine Verschwörung gegen das Wohl der Bürgerschaft angesponnen worden wäre. — Folgte die Erzählung des ganzen Schlachtplans, der ersonnen war, den Anschluß der Stadt an die projektierte Eisenbahnlinie und die Vereinigung der Privatschule mit der Lateinklasse des Rektors durchzusetzen.

Dieser Artikel erregte das größte Aufsehen. Der

Bürgermeister war außer sich, besonders darüber, daß jemand aus dem engen Kreise der Freunde Verrat geübt hatte. Einer sah den andern mißtrauisch an, an den Stadtsekretär dachte niemand. Und die Freunde, die noch vor kurzem begeistert der Lüge und dem Wahn den Tod gesungen hatten, ließen die Ohren hängen und überlegten schon, ob es nicht besser sei, etwaigen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehn und dem Bürgermeister mit seinen Plänen die Sorge allein zu überlassen, wie er durchkomme.

Polkenroda war noch in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein kleines, in einem Winkel einer bergigen Gegend liegendes Landstädtchen gewesen. Die Gegend war ausgezeichnet schön; Wald, Wiese, frische Luft, klares Wasser gab es in Überfluß, aber die Äcker waren steinig. Nur der im Tale liegende Boden war gut, aber der reichte nicht aus, die Stadt zu ernähren. Es war darum für Polkenroda eine Wohltat gewesen, daß sich dort aus kleinen Anfängen eine ansehnliche Handschuhfabrikation entwickelt hatte, die den armen Leuten Arbeit verschaffte, aber auch viele fremde Arbeiter in den Ort zog und so den Charakter der Stadt durchaus änderte. Polkenroda wuchs um das Doppelte der Einwohnerschaft; Polkenroda erhielt eine Villenvorstadt, die sich malerisch am Abhange des Mäuseberges ausdehnte. Die Villenbewohner waren zum Teil reich gewordne Handschuhfabrikanten, zum Teil Leute, die wegen der schönen und gesunden Lage der Stadt dahin gezogen waren. Schon redete man alles Ernstes davon, daß Polkenroda ein beliebter Wohnort für pensionierte Generale und

sonstige Exzellenzen werden würde, und schon fing man an, auf Spekulation Landhäuser zu errichten. Polkenroda baute eine neue Volksschule, die jedem Fremden als Sehenswürdigkeit gezeigt wurde, pflasterte seine Hauptstraßen neu und war einmal nahe daran gewesen, Gasbeleuchtung einzuführen. Die strebsame Polkenröder Bürgerschaft tat eine Anzahl neuer Läden auf, darunter war — der Stolz der Stadt — der Schlegelmilchsche Manufakturwarenladen in der Hainstraße, wo alles zu haben war, was ein Polkenröder Herz nur erfreuen konnte, vom Sammetjackett bis zur sauern Gurke, ein Laden mit wirklichen Spiegelscheiben und so elegant, daß man sich fast in die Kreisstadt versetzt glauben konnte.

Eins blieb zu beklagen. Polkenroda hatte keine Eisenbahnverbindung. Unten im Lande ging eine große Linie vorüber, aber es hatte sich noch kein Mensch gefunden, der es für vorteilhaft gehalten hätte, eine Bahn bis hinauf in den Polkenröder Winkel zu bauen. Und so war Polkenroda auf sich und die umliegende Gegend und diese auf Polkenroda angewiesen. Dies zeigte sich darin, daß die Bewohner des „Polkengaues" ihre Einkäufe in Polkenroda machten, und daß in Polkenroda eine Privatschule für die Kinder der Villenbesitzer und der Beamten der Umgegend gegründet wurde, während die Bürgersöhne die Lateinschule des Rektors besuchten. Freilich wäre es besser gewesen, wenn sich beide Schulen vereinigt hätten, denn so hatte jede der beiden zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel.

Aber in die schöne Polkenröder Blüte geriet ein Wurm in Gestalt der Mac Kinley-Bill, die den

amerikanischen Markt zuzuschließen drohte. Und gerade Amerika war der Hauptabnehmer der Polkenröder Handschuhe gewesen. Was sollte werden, wenn die Polkenröder Fabriken eingingen? Dreiviertel der gesamten Kommunaleinnahmen wurde von einem Dutzend wohlhabender Fabrikanten und Villenbesitzer getragen. Die kleinen Ackerbürger mit ihren elenden, verschuldeten Höfen konnten nur wenig leisten, und die Arbeiterschaft, die der Stadt weit mehr kostete, als sie einbrachte, kam überhaupt nicht in Betracht.

Diese Lage hatte der Herr Bürgermeister wohl erkannt. Darum schienen ihm zwei Maßnahmen vor allem geboten zu sein, erstens durch Vereinigung der Lateinklasse mit der Privatschule die wohlhabenden und steuerkräftigen Einwohner durch ihre Kinder an die Stadt zu fesseln, und zweitens alles daran zu setzen, eine Eisenbahnverbindung zu erhalten und dadurch die vorhandne Industrie zu stärken und zu neuen Unternehmungen Anregung zu geben. Es bot sich eine günstige Gelegenheit, da sich eine Gesellschaft gefunden hatte, die beabsichtigte, die schon erwähnte Eisenbahnlinie mit einer andern, hinter den Bergen vorbeiführenden durch eine Sekundärbahn zu verbinden. Sie plante die Linie Schlichtstedt-Polkenroda-Obstheim, forderte aber von Polkenroda einen Zuschuß von 50000 Mark oder Zinsgarantie in einer gewissen Höhe. Der Bürgermeister griff mit beiden Händen zu und schloß mit der Gesellschaft ab, natürlich unter der Voraussetzung der Zustimmung der städtischen Vertretung.

Wir müssen anerkennen, daß der Bürgermeister Recht hatte. Aber was hilft das, wenn die Bürger-

schaft nun einmal nicht will, wenn die Arbeiterschaft wütet und sich über unerschwingliche Steuern beklagt — die sie übrigens gar nicht zahlt, sondern andre Leute —, wenn der Fortschrittsmann Männermut vor Königsthronen beweist, und die wohlgesinnte Bürgerschaft sich nur für die eignen Interessen zu erwärmen vermag und nie zu haben ist, wenn man sie braucht? Es gab eine endlose und höchst unerquickliche Stadtverordnetensitzung, die zum Ergebnis hatte, daß schließlich keiner mehr wußte, was er wollte, und was beschlossen sei oder beschlossen werden sollte oder nicht. Die Linke tat so, als verlange der Bürgermeister in verbrecherischer Weise, daß die 50000 Mark in seine Tasche fließen sollten, die Rechte wagte weder ja noch nein zu sagen, und die Mitte war für die alte, bewährte Methode, die Sache zu verschleppen. Und so erhielt der Bürgermeister seine Vorlage mit einem höchst verwickelten Protokoll zurück. Und schon dies durchzusetzen hatte Mühe gemacht. Denn da war der Zimmermeister Pfaffe, dessen Schwager ein Speditionsgeschäft hatte, und der bei dem Mangel einer Eisenbahn mit seinen Pferden schönes Geld verdiente. Dieser hörte nicht auf zu rufen: A limine, a limine! was großen Eindruck machte. Ferner war da Herr Kümmerlich, der sich darüber aufregte, daß die geplante Bahn seinen Acker am Mäuseberg durchschneiden könnte, und andre, die Freunde und Verwandte hatten, die voraussichtlich von der Bahn nichts verdienen würden. Diese alle waren für Abweisung a limine gewesen.

Man kann nicht sagen, daß die Donnerschläge, die im Rathause von Polkenroda erklungen waren

auf die Polkenröder einen tiefen Eindruck gemacht hätten. Am andern Morgen steckte Herr Rentier Leißring, ein Patrizier, dessen Ansehen seinem Vermögen entsprach, seinen Kopf, wie er täglich zu tun pflegte, zum Fenster hinaus, blickte die Straße hinab, die Straße hinauf, sah so lange in die Sonne, bis er nieste, und zog darauf seinen Kopf wieder zurück. Darauf erschien er, wie täglich, in der Haustür, die lange Pfeife in der Hand, prüfte das Wetter und fand, daß Falb Recht habe. Hierauf wandte er sich seinem Kaffee zu, las den Kurszettel und war mit der Tagesarbeit fertig bis auf die Stunde, wo man sich zum Frühschoppen versammelte. Herr Kaufmann Schlegelmilch tat seinen Laden auf, bediente seine Kunden, steckte den Botenfrauen die Ladenhüter, die er in der Stadt nicht losgeworden wäre, in den Korb, und wickelte ein paar Pantoffeln in die neuste Nummer des Polkenröder Tageblatts, die den Sitzungsbericht des vorigen Tages enthielt, ohne dieses wichtige Aktenstück gelesen zu haben. Herr Glimpf, eine der Stützen der Optimatenpartei, las diesen Bericht mit Aufmerksamkeit und teilte, was er darüber dachte, mit vorsichtig vorgehaltener Hand seinen Gesinnungsgenossen beim Frühschoppen mit. Und der Herr Oberpfarrer redete mit Befremden und Betrübnis seiner Frau gegenüber von den Geistern der Finsternis, dem Wüten des Antichrists, und daß man in diesem allem die Vorzeichen des Endes zu erkennen habe. Aber die Frau Oberprediger hielt es doch für nötig, inzwischen noch die Gardinen waschen zu lassen. Und der Herr Rektor verhaute den jungen Pfaffe, indem er sich dabei vorstellte, daß er den alten in den Klauen habe.

Am Stammtische bei Mutter Grüneberg spielte man wie alle Abende seinen Skat und schien sich für ein merkwürdiges Grünsolo ohne Fünf mehr zu interessieren, als für den Bürgermeister und seine Eisenbahn. Als jedoch Zimmermeister Pfaffe und sein Freund der Stadtsekretär um Mitternacht nach Hause gingen, stieß der Stadtsekretär seinen Freund an und sagte: Noch so eine Attacke, dann liegt der Bürgermeister auf dem Rücken. Und der andre nickte verständnisinnig.

Der Bürgermeister war tief betrübt. Weniger darüber, daß seine Vorlage auf so harten Widerstand gestoßen war, als darüber, daß er von seinen Freunden so schnöde verlassen wurde. In der Tat, diese Freunde hatten sich nicht gut benommen, sondern hatten den Bürgermeister allein kämpfen lassen und waren merklich kühl geworden, als sie sahen, daß ihm der Erfolg fehlte. Denn es ist ja nichts in der Welt erfolgreicher als der Erfolg. Inzwischen drängte die Eisenbahngesellschaft auf Abschluß, indem sie drohte, bei weiterer Verzögerung die Linie über Krähendorf statt Polkenroda legen zu wollen. Hiermit trat der Bürgermeister in den „psychologischen Moment," wo sich zum Beispiel ein Feldherr entscheiden muß, ob er, um die Schlacht zu retten, gegen den Befehl angreifen solle. Wenn der Bürgermeister den Augenblick vorübergehn ließ, wenn er die Verhandlungen abbrach, wenn die Gesellschaft ihre Drohung ausführte und die Bahn über Krähendorf führte, so war Polkenrodas Zukunft für immer verloren.

Indem er dies mit schmerzlicher Bewegung bedachte und dabei seine Augen über das verhängnis-

Bei den Molkereigenossen
Sitzt er im Verwaltungsrat,
Wo der Stadt auch Heil entsprossen,
Überall ein Mann der Tat.

Das Lied hatte dreizehn Verse. Man fürchte nicht, daß ich sie alle hier wiedergebe. Nur der letzte möge noch dastehn.

Darum wolln wir zu ihm halten
Todesmutig in Gefahr;
Immer bleiben wir die Alten
Bis zum goldnen Jubeljahr.
Immer schwingen wir die Fahne
Edeln Bürgersinns aufs neu,
Tod der Lüge, Tod dem Wahne!
Hoch die Liebe und die Treu!

Was mit der Lüge und dem Wahne eigentlich gemeint war, war nicht recht klar. Vielleicht die Majorität der Stadtverordneten. Jedenfalls kann der Lüge und dem Wahne der Tod gar nicht oft genug geschworen werden.

Herr Alfred Sauerbrei war mit seinem Werke wohl zufrieden, las es unter dem Siegel der Verschwiegenheit jedermann vor, ließ es drucken und setzte sich mit Hochgefühl an die Korrektur. Bei dieser Gelegenheit wurde der Laufbursche, der mit einer Handvoll Papiere angetreten war, mit Hurra hinausgetan. Der Laufbursche wollte Wachtel nachahmen und seine Papiere auch an die Erde schmeißen, aber die Küchenfee kam ihm auf den Kopf, da mußte er artig sein.

So konnte also die bürgermeisterliche silberne Hochzeit kommen, und sie kam. Der Bürgermeister hatte ein Faß Moselwein, Zeller Schattenseite, etwas

ſauer, aber ein reiner und vorzüglicher Wein, und billig, und direkt vom Weinbauer bezogen, kommen laſſen; ſeine Frau, geborne Schöne, hatte ruſſiſchen Salat in unglaublicher Menge geſchnitten und mehrere kalte Braten bereit geſtellt, die Töchter, Schwiegerſöhne und ſonſtige Verwandte waren angekommen. Es gab auf dem Gabentiſche einen Überfluß von Silberpapier, Karten und Widmungen. Die freiwillige Feuerwehr war ſchon vor Tagesanbruch angetreten und hatte mit ihren Tuthörnern einen polizeiwidrigen Lärm gemacht, und der Herr Bürgermeiſter hatte, nur flüchtig bekleidet, ſeine erſte Rede halten müſſen. Um elf Uhr war Magiſtratsſitzung. Hier hielt Herr Alfred Sauerbrei vor Eintritt in die Tagesordnung eine Anſprache, in der er todesmutiges Eintreten der guten Bürger für ihren Bürgermeiſter in der Stunde der Gefahr gelobte und der Lüge und dem Wahne den Tod ſchwur. Der Herr Bürgermeiſter war ernſtlich gerührt. Er dankte in ſeiner würdevollen Weiſe — denn er war auch in dieſem Augenblick ganz Stadtvater —, er hoffe, daß die Worte des Vertrauens, die man ihm gewidmet habe, den nächſten Aufgaben: der Führung der Schlichtſtedt-Obſtheimer Sekundärbahn über Polkenroda und der Vereinigung der Privatſchule mit der Lateinklaſſe des Rektors zugute kommen werde. Dies, meine Herren, ſagte der Bürgermeiſter, ſind Lebensfragen unſrer Stadt. Ich nehme gern Kenntnis davon, daß mich der Magiſtrat und die wohlgeſinnte Bürgerſchaft bei der Erfüllung dieſer Aufgaben unterſtützen will. — Darauf beſchäftigte man ſich mit der von den Anwohnern dringend geforderten Ausſchlämmung der Stinkkuhle hinterm Stadtgraben.

Alle, die im Laufe des Tages gratuliert hatten, verſammelten ſich des Abends im Hauſe des Bürgermeiſters zu Bowle und ruſſiſchem Salat. Auch der Herr Stadtſekretär, ein unangenehmer Menſch, war da. Er war nicht zu umgehn geweſen. Der Bürgermeiſter hätte den „greulichen Kerl,“ wie ihn die Frau Bürgermeiſterin nannte, längſt entlaſſen, wenn nicht der Herr Zimmermeiſter Pfaffe und andre wichtige Perſonen unter den Stadtverordneten einen wahren Narren an ihm gefreſſen hätten. Der Herr Stadtſekretär benahm ſich ſchlecht, machte niederträchtige Geſichter, aß ein großes Loch in der Frau Bürgermeiſter ruſſiſchen Salat, trank viel Bowle und ſetzte ſich dann in einen Winkel und ſchlief ein. Sonſt „ſtörte kein Mißton das ſchöne Feſt.“

Der Herr Stadtrat Sauerbrei ſtand groß da. Man ſang ſein Lied, alle dreizehn Verſe zweimal und den letzten Vers noch vielmal und zuletzt mit ſolcher Begeiſterung, daß die Gläſer daran glauben mußten. Der Herr Bürgermeiſter hielt eine ſchöne Dankrede. Er war gerührt. Er fühlte ſich getragen von dem Vertrauen der Bürgerſchaft; er konnte, der Anerkennung und der Unterſtützung der guten Bürger ſicher, mit guter Zuverſicht an die Aufgaben herantreten, die der Verwaltung oblagen, der Vereinigung der Rektoratsklaſſe mit der Privatſchule und der Führung der Schlichtſtedt-Obſtheimer Bahn über Polkenroda. Meine Herren, ſagte er, Polkenroda geht einer Kriſis entgegen. Eine weitſchauende Verwaltung wird ihr Augenmerk auf die beiden Lebensfragen der Stadt zu richten haben: die Erhaltung der Steuerkraft der Stadt und den Anſchluß der Stadt an den geiſtigen und den mate-

riellen Verkehr der Jetztzeit. In diesem Sinne ... und so weiter.

Darauf setzte sich ein engerer Kreis von Stadtvätern und sonstigen Optimaten zusammen und besprach den Schlachtplan für diese auszuführenden Lebensaufgaben, ohne zu beachten, daß der Stadtsekretär nahe dabei im Winkel saß und schnarchte.

Es ist in dieser unvollkommnen Welt nun einmal so eingerichtet, daß auf Zeiten der Erhebung Depressionen, auf Feste Verdruß und Widerwärtigkeiten folgen. Das Signal dazu gab das sozialistische Organ der benachbarten Kreisstadt, das einen Bericht über das Polkenröder Bürgermeisterfest brachte, worin folgende Wendungen vorkamen: Der Bürgermeister in Polkenroda, ein bekannter skrupelloser Reaktionär echter Sorte, hat sich zu seiner silbernen Hochzeit von seiner schlappen und „byzantdienernden" Bürgerschaft anfeiern und beschweifwedeln lassen. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte man diesem würdigen Herrn zu seinem Ruheposten auch einen Ruhesessel geschenkt. Aber die Gesinnungstüchtigkeit unsrer Genossen hat wenigstens diesen Skandal verhindert. Wir würden die Sache nicht berührt, sondern jene klägliche Menschensorte ihrer würdelosen Heuchelei und elenden Kriecherei überlassen haben, wenn nicht an diesem Abend eine Verschwörung gegen das Wohl der Bürgerschaft angesponnen worden wäre. — Folgte die Erzählung des ganzen Schlachtplans, der ersonnen war, den Anschluß der Stadt an die projektierte Eisenbahnlinie und die Vereinigung der Privatschule mit der Lateinklasse des Rektors durchzusetzen.

Dieser Artikel erregte das größte Aufsehen. Der

Bürgermeister war außer sich, besonders darüber, daß jemand aus dem engen Kreise der Freunde Verrat geübt hatte. Einer sah den andern mißtrauisch an, an den Stadtsekretär dachte niemand. Und die Freunde, die noch vor kurzem begeistert der Lüge und dem Wahn den Tod gesungen hatten, ließen die Ohren hängen und überlegten schon, ob es nicht besser sei, etwaigen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehn und dem Bürgermeister mit seinen Plänen die Sorge allein zu überlassen, wie er durchkomme.

Polkenroda war noch in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein kleines, in einem Winkel einer bergigen Gegend liegendes Landstädtchen gewesen. Die Gegend war ausgezeichnet schön; Wald, Wiese, frische Luft, klares Wasser gab es in Überfluß, aber die Äcker waren steinig. Nur der im Tale liegende Boden war gut, aber der reichte nicht aus, die Stadt zu ernähren. Es war darum für Polkenroda eine Wohltat gewesen, daß sich dort aus kleinen Anfängen eine ansehnliche Handschuhfabrikation entwickelt hatte, die den armen Leuten Arbeit verschaffte, aber auch viele fremde Arbeiter in den Ort zog und so den Charakter der Stadt durchaus änderte. Polkenroda wuchs um das Doppelte der Einwohnerschaft; Polkenroda erhielt eine Villenvorstadt, die sich malerisch am Abhange des Mäuseberges ausdehnte. Die Villenbewohner waren zum Teil reich gewordne Handschuhfabrikanten, zum Teil Leute, die wegen der schönen und gesunden Lage der Stadt dahin gezogen waren. Schon redete man alles Ernstes davon, daß Polkenroda ein beliebter Wohnort für pensionierte Generale und

sonstige Exzellenzen werden würde, und schon fing man an, auf Spekulation Landhäuser zu errichten. Polkenroda baute eine neue Volksschule, die jedem Fremden als Sehenswürdigkeit gezeigt wurde, pflasterte seine Hauptstraßen neu und war einmal nahe daran gewesen, Gasbeleuchtung einzuführen. Die strebsame Polkenröder Bürgerschaft tat eine Anzahl neuer Läden auf, darunter war — der Stolz der Stadt — der Schlegelmilchsche Manufakturwarenladen in der Hainstraße, wo alles zu haben war, was ein Polkenröder Herz nur erfreuen konnte, vom Sammetjackett bis zur sauern Gurke, ein Laden mit wirklichen Spiegelscheiben und so elegant, daß man sich fast in die Kreisstadt versetzt glauben konnte.

Eins blieb zu beklagen. Polkenroda hatte keine Eisenbahnverbindung. Unten im Lande ging eine große Linie vorüber, aber es hatte sich noch kein Mensch gefunden, der es für vorteilhaft gehalten hätte, eine Bahn bis hinauf in den Polkenröder Winkel zu bauen. Und so war Polkenroda auf sich und die umliegende Gegend und diese auf Polkenroda angewiesen. Dies zeigte sich darin, daß die Bewohner des „Polkengaues" ihre Einkäufe in Polkenroda machten, und daß in Polkenroda eine Privatschule für die Kinder der Villenbesitzer und der Beamten der Umgegend gegründet wurde, während die Bürgersöhne die Lateinschule des Rektors besuchten. Freilich wäre es besser gewesen, wenn sich beide Schulen vereinigt hätten, denn so hatte jede der beiden zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel.

Aber in die schöne Polkenröder Blüte geriet ein Wurm in Gestalt der Mac Kinley-Bill, die den

amerikanischen Markt zuzuschließen drohte. Und gerade Amerika war der Hauptabnehmer der Polkenröder Handschuhe gewesen. Was sollte werden, wenn die Polkenröder Fabriken eingingen? Dreiviertel der gesamten Kommunaleinnahmen wurde von einem Dutzend wohlhabender Fabrikanten und Villenbesitzer getragen. Die kleinen Ackerbürger mit ihren elenden, verschuldeten Höfen konnten nur wenig leisten, und die Arbeiterschaft, die der Stadt weit mehr kostete, als sie einbrachte, kam überhaupt nicht in Betracht.

Diese Lage hatte der Herr Bürgermeister wohl erkannt. Darum schienen ihm zwei Maßnahmen vor allem geboten zu sein, erstens durch Vereinigung der Lateinklasse mit der Privatschule die wohlhabenden und steuerkräftigen Einwohner durch ihre Kinder an die Stadt zu fesseln, und zweitens alles daran zu setzen, eine Eisenbahnverbindung zu erhalten und dadurch die vorhandne Industrie zu stärken und zu neuen Unternehmungen Anregung zu geben. Es bot sich eine günstige Gelegenheit, da sich eine Gesellschaft gefunden hatte, die beabsichtigte, die schon erwähnte Eisenbahnlinie mit einer andern, hinter den Bergen vorbeiführenden durch eine Sekundärbahn zu verbinden. Sie plante die Linie Schlichtstedt-Polkenroda-Obstheim, forderte aber von Polkenroda einen Zuschuß von 50000 Mark oder Zinsgarantie in einer gewissen Höhe. Der Bürgermeister griff mit beiden Händen zu und schloß mit der Gesellschaft ab, natürlich unter der Voraussetzung der Zustimmung der städtischen Vertretung.

Wir müssen anerkennen, daß der Bürgermeister Recht hatte. Aber was hilft das, wenn die Bürger-

schaft nun einmal nicht will, wenn die Arbeiterschaft wütet und sich über unerschwingliche Steuern beklagt — die sie übrigens gar nicht zahlt, sondern andre Leute —, wenn der Fortschrittsmann Männermut vor Königsthronen beweist, und die wohlgesinnte Bürgerschaft sich nur für die eignen Interessen zu erwärmen vermag und nie zu haben ist, wenn man sie braucht? Es gab eine endlose und höchst unerquickliche Stadtverordnetensitzung, die zum Ergebnis hatte, daß schließlich keiner mehr wußte, was er wollte, und was beschlossen sei oder beschlossen werden sollte oder nicht. Die Linke tat so, als verlange der Bürgermeister in verbrecherischer Weise, daß die 50000 Mark in seine Tasche fließen sollten, die Rechte wagte weder ja noch nein zu sagen, und die Mitte war für die alte, bewährte Methode, die Sache zu verschleppen. Und so erhielt der Bürgermeister seine Vorlage mit einem höchst verwickelten Protokoll zurück. Und schon dies durchzusetzen hatte Mühe gemacht. Denn da war der Zimmermeister Pfaffe, dessen Schwager ein Speditionsgeschäft hatte, und der bei dem Mangel einer Eisenbahn mit seinen Pferden schönes Geld verdiente. Dieser hörte nicht auf zu rufen: A limine, a limine! was großen Eindruck machte. Ferner war da Herr Kümmerlich, der sich darüber aufregte, daß die geplante Bahn seinen Acker am Mäuseberg durchschneiden könnte, und andre, die Freunde und Verwandte hatten, die voraussichtlich von der Bahn nichts verdienen würden. Diese alle waren für Abweisung a limine gewesen.

Man kann nicht sagen, daß die Donnerschläge, die im Rathause von Polkenroda erklungen waren

volle Protokoll schweifen ließ, ging ihm plötzlich ein Licht auf. Er hatte die Vorlage gemacht, daß die Stadt entweder 50000 Mark Kapital à fonds perdu zahlen oder eine Zinsgarantie in einer gewissen Höhe übernehmen solle. Die Kapitalzahlung war abgelehnt worden, von der Zinsgarantie hatte nur Dunkles im Protokoll gestanden. Man konnte bei allerdings etwas gewaltsamer Auslegung das Protokoll so verstehn, daß unter Ablehnung der Kapitalzahlung die Zinsgarantie genehmigt worden sei. Der Bürgermeister beschloß, das Protokoll in diesem Sinne zu verstehn, und schloß mit der Eisenbahngesellschaft ab.

Die Bahn wurde gebaut, vollendet und abgenommen. Als der erste Zug bekränzt und angebrüllt zum Bahnhof von Polkenroda emporgeklettert war, als man sich zum Festessen im Prinzen Ferdinand versammelt hatte und die Stöpsel der Sektflaschen flogen, als der Bürgermeister von seinem Freunde Alfred Sauerbrei angesungen und als Wohltäter der Stadt gefeiert wurde, und als man wiederum der Lüge und dem Wahn den Tod geschworen hatte, da erlebte der Bürgermeister seinen großen Tag. Und jedermann war zufrieden. Eine Eisenbahn war doch eine schöne Sache. Sogar Pfaffes Schwager war zufrieden, denn er machte die Erfahrung, daß er wegen der Eisenbahn seine Pferde nicht abzuschaffen brauchte. Und der besorgte Landwirt konnte nicht bestreiten, daß er für seinen Streifen Acker ein gutes Stück Geld bekommen habe, und daß der Rest des Ackers immer noch Gerste brachte.

Aber es kam der Tag, wo die Gesellschaft den Zinszuschuß forderte. Der Bürgermeister hatte ge-

hofft, daß man sich in die gegebne Lage finden werde, und das wäre wohl auch geschehn. Denn man empfand allerseits die Wohltat der Eisenbahnverbindung, und man sagte sich: Von nichts ist nichts, und wenn die Stadt den Nutzen hat, kann sie auch Opfer bringen. Es wäre vielleicht alles ganz glatt gegangen, wenn nicht die verletzte Bürgertugend von Pfaffe und Genossen Rache geschrieen hätte. Der Bürgermeister habe die Stadt an die Eisenbahn verraten und verkauft, er sei Schuld an dem unvermeidlichen Bankrott der Stadt. Es fehlte nicht viel, so hätte man ihm vorgeworfen, daß er die Gelder veruntreut und im eignen Nutzen verwandt hätte. Mindestens hatte er im allerhöchsten Grade pflichtwidrig gehandelt. Im sozialen Blättchen wurden schon Kampfessignale geblasen und die Zustände in Polkenroda als gänzlich verrottet und verfault dargestellt, und es würde nicht eher besser werden, als bis dieser Bürgermeister da wäre, wo er hingehörte, nämlich im Zuchthaus — das heißt, setzte man vorsichtigerweise hinzu, als Aufseher. Der Bürgermeister beschwor seine Getreuen bei allem, was ihnen heilig sei, sich des Versprechens, das sie ihm am Tage der silbernen Hochzeit gegeben hätten, zu erinnern und für die höchsten Güter des Vaterlands einzutreten. Wenn man den andächtigen Mienen der Herren hätte glauben wollen, so waren sie alle bereit, der Lüge und dem Wahne den Tod zu schwören. Am nächsten Tage lief ein Schreiben des Herrn Stadtrats Sauerbrei ein, worin er sein Amt niederlegte. Und zugleich bestätigte sich das Gerücht, er habe seine Fabrik an seinen Werkmeister Wachtel verkauft und ziehe nach Loschwitz bei Dresden

um dort „vom Grün des goldnen Lebensbaumes“ zu zehren. Die Wahrheit war, daß er erkannt hatte, daß nach Verlust des amerikanischen Marktes durch die Mac Kinley-Bill die Handschuhindustrie gelähmt sei, und daß er als vorsichtiger Mann gut tue, sich beizeiten aus der Affäre zu ziehen.

Damit fehlte dem Bürgermeister seine Hauptstütze, und da sich die andern Mitglieder des Magistrats überaus lau zeigten und die Stadtverordneten fortfuhren, den Bürgermeister wegen der Eisenbahn zu ärgern und anzuklagen, so wurde die Bürgerschaft eines Tags von der Nachricht überrascht, daß der Bürgermeister sein Amt niedergelegt habe, um Direktor einer Kohlengrube zu werden.

Am andern Morgen steckte Herr Leißring wie immer seinen Kopf zum Fenster hinaus, Herr Schlegelmilch wickelte seine Waren in die neuste Nummer des Tageblatts und Herr Glimpf las die Notiz, daß der Bürgermeister abgehe, ohne in Erregung zu kommen. Aber der Herr Oberpfarrer erkannte die Übermacht des Antichrists und die Anzeichen des bevorstehenden Endes immer deutlicher, und der Herr Rektor verhaute Pfaffe junior, der übrigens auch ohnedies die Hiebe wohl verdient hatte.

Als der Bürgermeister abgegangen war, zerfiel die bürgermeisterliche Partei. Es war niemand da, der die Führung hätte übernehmen können. Der eine hatte keine Zeit, und der andre hatte keinen Mut, und so traten denn Pfaffe und Genossen die Herrschaft an, Pfaffe in der Stadtverordnetenversammlung, der Stadtsekretär im Magistrat. Das neue Regiment kam sogleich zu der Überzeugung,

daß man, um eine tüchtige Kraft als Bürgermeister zu gewinnen, den Gehalt bedeutend erhöhen müsse. Früher hatte man dem alten Bürgermeister sein Gesuch um ein paar hundert Mark Zulage rundweg abgeschlagen, jetzt ging die Vorlage glatt durch. Denn es ist doch auch ein großer Unterschied, ob eine Vorlage von einem reaktionären Magistrat zugunsten eines reaktionären Bürgermeisters eingebracht wird, oder von einer Versammlung, die vom Lichte der Aufklärung und Vernunft erleuchtet ist und sich auf die breiten Schichten des Volkes stützt. Die Konsequenz des Beschlusses war natürlich, daß auch der Stadtsekretär eine ansehnliche Zulage erhielt. Der Stadtsekretär strich seine Zulage schmunzelnd ein und sagte auf dem Heimwege zu seinem Freunde Pfaffe: Dieses war der erste Streich, doch der zweite folgt sogleich.

Es kam zu der Neuwahl des Bürgermeisters. Zahllose Meldungen liefen ein, viele befrackte Herren — Fracks in allen Stilen und Lebensaltern — zogen sozusagen im Gänsemarsch durch die Stadt, um bei den maßgebenden Personen Besuch zu machen. Im geheimen wurde gewühlt, und im öffentlichen wurden die Chancen der einzelnen Bewerber abgewogen. Als aber die Wahl abgehalten war und die Wahlzettel gezählt wurden, kam das unerwartete Resultat heraus: der Stadtsekretär war mit zwei Stimmen Majorität gewählt worden. Die Herren auf der wohlhabenden Bürgerseite waren entsetzt, und der Herr Oberpfarrer erkannte das nahende Ende mit voller Deutlichkeit.

Die Männer, die einst der Lüge und dem Wahne, womit doch eigentlich der Herr Stadtsekretär ge-

meint war, den Tod geschworen hatten, aber leider zu lässig gewesen waren und mehr auf das eigne Geschäft als auf das Wohl der Stadt geachtet hatten, rafften sich auf. Sie forschten in der Vergangenheit des Herrn Stadtsekretärs nach und fanden da einen dunkeln Punkt, Veruntreuung oder Disziplinarunterſuchung oder so etwas, machten Bericht an die Königliche Regierung und erhoben gegen die Wahl Protest. Die Folge war, daß die Königliche Regierung ihre Bestätigung versagte. Der Stadtsekretär schnob Rache, wühlte und suchte seine Gesinnungsgenossen zu bewegen, ihn in wiederholter Wahl zu präsentieren und alle Rechtsmittel gegen diese frevelhafte Vergewaltigung der bürgerlichen Freiheit anzuwenden. Aber der Stadtsekretär mußte auch seinerseits erfahren, daß der Erfolg den Erfolg schafft. Als er eines Abends mit seinem Freunde Pfaffe nach Haus ging und diesen in seinem Sinne zu bearbeiten suchte, sagte dieser etwas ungnädig: Nun halten Sie aber einmal endlich das Maul, Schievelbein, Sie haben Ihr Teil weg; andre Leute sind auch noch da. Was wollte Schievelbein machen? Er zog sich grollend zurück und begnügte sich mit seiner Zulage.

Eine Neuwahl mußte also vorgenommen werden. Nachdem man abermals geprüft, erwogen und verhandelt hatte, ging als Sieger hervor ein Doktor Scheibe, das heißt ein entgleister Referendar mit einem gewaltigen Schnauzbarte, gewaltiger Stimme und großer Zungenfertigkeit, der sich aber in den Händen der maßgebenden Personen als weiches Wachs erwiesen hatte, und der auch außerdem Schulden haben sollte, was von gewissen Menschen-

kennern, die wußten, an welchen Zügeln man Menschen führt, nicht ungern gesehen wurde. Nachdem dieser sich Pfaffe und Genossen leibeigen verschrieben, auch einen körperlichen Eid abgelegt hatte, daß er die Vereinigung der Privatschule und der Rektorklasse hintertreiben werde, wurde er „mit überwältigender Mehrheit“ gewählt, und zwar mit Hilfe der Gruppe, die teils verborgen, teils offenbar der Sozialdemokratie angehörte.

Die neue Ära begann. Die Helden dieser neuen Ära waren mit sich selber höchst zufrieden. Wenn man den Erörterungen über den Stand des städtischen Haushalts bei Mutter Grüneberg glauben wollte, so war alles über alles Lob erhaben. Die alten Volksbedrücker waren beseitigt, das Wohl der Stadt lag in den Händen des freien Mannes, der allein ein Hort aller Bürgertugend ist. Eine goldne Zukunft tat sich auf, denn die kommende Zeit mußte eine Zeit der Gerechtigkeit, der Vernunft, der allgemeinen Prosperität sein. Viele von der alten Verwaltung in unverantwortlicher Lässigkeit unterlassene Verbesserungen wurden sogleich in die Hand genommen. So der Durchbruch der Grünen Straße nach dem Bahnhof, der den Wagen des Schwagers von Pfaffe den Weg um zehn Minuten verkürzte, die Vermehrung der Lampen in der Gegend des Stadtverordneten so und so, die Herabsetzung der Pacht, die Genosse so und so zu zahlen hatte, Ankauf eines Ackerstücks, das einem Vetter eines Gesinnungsgenossen gehörte, zur Anlegung eines städtischen Bauhofes und andres mehr. Dagegen wurde von der Erhöhung der Lehrergehalte abgesehen — des Rektors wegen, eines Menschen, der sich nicht ent-

blödete, seine würdelose Gesinnung bei jeder Gelegenheit kundzutun. Auch wurden die Verhandlungen wegen der Vereinigung der Privatschule mit der Rektorklasse so geführt, daß sie scheitern mußten.

Noch ein letzter Versuch wurde von dem Kuratorium der Privatschule, das die Schule aus eignen Kräften nicht mehr aufrecht erhalten konnte, gemacht, man bat um eine städtische Subvention. Das Schicksal dieser Petition war von vornherein klar. Der Herr Bürgermeister hätte nicht nötig gehabt, in großen Tönen von dem Arbeitergroschen zu reden, der nicht zum Besten einer begüterten Minderheit ausgegeben werden dürfe, und Herr Pfaffe hätte nicht nötig gehabt, an die reaktionären Ketten zu erinnern, unter denen man früher geseufzt hatte. Die Petition wurde abgelehnt, und als die Stadtväter der regierenden Partei mit Hochgefühl die Rathaustreppe hinabstiegen, geschah es in dem erhebenden Bewußtsein, den Geldsäcken und Dicknasen einen Schlag versetzt zu haben, den sie fühlten. Denn nun mußte die Privatschule eingehn.

In der Tat, die Schule löste sich auf. Bald darauf verzogen drei wohlhabende Familien, ihrer Kinder wegen, die sie nicht in Pension geben wollten. Und andre schickten sich an, zu folgen.

Immer laufen lassen, was sich nicht halten läßt, sagte der Bürgermeister bei seinem siebenten Glase Bier. Aber der Stadtkämmerer stellte mit Betrübnis das schöne Steuereinkommen, das nun verloren ging, in Abzug und fragte sich vergeblich, wie der Ausfall zu decken sei, wenn das so weitergehe. Denn in der Tat, der städtische Etat hatte in kurzer Zeit

ein ganz andres Gesicht bekommen. Die schönen Zeiten, wo man noch Überschüsse hatte und einen Notgroschen sparte, waren längst vorüber. Man stak in Schulden bis über die Ohren und seufzte unter schweren Steuern. Und man hatte doch gar nichts sonderliches ausgegeben. Die Verwaltung war doch in den besten Händen gewesen. Wer war der Schuldige?

Der Bankrott der Handschuhfabrik von Meier und Süßholz, der einen neuen empfindlichen Steuerausfall brachte und viele Arbeiter brotlos machte, verschlimmerte noch die Lage.

Der Herr Bürgermeister ließ sich durch alles das nicht anfechten. Er trank mit seinen Freunden alle Abende sein reichliches Teil Bier, spielte den Großartigen und vermehrte seine Schulden. Man borgte ihm noch, und somit war er zufrieden. Gings nicht mehr in Polkenroda, dann wo anders. Sich graue Haare wachsen zu lassen, dazu war er der Mann nicht. Aber der alte Leißring sah in dieser Zeit seit zwanzig Jahren zum erstenmal nicht früh nach dem Wetter. Er hatte die Nacht nicht geschlafen, lag krank zu Bett, und seine Haushälterin suchte ihn mit Kamillentee zu trösten. Ach, sein Leiden war mit Kamillentee nicht zu heilen, es saß in seinem empfindlichsten Organ, es saß in seinem Portemonnaie. Der Bankrott von Meier und Süßholz kostete ihm manches Tausend, und wer wußte, was noch kam? Und Schlegelmilch machte zwar alle Morgen seinen Laden auf, aber er seufzte über schlechte Zeiten.

Der Bankrott war nicht ein zufälliges oder durch besondre Fehler verschuldetes Ereignis, sondern, wie

schon erwähnt, eine Folge davon, daß Amerika durch seine Schutzzollgesetzgebung dem Auslande den amerikanischen Markt verschloß. Wie verhielt sich nun die Arbeiterschaft dieser schwierigen Lage gegenüber?

Gegen die amerikanische Verzollung war nur aufzukommen, wenn zu verhältnismäßig billigen Preisen möglichst gute Ware produziert wurde. Nur die wertvollsten Sorten von Handschuhen vermochten den Zoll zu tragen, und nur mit ihnen konnte man den Konkurrenzkampf aufnehmen, weil man in Amerika gute Handschuhe in dem Preise und der Güte des deutschen Fabrikats nicht herzustellen vermochte. Gute Ware setzt aber gute Arbeiter voraus. Doch der Arbeiter hatte keine Lust, sich Mühe zu geben oder auf die Wünsche des Fabrikanten Rücksicht zu nehmen. Was ging ihn denn der Fabrikant an? Der Fabrikant, von dem man annahm, daß er immer die Tasche voll Geld habe und nur aus Geiz und Bosheit die Arbeiter drücke, war da zum Lohnzahlen und mußte mit der Arbeit, wie sie der Arbeiter zu liefern für gut fand, zufrieden sein. Daß ein Fabrikat überhaupt nur dann absetzbar sei, wenn es eine bestimmte Güte und bestimmten Preis habe, das kam ihm nicht in den Sinn, das sagte ihm auch keiner seiner Führer. Und wenn es der Fabrikant sagte, nannte man es Mumpitz. Man feierte seinen Sonntag, machte blauen Montag, bequemte sich Dienstag Mittag unmutig und mit wüstem Kopfe zur Arbeit und verrichtete, um trotzdem sein Wochenpensum fertig zu bringen, seine Arbeit flüchtig und schlecht. Eine solche Ware aber vermochte den Zoll nicht zu tragen und war in Amerika nicht verkäuflich. Statt nun ein Einsehen zu haben, ruhten die Arbeiter

nicht eher, als bis die billigere Hausarbeit durch die teurere Fabrikarbeit ersetzt war. Und als die Fabrikanten Repasseure, d. h. Aufseher, einsetzen wollten, die die Arbeit nachzuprüfen hatten, drohte ein allgemeiner Streik, und man mußte die Maßregel wieder fallen lassen.

Die Fabrik von Alfred Sauerbrei war von dem Werkmeister Wachtel, der als Vertreter einer sozialistischen Genossenschaft handelte, gekauft worden. In der sozialistischen Presse wurde über das Ereignis Halleluja gesungen. Man sah das Kommen der neuen Zeit, die Expropriation des Besitzstandes; man rüstete sich, der Welt zu beweisen, daß alles glorreich gehe, wenn es nur in die rechten Hände komme. Aber man machte die Erfahrung, daß das Herrnspielen gar nicht so leicht ist, wie man gedacht hatte. Zinsen müssen hier wie da gezahlt werden, und die bösen Amerikaner nahmen mit ihren Zöllen auf die Polkenröder Weltverbesserer gar keine Rücksicht. Und diese Not mit den Arbeitern, die nichts leisteten, sondern nur immer Geld haben wollten! Man hatte es ja früher selbst mitgemacht, aber jetzt war die Sache doch eine ganz andere. Wachtel warf in heller Wut seine Felle, die er gerade in der Hand hatte, an die Erde und schrie, er wolle die faule Bande schon zwiebeln, und wenn sie keine Vernunft annähmen, so würde sie schon der Hunger zahm machen. So sagte ein Genosse von seinen Mitgenossen. War das nicht schrecklich? Als nun die Verhältnisse immer schlechter wurden, fing Wachtel wirklich an, seine Arbeiter zu zwiebeln. Was wollte er machen? So, wie es bisher gegangen war, konnte es nicht weiter gehn, dabei konnte das Unter-

nehmen nicht bestehn, und so erlebte die Welt das erbauliche Schauspiel, daß Genossen wider ein genossenschaftliches Unternehmen den Ausstand predigten.

In der Handschuhfabrikation dieser Gegend ist die Einrichtung getroffen, daß man in Gruppen zusammen arbeitet, allemal drei Arbeiter und ein Lehrling. Um nun Geld zu sparen, stellte Wachtel zwei Lehrlinge in die Gruppe, und andre Fabriken folgten nach. Es erhob sich ein Sturm von Entrüstung. Man berief Arbeiterversammlungen und beschloß die Forderung zu erheben, es dürfe überhaupt kein Lehrling eingestellt werden, so lange ein unbeschäftigter Vollarbeiter vorhanden sei. Wenn die Fabrikanten darauf nicht eingehn wollten, so werde man in einen allgemeinen Ausstand eintreten. Hier fanden sich nun allerdings besonnene Leute, die ihre warnende Stimme erhoben und sagten, es wären jetzt schlechte Zeiten, und man sollte mit dem Streik lieber noch warten. Ach was, wurde von den arbeitslosen Arbeitern geantwortet, sie hätten auch schlechte Zeit, und wenn sie nichts hätten, dann brauchten andre auch nichts zu haben. Nachdem man sich bis Mitternacht gestritten und sich gegenseitig die ehrenrührigsten Dinge vorgeworfen hatte, einigte man sich dahin, daß vor Ausbruch des Streiks der Bürgermeister als Schiedsrichter angerufen werden sollte.

So geschah es. Den Fabrikanten wurde ein Ultimatum vorgelegt, und diese lehnten, wie sie gar nicht anders konnten, ab. Der Herr Bürgermeister aber nahm das Schiedsrichteramt an und besprach sich mit seinen Gesinnungsgenossen. Man war im

stillen der Meinung, daß die Arbeiter mit ihrem Streik verrückt sein müßten. Aber wie der Bürgermeister an seine Hintermänner gebunden war, so hingen diese wieder von den sozialistischen Hilfskräften in der Stadtverordnetenversammlung ab, mit deren Hilfe sie die Majorität gewonnen hatten. Und dazu erhob die Reaktion damals gerade wieder schamlos ihr Haupt. Das heißt die Herren Optimaten und Ackerbürger waren, nachdem die Dinge gar zu bunt geworden waren, aufgewacht und fingen an, gegen Pfaffe und Genossen zu Felde zu ziehn. Wenn jetzt der äußerste linke Flügel versagte, so konnte die Herrschaft verloren gehn. Man durfte also um Gottes willen nicht gegen die Arbeiter entscheiden.

Das war die Meinung des Parteiführers und darum auch die des Herrn Bürgermeisters. Dieser berief also eine Konferenz. Er machte den Fabrikanten eine sträfliche Miene und appellierte an ihren Patriotismus und Gerechtigkeitssinn. Den Arbeitern riet er zur Mäßigung, ließ aber durchblicken, daß sie eigentlich im Recht seien, und so führten die Verhandlungen zu keinem Resultat, und die Arbeit wurde eingestellt. Den Fabrikanten hätte es recht sein können, da nur geringe und schlecht lohnende Aufträge vorlagen, aber wenn erst längere Zeit nicht geliefert war und die Kunden abgesprungen waren, so hielt es schwer, die abgebrochnen Beziehungen wieder anzuknüpfen, und das Geschäft mußte als ruiniert gelten. Und so wurde also erreicht, daß, als nach Beendigung des Ausstands die Arbeit wieder aufgenommen wurde, es nur in geringem Umfang geschehen konnte, und daß die große Menge der Arbeiter ohne Brot war.

Immer nur laufen lassen, was sich nicht halten läßt, sagte der Herr Bürgermeister mit lallender Zunge bei seinem zehnten Glase.

Wer war nun an dem Niedergang der einst so blühenden Stadt schuld? Jedenfalls der nicht, der die Frage stellt, sondern der andere. Da man nun auch in Bollenrode dieser Meinung war, so geriet man in Streit, den man zuletzt dadurch schlichtete, daß man dem Bürgermeister alle Schuld aufbürdete. Der Bürgermeister war so unklug, sich zu verteidigen, und so gab es Auseinandersetzungen zwischen ihm und Bürgern und Gemeinden. Darauf kündigten diese ihm die geliehenen Gelder, und nun kam es zu gerichtlichen Klagen und großem Skandal. Als sich der Gerichtsvollzieher schon näherte, Siegel in des Bürgermeisters Wohnung anzulegen, erlebte die Bürgerschaft, daß ihr Bürgermeister in Nacht und Nebel und unter Hinterlassung einer schweren Schuldenlast davonging.

Immer nur laufen lassen, was sich nicht halten läßt, sagte der Stadtschreiber, den Herrn Bürgermeister vermissend, und dachte ernstlich daran, seine [illegible] wieder aufzustellen. Aber es kam nicht dazu, da sich schnell ein Ersatz für den erledigten Posten fand, ein Mann, der die Verhältnisse kannte, und der bei seiner Wahl weiter nichts versprach, als, er wolle sich Mühe geben, die festgefahrene Karre wieder loszumachen. Er gab sich wirklich auch alle Mühe. Er ließ die [illegible] in Stand setzen, [illegible] und [illegible], daß es eine gewisse entfernte Ähnlichkeit mit [illegible] habe; er verhandelte mit Finanzmännern, [illegible] er ihnen versprach. Bollenrode [illegible]

zu gründen; er verſuchte Holzinduſtrie nach Polkenroda zu verpflanzen, Spielſachenfabrikation einzurichten, ja er ſprach das kühne Wort aus: vor allem müſſe, wenn man ſteuerkräftige Einwohner in die Stadt ziehn und ſie dort feſthalten wolle, die Privatſchule wieder ins Leben gerufen, mit der Lateinklaſſe des Rektors verbunden und, wenn nötig, mit ſtädtiſchen Mitteln unterſtützt werden. Und diesmal widerſprach ihm niemand.

Ob es helfen wird?

Geht doch unter die Agrarier, ſagte der Kantor, der einmal wieder den Mund nicht halten konnte, eines Abends bei Mutter Grüneberg, ihr laßt ja ſo ſchon Gras für die Ochſen auf den Straßen wachſen.

Da fehlte aber nicht viel daran, ſo wäre man handgreiflich geworden.

12

Rechts vom Apfelbaum — links vom Apfelbaum

Wunder über Wunder! Die Gemeinde Emmerlingen beſchließt, aus freiem Willen eine dritte Schule zu bauen, einigt ſich über den Platz, den Plan und über die Aufbringung der Koſten und legt der Königlichen Regierung die Sache fix und fertig zur Genehmigung vor. Schulrat Wiersdorf, ein alter würdiger Herr — Gott habe ihn ſelig —, pflegte zu ſagen, daß er um jede neue Schule ſeines Bezirks wie Jakob um Rahel ſieben Jahre habe dienen müſſen. Hier ſollte nun der Dienſt keine Viertelſtunde dauern. Ein Federſtrich, und es war alles erledigt.

Es hatten aber auch triftige Gründe vorgelegen, die die Gemeinde Emmerlingen vermochten, den natürlichen Widerwillen gegen alles, was Geld koſtete, zu überwinden. Bei einer der letzten Rekrutenvorſtellungen in Hartenburg, vor deſſen Toren Emmerlingen liegt, waren zwei Emmerlinger gefunden worden, die nicht leſen und ſchreiben konnten. Das verurſachte ein großes Aufſehen. Der Herr Oberſt

sagte zum Herrn Landrat: Sagen Sie mal, Herr Landrat, das ist ja sehr interessant, daß in Ihrem Kreise, von dem man doch annahm, daß er auf einer hohen Kulturstufe stehe, Illiteraten vorkommen. Sagen Sie mal, Herr Landrat, wie ist denn das überhaupt möglich?

Der Herr Landrat ärgerte sich und schnauzte den Schulzen von Emmerlingen an, der Schulze von Emmerlingen sank in sich zusammen und schimpfte dann hinter dem Rücken des Landrats auf die Königliche Regierung, den Landrat, den Kreisschulinspektor und alles, was mit der Schule zu tun hatte. Er sei doch kein Schulmeister, und er stelle doch die Lehrer nicht an. Und wenn ihnen die Regierung solche Jammerkerle wie den Zecke zuschickte, bei dem die Kinder nichts lernten, dann sei es kein Wunder, wenn die Rekruten nichts wüßten. Sie hätten beim alten Lüttich — er sei ein strenger Lehrer gewesen und hätte feste gehauen — Schule gehabt und hätten alle etwas gelernt (die Emmerlinger Zuhörer nickten Bestätigung), aber mit diesem Zecke, der so peu à peu gar nichts wüßte und verstünde, und mit der heutigen Jugend sei es zum katholisch werden.

Als nun im nächsten Jahre wieder ein Illiterat aus Emmerlingen auftauchte, erhob sich ein großer Spektakel. Der Herr Oberst bemerkte: Wenn das so weiter gehe, so müßte man ja, weiß es Gott, in der Kaserne eine Elementarschule einrichten. Der Herr Landrat machte den Schulzen verantwortlich, und der Schulze die Königliche Regierung. Die Sache kam in die Zeitungen, man wies auf die Emmerlinger mit den Fingern. Die Emmerlinger ärgerten

sich schwarz, und als bei einer Jagdverpachtung, bei der der Schulze unterschreiben mußte, der Amtsrat auf der Suderburg scheinbar verwundert ausrief: Sagen Sie mal, Schulze, Sie können ja Ihren Namen schreiben, ich habe doch gehört, die Emmerlinger machten statt der Unterschrift drei Kreuze, da war dem Fasse der Boden ausgeschlagen. So ging es nicht weiter.

Aber damit, daß man dem Lehrer Zecke aufs Dach stieg, war es nicht getan. Die drei Rekruten waren zwar in der Schule ungewöhnlich dumme Jungen gewesen, und Zecke war zwar ein Schwachmatikus; aber auch einem tüchtigen Lehrer wäre es unmöglich gewesen, die Aufgabe zu lösen, hundertundzehn Emmerlinger Kinder in einer Klasse mit Erfolg zu unterrichten. Und das wurde von Jahr zu Jahr schlimmer, da die Arbeiter in Scharen aus der Stadt nach Emmerlingen zogen, seitdem der Eisenbahnfiskus auf der Emmerlingen zugekehrten Seite der Stadt Reparaturwerkstätten errichtet hatte. Es blieb also nichts andres übrig, als in den sauern Apfel zu beißen und eine neue dritte Schule zu bauen. In einer Gemeindeversammlung wurde alles beschlossen und festgemacht. Die Sache ging so schnell, daß die zahlreichen Gegenmeinungen nicht Zeit hatten, sich zu gestalten. Der Herr Kantor verzichtete auf seine Lieblingsidee, daß das neue Haus schließlich für ihn gebaut werde, und der Herr Schöppe Spitzmaus gab das Geschäft auf, seinen Garten, der ihm nichts einbrachte, der Gemeinde für schönes Geld als Bauplatz aufzuhängen. Der Herr Pastor aber legte der Königlichen Regierung den Plan, den Anschlag und den Gemeindebeschluß vor und machte einen acht Seiten langen Bericht, worin er alle Gründe für

den Plan erwog und ins rechte Licht stellte, und worin er der Regierung die Sache so zuckersüß machte, daß diese gar nicht anders konnte, als mit Freuden ihr fiat darunter zu schreiben. Er verfehlte nicht hinzuzufügen, daß man es einem besondern Glücksfalle verdanke, wenn die Verhandlungen sobald zu einem glücklichen Ende geführt hätten, und daß es sich empföhle, die günstige Stimmung zu benützen und weitere Verhandlungen zu vermeiden. Auch sei ein andrer Bauplatz im Orte nicht zu finden.

Der Herr Pastor war in gehobner Stimmung, als er seinen Bericht abgeschickt hatte, und er erwartete nicht allein eine schleunige Zustimmung, sondern auch ein Lob für die Willigkeit der Gemeinde und die Umsicht ihrer Vertretung. Aber es kam lange keine Antwort. Statt dessen lief die alljährliche Rundfrage nach überfüllten Schulen ein, und die Aufforderung, zu berichten, was geschehen sei, die Überfüllung der Schule in Emmerlingen zu „beheben.“ Der Herr Pastor fiel aus allen Himmeln. Ja, sein sonst so friedfertiges Gemüt bewölkte sich. Er hatte einen acht Seiten langen Bericht geschrieben, alle Umstände dargelegt, alle Wege geebnet, es fehlte nur noch an der Zustimmung der Regierung. Und diese selbe Regierung fragte, nachdem sie den Bericht acht Wochen in Händen hatte, was geschehen sei. Dies setzte der Herr Pastor den Herren Amtsbrüdern im Pfarrverein auseinander und fand volles Verständnis für seine Schmerzen. Da sehe man es einmal wieder, daß der Ortsschulinspektor von der Königlichen Regierung als Luft angesehen werde, und daß „man“ darauf ausgehe, die Kirche gänzlich aus der Schule zu verdrängen.

Endlich lief ein Schreiben von Königlicher Regierung ein, worin mitgeteilt wurde, eine Kommission werde am 25. November eine Ortsbesichtigung vornehmen. Jedoch sehe man sich veranlaßt, schon jetzt zu eröffnen, daß wegen des unzulänglichen Raumes das eingereichte Projekt nicht genehmigt werden könne. Der Herr Pastor wurde durch dieses Schreiben auf das schmerzlichste berührt. Er trug es zum Herrn Amtsvorsteher, einem kleinen, weißköpfigen Herrn, der viel schnupfte und wenig redete, es aber faustdick hinter den Ohren hatte, und setzte ihm auseinander, daß die Königliche Regierung gänzlich im Unrechte sei, und daß, wo kein Raum sei, auch die Königliche Regierung keinen Raum schaffen könne.

Am 25. November war miserables Wetter. Es wehte ein eisiger Ostwind, und es herrschte ein leichtes Schneetreiben. Der Ortsvorstand und der Schulvorstand, der Herr Schulze, der Herr Amtsvorsteher, der Herr Kantor und der Herr Pastor hatten sich im Kruge versammelt. Zur angegebnen Zeit fuhr ein Wagen vor; es entstiegen ihm der Herr Geheime Regierungsrat von Haase, Herr Regierungsbaurat Kroch und Herr Regierungsreferendar von Brausewitz. Der Herr Geheime Regierungsrat war noch steifbeiniger, als er sonst zu sein pflegte, denn er hatte den Hexenschuß, der Herr Baurat betrachtete mit offenbarer Geringschätzung die Straße von Emmerlingen, die auch keine Spur von architektonischer Individualität aufwies, und Herr von Brausewitz, der mitgenommen war, einesteils weil er das Protokoll führen, andernteils weil er lernen sollte, wie man mit Bauern umgehe, entwickelte die Beweglichkeit und die Umsicht eines Adjutanten. Man

grüßte die Anwesenden flüchtig und ließ sich von der Korona betrachten, während man sich mit ein paar Glas Grog erwärmte und über das niederträchtige Wetter schalt. Darauf begab man sich zur Besichtigung, voraus der Herr Pastor, dann die hohen Behörden, dann die Herren vom Gemeinde- und vom Schulvorstande, und zuletzt der Herr Kantor, der dem Herrn Spitzmaus auseinandersetzte, er habe es immer gesagt, der Platz rechts vom Apfelbaum sei grundfalsch, die Schule müsse links vom Apfelbaum stehn.

Emmerlingen liegt auf der Zunge einer Hochfläche und ist eng und stadtmäßig gebaut. Unten fließt durch nasse Wiesen die Samster, ein kleiner Fluß, der harmlos aussieht, aber im Frühling die ganze Aue überschwemmt. Hart an der Kante des Abhangs liegen Kirche, Pfarre und die zwei Schulen. Die Gärten der beiden Schulen stoßen aneinander, und an der Grenze beider Gärten steht der bewußte Apfelbaum. Der Herr Geheimrat wickelte sich fröstelnd in seinen Mantel, und der Herr Baurat sah Garten, Apfelbaum, Schule und Dorf mit verächtlich flüchtigem Blick an, wie ein Professor die wenig geratne Ausstellung von Schülerarbeiten.

Na natürlich, der vorgeschlagne Platz war gänzlich ungeeignet. Kein Gedanke daran, hier eine Schule hinzubauen, die den Intentionen des Ministerialerlasses vom 15. November 1895 entspräche. Der Herr Pastor suchte sein Projekt zu verteidigen und darzulegen, daß der Platz allerdings etwas knapp bemessen, daß er aber der einzig mögliche sei. Er fand jedoch mit seinen Gründen gar kein Gehör. Der Herr Baurat zuckte die Achseln und lachte kurz und trocken. Der einzig mögliche Bauplatz — auf

nehmen nicht bestehn, und so erlebte die Welt das erbauliche Schauspiel, daß Genossen wider ein genossenschaftliches Unternehmen den Ausstand predigten.

In der Handschuhfabrikation dieser Gegend ist die Einrichtung getroffen, daß man in Gruppen zusammen arbeitet, allemal drei Arbeiter und ein Lehrling. Um nun Geld zu sparen, stellte Wachtel zwei Lehrlinge in die Gruppe, und andre Fabriken folgten nach. Es erhob sich ein Sturm von Entrüstung. Man berief Arbeiterversammlungen und beschloß die Forderung zu erheben, es dürfe überhaupt kein Lehrling eingestellt werden, so lange ein unbeschäftigter Vollarbeiter vorhanden sei. Wenn die Fabrikanten darauf nicht eingehn wollten, so werde man in einen allgemeinen Ausstand eintreten. Hier fanden sich nun allerdings besonnene Leute, die ihre warnende Stimme erhoben und sagten, es wären jetzt schlechte Zeiten, und man sollte mit dem Streik lieber noch warten. Ach was, wurde von den arbeitslosen Arbeitern geantwortet, sie hätten auch schlechte Zeit, und wenn sie nichts hätten, dann brauchten andre auch nichts zu haben. Nachdem man sich bis Mitternacht gestritten und sich gegenseitig die ehrenrührigsten Dinge vorgeworfen hatte, einigte man sich dahin, daß vor Ausbruch des Streiks der Bürgermeister als Schiedsrichter angerufen werden sollte.

So geschah es. Den Fabrikanten wurde ein Ultimatum vorgelegt, und diese lehnten, wie sie gar nicht anders konnten, ab. Der Herr Bürgermeister aber nahm das Schiedsrichteramt an und besprach sich mit seinen Gesinnungsgenossen. Man war im

ſtillen der Meinung, daß die Arbeiter mit ihrem Streik verrückt ſein müßten. Aber wie der Bürgermeiſter an ſeine Hintermänner gebunden war, ſo hingen dieſe wieder von den ſozialiſtiſchen Hilfskräften in der Stadtverordnetenverſammlung ab, mit deren Hilfe ſie die Majorität gewonnen hatten. Und dazu erhob die Reaktion damals gerade wieder ſchamlos ihr Haupt. Das heißt die Herren Optimaten und Ackerbürger waren, nachdem die Dinge gar zu bunt geworden waren, aufgewacht und fingen an, gegen Pfaffe und Genoſſen zu Felde zu ziehn. Wenn jetzt der äußerſte linke Flügel verſagte, ſo konnte die Herrſchaft verloren gehn. Man durfte alſo um Gottes willen nicht gegen die Arbeiter entſcheiden.

Das war die Meinung des Parteiführers und darum auch die des Herrn Bürgermeiſters. Dieſer berief alſo eine Konferenz. Er machte den Fabrikanten eine ſträfliche Miene und appellierte an ihren Patriotismus und Gerechtigkeitsſinn. Den Arbeitern riet er zur Mäßigung, ließ aber durchblicken, daß ſie eigentlich im Recht ſeien, und ſo führten die Verhandlungen zu keinem Reſultat, und die Arbeit wurde eingeſtellt. Den Fabrikanten hätte es recht ſein können, da nur geringe und ſchlecht lohnende Aufträge vorlagen, aber wenn erſt längere Zeit nicht geliefert war und die Kunden abgeſprungen waren, ſo hielt es ſchwer, die abgebrochnen Beziehungen wieder anzuknüpfen, und das Geſchäft mußte als ruiniert gelten. Und ſo wurde alſo erreicht, daß, als nach Beendigung des Ausſtands die Arbeit wieder aufgenommen wurde, es nur in geringem Umfang geſchehen konnte, und daß die große Menge der Arbeiter ohne Brot war.

Immer nur laufen lassen, was sich nicht halten läßt, sagte der Herr Bürgermeister mit lallender Zunge bei seinem zehnten Glase.

Wer war nun an dem Niedergang der einst so blühenden Stadt schuld? Allemal der nicht, der die Frage stellt, sondern der andre. Da man nun auch in Polkenroda dieser Meinung war, so geriet man in Streit, den man zuletzt dadurch schlichtete, daß man dem Bürgermeister alle Schuld aufbürdete. Der Bürgermeister war so unklug, sich zu verteidigen, und so gab es Auseinandersetzungen zwischen ihm und Pfaffe und Genossen. Darauf kündigten diese ihm die geliehenen Gelder, und nun kam es zu gerichtlichen Klagen und großem Skandal. Als sich der Gerichtsvollzieher schon rüstete, Siegel in des Bürgermeisters Wohnung anzulegen, erlebte die Bürgerschaft, daß ihr Bürgermeister in Nacht und Nebel und unter Hinterlassung einer schweren Schuldenlast davonging.

Immer nur laufen lassen, was sich nicht halten läßt, sagte der Stadtsekretär, den Herrn Bürgermeister parodierend, und dachte ernstlich daran, seine Kandidatur wieder aufzustellen. Aber es kam nicht dazu, da sich schnell ein Ersatz für den erledigten Posten fand, ein Mann, der die Verhältnisse kannte, und der bei seiner Wahl weiter nichts versprach, als, er wolle sich Mühe geben, die festgefahrne Karre wieder loszumachen. Er gab sich wirklich auch alle Mühe. Er ließ die Mäusequelle in Stein fassen, das Wasser chemisch untersuchen und feststellen, daß es eine gewisse entfernte Ähnlichkeit mit Obersalzbrunn habe; er verhandelte mit Finanzmännern, indem er ihnen vorschlug, Polkenroda als Badeort

zu gründen; er versuchte Holzindustrie nach Polkenroda zu verpflanzen, Spielsachenfabrikation einzurichten, ja er sprach das kühne Wort aus: vor allem müsse, wenn man steuerkräftige Einwohner in die Stadt ziehn und sie dort festhalten wolle, die Privatschule wieder ins Leben gerufen, mit der Lateinklasse des Rektors verbunden und, wenn nötig, mit städtischen Mitteln unterstützt werden. Und diesmal widersprach ihm niemand.

Ob es helfen wird?

Geht doch unter die Agrarier, sagte der Kantor, der einmal wieder den Mund nicht halten konnte, eines Abends bei Mutter Grüneberg, ihr laßt ja so schon Gras für die Ochsen auf den Straßen wachsen.

Da fehlte aber nicht viel daran, so wäre man handgreiflich geworden.

12

Rechts vom Apfelbaum — links vom Apfelbaum

Wunder über Wunder! Die Gemeinde Emmerlingen beſchließt, aus freiem Willen eine dritte Schule zu bauen, einigt ſich über den Platz, den Plan und über die Aufbringung der Koſten und legt der Königlichen Regierung die Sache fix und fertig zur Genehmigung vor. Schulrat Wiersdorf, ein alter würdiger Herr — Gott habe ihn ſelig —, pflegte zu ſagen, daß er um jede neue Schule ſeines Bezirks wie Jakob um Rahel ſieben Jahre habe dienen müſſen. Hier ſollte nun der Dienſt keine Viertelſtunde dauern. Ein Federſtrich, und es war alles erledigt.

Es hatten aber auch triftige Gründe vorgelegen, die die Gemeinde Emmerlingen vermochten, den natürlichen Widerwillen gegen alles, was Geld koſtete, zu überwinden. Bei einer der letzten Rekrutenvorſtellungen in Hartenburg, vor deſſen Toren Emmerlingen liegt, waren zwei Emmerlinger gefunden worden, die nicht leſen und ſchreiben konnten. Das verurſachte ein großes Aufſehen. Der Herr Oberſt

sagte zum Herrn Landrat: Sagen Sie mal, Herr Landrat, das ist ja sehr interessant, daß in Ihrem Kreise, von dem man doch annahm, daß er auf einer hohen Kulturstufe stehe, Illiteraten vorkommen. Sagen Sie mal, Herr Landrat, wie ist denn das überhaupt möglich?

Der Herr Landrat ärgerte sich und schnauzte den Schulzen von Emmerlingen an, der Schulze von Emmerlingen sank in sich zusammen und schimpfte dann hinter dem Rücken des Landrats auf die Königliche Regierung, den Landrat, den Kreisschulinspektor und alles, was mit der Schule zu tun hatte. Er sei doch kein Schulmeister, und er stelle doch die Lehrer nicht an. Und wenn ihnen die Regierung solche Jammerkerle wie den Zecke zuschickte, bei dem die Kinder nichts lernten, dann sei es kein Wunder, wenn die Rekruten nichts wüßten. Sie hätten beim alten Lüttich — er sei ein strenger Lehrer gewesen und hätte feste gehauen — Schule gehabt und hätten alle etwas gelernt (die Emmerlinger Zuhörer nickten Bestätigung), aber mit diesem Zecke, der so peu à peu gar nichts wüßte und verstünde, und mit der heutigen Jugend sei es zum katholisch werden.

Als nun im nächsten Jahre wieder ein Illiterat aus Emmerlingen auftauchte, erhob sich ein großer Spektakel. Der Herr Oberst bemerkte: Wenn das so weiter gehe, so müßte man ja, weiß es Gott, in der Kaserne eine Elementarschule einrichten. Der Herr Landrat machte den Schulzen verantwortlich, und der Schulze die Königliche Regierung. Die Sache kam in die Zeitungen, man wies auf die Emmerlinger mit den Fingern. Die Emmerlinger ärgerten

sich schwarz, und als bei einer Jagdverpachtung, bei der der Schulze unterschreiben mußte, der Amtsrat auf der Suderburg scheinbar verwundert ausrief: Sagen Sie mal, Schulze, Sie können ja Ihren Namen schreiben, ich habe doch gehört, die Emmerlinger machten statt der Unterschrift drei Kreuze, da war dem Fasse der Boden ausgeschlagen. So ging es nicht weiter.

Aber damit, daß man dem Lehrer Zecke aufs Dach stieg, war es nicht getan. Die drei Rekruten waren zwar in der Schule ungewöhnlich dumme Jungen gewesen, und Zecke war zwar ein Schwachmatikus; aber auch einem tüchtigen Lehrer wäre es unmöglich gewesen, die Aufgabe zu lösen, hundertundzehn Emmerlinger Kinder in einer Klasse mit Erfolg zu unterrichten. Und das wurde von Jahr zu Jahr schlimmer, da die Arbeiter in Scharen aus der Stadt nach Emmerlingen zogen, seitdem der Eisenbahnfiskus auf der Emmerlingen zugekehrten Seite der Stadt Reparaturwerkstätten errichtet hatte. Es blieb also nichts andres übrig, als in den sauern Apfel zu beißen und eine neue dritte Schule zu bauen. In einer Gemeindeversammlung wurde alles beschlossen und festgemacht. Die Sache ging so schnell, daß die zahlreichen Gegenmeinungen nicht Zeit hatten, sich zu gestalten. Der Herr Kantor verzichtete auf seine Lieblingsidee, daß das neue Haus schließlich für ihn gebaut werde, und der Herr Schöppe Spitzmaus gab das Geschäft auf, seinen Garten, der ihm nichts einbrachte, der Gemeinde für schönes Geld als Bauplatz aufzuhängen. Der Herr Pastor aber legte der Königlichen Regierung den Plan, den Anschlag und den Gemeindebeschluß vor und machte einen acht Seiten langen Bericht, worin er alle Gründe für

den Plan erwog und ins rechte Licht stellte, und worin er der Regierung die Sache so zuckersüß machte, daß diese gar nicht anders konnte, als mit Freuden ihr fiat darunter zu schreiben. Er verfehlte nicht hinzuzufügen, daß man es einem besondern Glücksfalle verdanke, wenn die Verhandlungen sobald zu einem glücklichen Ende geführt hätten, und daß es sich empföhle, die günstige Stimmung zu benützen und weitere Verhandlungen zu vermeiden. Auch sei ein andrer Bauplatz im Orte nicht zu finden.

Der Herr Pastor war in gehobner Stimmung, als er seinen Bericht abgeschickt hatte, und er erwartete nicht allein eine schleunige Zustimmung, sondern auch ein Lob für die Willigkeit der Gemeinde und die Umsicht ihrer Vertretung. Aber es kam lange keine Antwort. Statt dessen lief die alljährliche Rundfrage nach überfüllten Schulen ein, und die Aufforderung, zu berichten, was geschehen sei, die Überfüllung der Schule in Emmerlingen zu „beheben.“ Der Herr Pastor fiel aus allen Himmeln. Ja, sein sonst so friedfertiges Gemüt bewölkte sich. Er hatte einen acht Seiten langen Bericht geschrieben, alle Umstände dargelegt, alle Wege geebnet, es fehlte nur noch an der Zustimmung der Regierung. Und diese selbe Regierung fragte, nachdem sie den Bericht acht Wochen in Händen hatte, was geschehen sei. Dies setzte der Herr Pastor den Herren Amtsbrüdern im Pfarrverein auseinander und fand volles Verständnis für seine Schmerzen. Da sehe man es einmal wieder, daß der Ortsschulinspektor von der Königlichen Regierung als Luft angesehen werde, und daß „man“ darauf ausgehe, die Kirche gänzlich aus der Schule zu verdrängen.

Endlich lief ein Schreiben von Königlicher Regierung ein, worin mitgeteilt wurde, eine Kommission werde am 25. November eine Ortsbesichtigung vornehmen. Jedoch sehe man sich veranlaßt, schon jetzt zu eröffnen, daß wegen des unzulänglichen Raumes das eingereichte Projekt nicht genehmigt werden könne. Der Herr Pastor wurde durch dieses Schreiben auf das schmerzlichste berührt. Er trug es zum Herrn Amtsvorsteher, einem kleinen, weißköpfigen Herrn, der viel schnupfte und wenig redete, es aber faustdick hinter den Ohren hatte, und setzte ihm auseinander, daß die Königliche Regierung gänzlich im Unrechte sei, und daß, wo kein Raum sei, auch die Königliche Regierung keinen Raum schaffen könne.

Am 25. November war miserables Wetter. Es wehte ein eisiger Ostwind, und es herrschte ein leichtes Schneetreiben. Der Ortsvorstand und der Schulvorstand, der Herr Schulze, der Herr Amtsvorsteher, der Herr Kantor und der Herr Pastor hatten sich im Kruge versammelt. Zur angegebnen Zeit fuhr ein Wagen vor; es entstiegen ihm der Herr Geheime Regierungsrat von Haase, Herr Regierungsbaurat Kroch und Herr Regierungsreferendar von Brausewitz. Der Herr Geheime Regierungsrat war noch steifbeiniger, als er sonst zu sein pflegte, denn er hatte den Hexenschuß, der Herr Baurat betrachtete mit offenbarer Geringschätzung die Straße von Emmerlingen, die auch keine Spur von architektonischer Individualität aufwies, und Herr von Brausewitz, der mitgenommen war, einesteils weil er das Protokoll führen, andernteils weil er lernen sollte, wie man mit Bauern umgehe, entwickelte die Beweglichkeit und die Umsicht eines Adjutanten. Man

grüßte die Anwesenden flüchtig und ließ sich von der Korona betrachten, während man sich mit ein paar Glas Grog erwärmte und über das niederträchtige Wetter schalt. Darauf begab man sich zur Besichtigung, voraus der Herr Pastor, dann die hohen Behörden, dann die Herren vom Gemeinde- und vom Schulvorstande, und zuletzt der Herr Kantor, der dem Herrn Spitzmaus auseinandersetzte, er habe es immer gesagt, der Platz rechts vom Apfelbaum sei grundfalsch, die Schule müsse links vom Apfelbaum stehn.

Emmerlingen liegt auf der Zunge einer Hochfläche und ist eng und stadtmäßig gebaut. Unten fließt durch nasse Wiesen die Samster, ein kleiner Fluß, der harmlos aussieht, aber im Frühling die ganze Aue überschwemmt. Hart an der Kante des Abhangs liegen Kirche, Pfarre und die zwei Schulen. Die Gärten der beiden Schulen stoßen aneinander, und an der Grenze beider Gärten steht der bewußte Apfelbaum. Der Herr Geheimrat wickelte sich fröstelnd in seinen Mantel, und der Herr Baurat sah Garten, Apfelbaum, Schule und Dorf mit verächtlich flüchtigem Blick an, wie ein Professor die wenig geratne Ausstellung von Schülerarbeiten.

Na natürlich, der vorgeschlagne Platz war gänzlich ungeeignet. Kein Gedanke daran, hier eine Schule hinzubauen, die den Intentionen des Ministerialerlasses vom 15. November 1895 entspräche. Der Herr Pastor suchte sein Projekt zu verteidigen und darzulegen, daß der Platz allerdings etwas knapp bemessen, daß er aber der einzig mögliche sei. Er fand jedoch mit seinen Gründen gar kein Gehör. Der Herr Baurat zuckte die Achseln und lachte kurz und trocken. Der einzig mögliche Bauplatz — auf

dem flachen Lande! Lächerlich. Warum bauen Sie denn die Schule nicht da unten hin? fragte er den Schulzen. — Herr Rat, erwiderte dieser, dort würde sie im Frühjahr versaufen. — Das war denn freilich etwas andres. Aber das Dorf hatte doch auch eine Grenze nach den Feldern zu. Man begab sich dorthin. Na, sehen Sie, sagte der Herr Baurat, hier ist doch Platz die schwere Menge. Wem gehört denn das Land hier?

Herrn Fettback, aber der verkauft nichts.

Er wird schon, erwiderte der Herr Regierungsrat. Schicken Sie mal hin. Herr Fettback möchte mal herkommen.

Nach gemessener Zeit, während deren die Kommission Zeit hatte, das flache Feld zu betrachten, über das der Ostwind in wagerechten Linien die Schneeflocken trieb, kam Herr Fettback an. Man trug ihm die Sache vor, und Herr Fettback erklärte, er verkaufe kein Land.

Ach was, erwiderte der Herr Regierungsrat, Sie werden schon, wenn man Ihnen ein ordentliches Gebot macht. Was ist denn der Acker wert, Herr Schulze?

Der Herr Schulze stellte mit Hilfe der andern Anwesenden fest, daß der Acker peu à peu fünfzehnhundert Mark wert sei. Na, sagte der Herr Geheimrat, die Gemeinde bietet Ihnen zweitausend Mark. Was sagen Sie nun?

Ich habe es gesagt, antwortete Herr Fettback gelassen, ich verkaufe kein Land.

Dann wird man Sie expropriieren.

Expropriieren? Mich? Nee, meine Herrn. Und wer soll denn die Expropriationskosten bezahlen?

Die Gemeinde nicht, dafür bin ich Ihnen gut, meine Herrn.

Der Herr Geheimrat wurde ungeduldig, bezwang sich aber und beschloß an das Ehrgefühl und das Gemeindebewußtsein des Mannes zu appellieren. Die Gemeinde brauche das Land zu einer Schule für ihre Kinder, und für die Kinder müsse ein jeder gute Bürger Opfer bringen können. Fettback erwiderte, er habe keine Kinder. — Der Herr Geheimrat drehte sich ärgerlich um, und Herr Fettback ging nach Haus.

Wer ist denn eigentlich der Mensch? fragte er den Herrn Schulzen.

Nu, sagte dieser, es ist doch immerhin ein Mann von peu à peu fünfviertel Millionen, das lebende Inventar nicht mit gerechnet.

Lassen wir also diesen Bauernmillionär beiseite, sagte der Herr Geheimrat, gehen wir weiter. — Man ging weiter bis zu einem andern Plan. — Wem gehört dieses Land?

Herrn Spitzmaus, Herr Rat. Herr Spitzmaus ist nämlich hier. Fritze, komme doch mal her. — Spitzmaus kam an.

Verkaufen Sie das Land?

Jawohl, Herr Rat. Die beiden Herren von der Kommission sahen sich mit Genugtuung an. — Einhundertfünfzig Mark die Quadratrute.

Das ist ja aber ein unerhörter Preis.

Kanns nicht billiger machen. Aber ich habe im Dorfe einen Garten, den kann ich Ihnen billiger geben.

Man ging weiter. Es folgten feuchte Wiesen, dann fiskalisches Land und dann die Eisenbahn. Es

war tatsächlich so, wie der Herr Pastor gesagt hatte, Bauplätze außerhalb des Dorfes waren nicht zu haben. Darauf besichtigte man den Garten des Spitzmaus, der völlig unbrauchbar war, und war nach zwei Stunden Verhandeln im Schneetreiben genau so weit wie vorher. Und der Hexenschuß machte sich empfindlicher fühlbar als je. Sollte man abreisen, ohne etwas fertig gebracht zu haben? Sollte man diesem Pastor Recht geben, oder wohl gar das verworfne Projekt doch noch genehmigen? Der Herr Geheimrat hatte durchaus keine Lust dazu. Er begab sich in der Hoffnung, daß sich bei nochmaliger Betrachtung der Sache ein Ausweg finden lasse, zum Schulgarten zurück, besah nochmals den Garten, die Grenze und den Apfelbaum; es war doch alles noch so, wie es vorher gewesen war. Da machte sich der Herr Kantor an den Herrn Geheimrat heran und machte unmaßgeblich darauf aufmerksam, daß wenn man die Schule auf den Fleck links vom Apfelbaum baute, und die Grenze drei Meter verschiebe, alle Schwierigkeiten in glücklichster Weise überwunden seien.

Der Herr Rat sah sich die Sache an, und sie leuchtete ihm ein. Na ja, freilich, sagte er. Sehen Sie mal, lieber Brausewitz, links vom Apfelbaum, nicht rechts davon muß die Schule stehn. Das ist ja eine ganz andre Sache. Herr von Brausewitz beeilte sich, seine lebhafte Zustimmung zu erkennen zu geben und seine Genugtuung auszusprechen, daß es der hohen Behörde doch noch gelungen sei, zu einem Ergebnisse zu gelangen. Der Herr Baurat wollte Einwendungen erheben, aber leider hat die hohe Baubehörde kein eignes Votum, sondern hängt von der höhern Einsicht des juristischen Chefs ab

und muß sich als technischer Beirat eines hohen Kollegii vor Augen halten, daß manchmal Reden Silber, und Schweigen Gold ist. So tat auch Herr Baurat Kroch, obwohl er innerlich nicht einsehen konnte, daß der Platz links vom Apfelbaum besser sei als der rechts vom Apfelbaum.

Man begab sich in den Krug zurück und verfaßte ein langes Protokoll, worin Gemeinde und Schulvorstand erklärten, daß sie nunmehr die Überzeugung gewonnen hätten, die Schule müsse nicht rechts, sondern links vom Apfelbaum stehn, und daß sie sich unter Aufgabe des am 13. August eingesandten Projekts verpflichteten, die Schule auf dem links vom Apfelbaum liegenden, dem Kantorat gehörenden Gartenanteil zu bauen.

Nun kam der entscheidende Augenblick, wo das Protokoll unterschrieben werden sollte. Keiner wollte heran, und der Schulze warf einen hilfebittenden Blick auf den Herrn Amtsvorsteher, der bisher nur geschnupft und geschwiegen hatte.

Herr Geheimrat, sagte dieser, wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf, die Gemeinde hat der Königlichen Regierung ein Bauprojekt vorgelegt, die Königliche Regierung lehnt das Projekt ab, und damit ist die Sache zu Ende. Die Gemeinde verpflichtet sich jetzt zu gar nichts.

Was wollen Sie denn, erwiderte der Geheimrat ungnädig. Sie sind ja schon verpflichtet. Sie haben — Sie haben — der Herr Rat blätterte in seinen Akten — für hundertsiebzig Schüler zwei Lehrer. Nach dem Ministerialerlaß vom 16. Dezember 1874 sind Sie einfach verpflichtet, eine neue Schule zu bauen.

Ja, aber nicht links vom Apfelbaum.

Es half nichts. Der Satz mußte geändert werden. Die Vertretung erklärte ihre „Geneigtheit," die Schule auf dem genannten Flecke zu errichten. Aber auch damit war der Herr Amtsvorsteher nicht zufrieden und verlangte, daß noch eingeschoben werde: Unter der Voraussetzung der Zustimmung der Gemeinde. Auch das mußte zugestanden werden, und nun wurde das Protokoll unterzeichnet. Darauf wurde der Termin geschlossen, und jedermann ging nach Hause — unzufriednen Gemüts. Der Herr Geheimrat, weil das Protokoll nicht so ausgefallen war, wie er gewünscht hatte, der Herr Baurat, weil er den Platz links vom Apfelbaum für ebenso ungeeignet hielt, wie den rechts vom Apfelbaum; der Herr Pastor, weil man ihm sein schönes Projekt zerstört hatte, und er nun eine lange Reihe von neuen Verhandlungen und Mißhelligkeiten erwarten mußte, der Herr Amtsvorsteher, weil man ihn gar zu geringschätzig behandelt hatte, und Herr Spitzmaus, weil er seinen Garten nicht an den Mann gebracht hatte. Nur der Herr Kantor schaute in eine hoffnungsreiche Zukunft. Jetzt konnte er eine Wohnung haben, wie er sie wünschte.

Daß jetzt kein Mensch Eile hatte, den von der Königlichen Regierung umgestoßnen Plan wieder aufzurichten, war begreiflich. Vielleicht hätte man die Sache überhaupt ruhen lassen, wenn nicht die Furcht gewesen wäre, bei der Rekrutierung wieder mit Illiteraten anzutreten, und wenn nicht nach einem Vierteljahr eine Erinnerung wegen des Bauplans eingelaufen wäre. Nur einer hatte währenddessen Hand ans Werk gelegt, der Herr Kantor. Denn

weil er den glücklichen Gedanken gehabt hatte, den Platz links vom Apfelbaum zu empfehlen, und weil er das neue Schulhaus schon als sein Haus betrachtete, so sah er sich als den eigentlichen Bauunternehmer an. Er sprach mit den einflußreichsten Persönlichkeiten im Dorfe, um Meinung für sein Projekt zu machen, und ließ vom Maurermeister eine neue Zeichnung anfertigen, bei der eine Wohnung in Aussicht genommen war, die ganz nach seinem Herzen war.

Aber der Herr Kantor stieß da, wo ers nicht erwartet hatte, auf unüberwindlichen Widerstand, beim Herrn Amtsvorsteher. Der Herr Amtsvorsteher war sonst immer so entgegenkommend wie möglich, hier aber war nichts mit ihm anzufangen. Als der Herr Kantor ihm die Zeichnung mit ausführlicher Erläuterung ihrer Vorzüge unterbreitete, sagte er kein Wort und legte sie, ohne sie auch nur anzusehen, beiseite. Aber der Postverwalter, ein Mensch, der immer die Bolzen abschoß, die der Amtsvorsteher gedreht hatte, sollte gesagt haben: Was denn dem Herrn Kantor einfiele. Er täte ja, als wäre er die Hauptperson in der Gemeinde. Die Schule werde vom Schulvorstande gebaut, und nicht vom Herrn Kantor. Und auch nicht für den Herrn Kantor. Das wurde natürlich dem Herrn Kantor hinterbracht und bewirkte eine tiefe Verstimmung. Der Herr Amtsvorsteher kam aber mit einem eignen neuen Entwurf heraus, der das Eigentümliche hatte, äußerlich anders auszusehen als Projekt A, in Wirklichkeit aber in allen Maßen und Verhältnissen mit ihm übereinzustimmen. Er zeigte seinen Entwurf dem Herrn Pastor und sagte: Sehen Sie, Herr Pastor, dieser Plan ist eine königliche Mausefalle. Wenn die Regierung

diesen Plan genehmigt, so lassen wir ihn von der Gemeinde ablehnen und kommen auf Projekt A zurück. Wenn die Regierung Projekt B genehmigt, das mit A übereinstimmt, so muß sie auch A genehmigen.

Der Herr Pastor erschrak über die Kühnheit dieses Plans. Aber wird die Regierung sich darauf einlassen? fragte er.

Dann bauen wir überhaupt nicht, sagte der Herr Amtsvorsteher, oder eröffnen das Verwaltungsstreitverfahren. Wenn der Regierung daran liegt, hier einen Lehrer herzubringen, muß sie unsern Plan annehmen.

Der neue Plan B wurde vom Schulvorstande angenommen; dagegen nahm die Gemeindevertretung den Plan des Herrn Kantors an. Hieraus entwickelte sich ein langer Streit, der damit endete, daß von der Königlichen Regierung festgestellt wurde, die Gemeinde habe nur das Schuletatsdefizit zu decken; zu beschließen und zu bauen sei Sache des Schulvorstandes. Das rief einen wahren Tumult in der Gemeinde hervor. Was? Wir sollen nichts zu sagen haben? Das wäre noch schöner, und das wollen wir einmal sehen! Und wer das Geld gibt, der muß auch was zu sagen haben. Und wenn wir nichts sollen sagen können, so zahlen wir nichts. Nicht einen Groschen geben wir. — Der Herr Pastor hatte seine liebe Not, zum Frieden zu reden.

Es wäre doch merkwürdig, wenn sich nicht, sobald zwei Meinungen gegen einander stehen, eine dritte dazu fände. Diese dritte Meinung produzierte Herr Spitzmaus, der behauptete, die meisten Kinder, die in die Schule gekommen wären, seien Kinder von Eisenbahnarbeitern. Die Eisenbahn müsse die Schule

bauen. Und da man bald zu der Überzeugung kam, daß das der Eisenbahn nicht einfalle, so behauptete er, weil die Schule links vom Apfelbaum zu stehen komme, und weil da der Kantorgarten liege, so müsse die Kirchenkasse bauen. Und jede dieser Meinungen fand eine gläubige Anhängerschaft. Anfänglich waren es nur die maßgebenden Personen gewesen, die miteinander in Streit kamen. Das Gros der Gemeinde kümmerte sich um den Schulbau nicht, da ihnen der eigne Hof näher lag als der Schulhof. Die Sache lag ja auch in guten Händen, und man hatte doch sowieso nichts zu sagen. Nachdem sich aber die Entscheidung verzögerte, und nachdem man die Erfahrung gemacht hatte, daß man doch mitzureden habe, fand man, daß die Sache nicht in guten Händen liege, und fing an zu räsonieren. Alles durchdrang die Schulsäure. Der Friede hatte ein Ende, in den Wirtshäusern ging es laut zu, und die Wirte machten gute Geschäfte. Alte Freundschaften gingen aus dem Leim, Kränzchen trennten sich, Skatpartien und Kegelgesellschaften gingen ein. Und zuletzt war das ganze Dorf in zwei feindliche Heerlager getrennt, die sich unter dem Schlachtruf: „Rechts vom Appelboom und links vom Appelboom" bekämpften. Wer Beziehungen zum Pastor und zum Amtsvorsteher hatte, der war rechts vom Appelboom, wer es mit dem Kantor und dem Schulzen hielt, der war links vom Appelboom. Und jeder schob seinem Gegner niederträchtige Beweggründe unter.

Zwischen den beiden Lehrern aber brach bittre Fehde aus. Daran waren die beiden Lehrerfrauen schuld, die sich unter bewußtem Apfelbaum über den Zaun hinweg gezankt hatten. Denn die Frau Kantor

betrachtete sich schon als die Inhaberin der neuen Wohnung und ließ merken, das komme ihrem Manne auch zu, und ihr Mann werde dann Hauptlehrer und Vorgesetzter des zweiten Lehrers, und Frau Zecke, die ohnehin auf Kantors neidisch gewesen war, war wütend geworden und hatte der hochmütigen Frau Kantor unliebsame Wahrheiten gesagt. Darauf hatten die beiden Ehemänner in den Streit eingegriffen, und daraus war ein öffentliches Ärgernis entstanden. Beide Lehrer hatten sich gegenseitig beim Herrn Kreisschulinspektor verklagt, waren beide ad audiendum verbum in die Stadt zitiert worden und kehrten zurück dem äußern Schein nach versöhnt, aber bittern Groll im Herzen. Nun wurden beide, der eine rechts vom Apfelbaum, der andre links vom Apfelbaum, die ersten unter den Rufern im Streite.

Inzwischen kam der Entwurf B von der Regierung zurück, die hohe Baubehörde hatte ihn genehmigt, aber nicht weniger als siebzehn Erinnerungen in bezug auf die Bauausführung gemacht. Die Mitglieder des Schulvorstandes entrüsteten sich. Das wäre doch bloß, sagte man, um die Leute zu schikanieren, und der sonst so geduldige Herr Pastor warf die Frage auf, ob Verordnungen über Gesimse und glasierte Ziegel auch in der Ministerialverordnung vom 15. November 1895 enthalten seien. Der Herr Amtsvorsteher aber setzte durch, daß alles glatt genehmigt wurde. Meine Herren, sagte er, genehmigen Sie nur alles, dieses Schulhaus wird doch nicht gebaut.

Wieder verging ein Vierteljahr. Der Rekrutierungstermin ging gnädig vorüber. Das jährliche Überfüllungsrundschreiben lief ein, worin gefragt

wurde, was geschehen sei, die Überfüllung der Schulen in Emmerlingen zu beheben. Der Herr Pastor entrüstete sich abermals. Die Gemeinde habe doch alles getan, eine neue Schule zu bauen. Die Königliche Regierung möge sich gefälligst selbst fragen, was sie getan habe, es zu verhindern. Der Entwurf B kam zurück. Wieder war eine Anzahl von Ausstellungen gemacht, die sich auf unwesentliche Dinge erstreckten. Zu ihrer Beantwortung war ein weiter Termin gesteckt. Der Herr Amtsvorsteher machte eine verschmitzte Miene, nahm eine Prise und sagte: Man riecht die Mausefalle. Aber es hilft nichts, hinein müssen die Herren doch gehn. Die Erinnerungen wurden prompt erledigt. Auch als nochmals Wünsche wegen des Stils und der malerischen Wirkung geäußert wurden, ging man bereitwillig darauf ein.

Endlich war nichts mehr auszusetzen. Jetzt mußte die Genehmigung erfolgen.

Ehe wir, schrieb jedoch die Regierung, unsre Genehmigung erteilen, müssen die Besitzverhältnisse des Grundstücks klar gelegt werden. Aus unsern Akten ist zu ersehen, daß darüber Zweifel geherrscht haben.

Pfui Teufel! Freilich hatten darüber Zweifel bestanden, ob die erste Schule eine Kirchenschule sei, oder ob sie der Gemeinde gehöre mit der Verpflichtung, dem Kantor als Kirchenbeamten die Wohnung zu leisten. Es war deswegen ein langer Prozeß geführt worden, der der Gemeinde viel Geld gekostet hatte. Noch lebten einige Leute, die das damals miterlebt hatten. Seitdem war die Besitzfrage wegen der ersten Schule der Punkt geworden, an den mit stillschweigender

Übereinstimmung aller beteiligten Kreise niemand anrührte. Und diesen empfindlichen Punkt berührte die Regierung mit rauher Hand. Im Gemeindekirchenrate saßen ein paar alte Herren, die sonst in der Gemeinde nicht viel zu sagen hatten und darum mit desto größerer Eifersucht über die Rechte der Kirche wachten. Besonders war der Kirchenkassenrendant, der noch den Kantoratsprozeß erlebt hatte, Feuer und Flamme, wenn in Zweifel gezogen wurde, ob das Kantorat der Kirche gehöre. Hier geriet nun der arme Pastor zwischen zwei Feuer. Als Mitglied des Schulvorstandes mußte er das Kantorat für die Schulgemeinde reklamieren, und als Vorsitzender des Gemeindekirchenrats mußte er das Kantorat für die Kirche in Anspruch nehmen. Er mochte es also anfangen, wie er wollte, er war allemal der geschlagne Mann.

Er stellte der Regierung seine verzweifelte Lage vor. Die Regierung antwortete: Schulvorstand und Gemeindekirchenrat seien anzuhalten, sich gütlich zu vergleichen.

Aber die Einigung wollte je länger je weniger zustande kommen. Nun kam auch noch der Kantor mit seinem Projekte hinzu, wonach die neue Schule zum Kantorat erklärt, das gegenwärtige Kantorat aber der Gemeinde als dritte Schule abgetreten werden sollte, wodurch die Sachlage noch verwickelter wurde. Um vorwärts zu kommen, müßte der Gemeindekirchenrat eine zur Abtretung nötige löschungsfähige Quittung ausstellen. Der Gemeindekirchenrat weigerte sich, diese Quittung auszustellen. Jetzt schrieb die Regierung, der Schulvorstand solle den Gemeindekirchenrat verklagen. Dem Herrn Pastor wurde es

angst und bange. Er erkundigte sich im Pfarrerverein, was zu tun sei. Dort sagte man ihm: Um Gottes willen nicht verklagen. Der Herr Pastor ging aber doch noch zu einem Rechtsanwalt, um sich über die Rechtslage zu erkundigen, und wurde dabei von einem Emmerlinger der Partei „links vom Apfelbaum" gesehen, worauf sich ein großer Lärm erhob: Der Pastor will uns verklagen. Und verklagen lassen wir uns nicht, und der Pastor sollte sich schämen, seine Gemeinde, von der er sein Brot hat, vor Gericht zu bringen. Daß das alles dummes Zeug war, und daß die Klage sich nicht gegen die Gemeinde, sondern für die Gemeinde gegen den Gemeindekirchenrat richtete, änderte an der Tatsache nichts, daß die Gemeinde ganz rabiat wurde. Es war unmöglich, dem Verlangen der Königlichen Regierung nachzukommen. Glücklicherweise grub man eine alte Verfügung aus, in der verordnet worden war, nachdem Gemeinde und Gemeindekirchenrat in einen Kompromiß gewilligt hätten, so solle später nicht wieder die Besitzfrage gestellt werden. Diese Verfügung schickte man ein, worauf die Königliche Regierung entschied: Nach neuerdings angestellter Erwägung wollen wir von einer Entscheidung der Besitzfrage vorerst absehen und erteilen die Bauerlaubnis.

Gott sei Dank, sagte der Herr Pastor. Und der Herr Amtsvorsteher nahm eine Prise und sagte: Meine Herren, es hat geschnappt, die Mausefalle ist zu, jetzt muß uns die Regierung auch das Projekt A genehmigen.

Projekt B wurde natürlich, schon des Kantors wegen, von der Gemeinde abgelehnt. Der Herr

Amtsvorsteher machte einen diplomatischen Bericht, worin er ausführte, nachdem die Gemeinde Projekt B abgelehnt habe, bleibe nichts übrig, als auf das Projekt A (rechts vom Apfelbaum) zurückzukommen, für das die Genehmigung der Gemeinde vorliege. Die Königliche Regierung werde, nachdem sie die Bauerlaubnis für B gegeben, die für A nicht mehr verweigern können, da A und B, dessen Genehmigung erteilt sei, identisch seien.

Die Regierung erwiderte kurz: Es sei kein Grund vorhanden, den abgelehnten Plan zu genehmigen. Wenn dem Schulvorstande daran liege, einen dritten Lehrer nach Emmerlingen zu bekommen, so möge er gefälligst dafür sorgen, daß nicht immer wieder neue Schwierigkeiten gemacht würden. — Noch nie hatte man den Herrn Amtsvorsteher so erstaunt gesehen, als damals, als er das Schriftstück in der Hand hielt. Er vergaß seine Dose, er vergaß alles. Er vergaß auch den Mund zuzumachen. Das kam ja so heraus, als wollte die Regierung gebeten sein, einen Lehrer abzulassen. Daran hatte freilich niemand gedacht.

In einem andern, an den Landrat gerichteten Schreiben verfügte die Regierung, der Gemeinde sei zu eröffnen, daß sie nicht berechtigt sei, die Kosten für den Schulbau zu verweigern, die Königliche Regierung werde die Gemeinde durch Zwangsetatisierung anhalten, die Kosten aufzubringen.

Die Gemeinde weigerte sich dennoch und wies nach, daß sie ihre Zustimmung für den Fall rechts vom Apfelbaum und nicht für den Fall links vom Apfelbaum gegeben habe. Die Regierung könne sie also nicht zwingen.

Jetzt ordnete die Regierung an, da der Schul-

vorstand erweiterte Vollmacht habe, so seien die Kosten in Form von Hausväterbeiträgen als Schulsteuer aufzubringen.

Der Herr Pastor wandte sich an die geschäftserfahrne Stelle des Pfarrervereins. Daselbst stellte man zunächst fest, daß die Regierung überall geschäftlich korrekt verfahren sei. Nur habe sie nicht die Nebenwirkungen ihrer Verfügungen erwogen. Sie habe in ihrer abgeklärten Rechtsatmosphäre keine Kenntnis davon gehabt, in welche Farben sich der reine Strahl ihrer Entschließungen im niedern Dunstkreise der Volksmeinung zerlege, habe auch unter dem, was sie anrichte, nicht zu leiden. Der Herr Pastor aber dürfe sich keineswegs zur Ausschreibung von Schulsteuern hergeben. Sie sind doch schließlich Pastor, sagte die geschäftskundige Stelle, und keine Regierung hilft Ihnen aus der Patsche, wenn Sie sich mit Ihrer Schulsteuer in der Gemeinde unmöglich gemacht haben.

Ich werde die Ortsschulinspektion niederlegen, sagte der Herr Pastor.

Tun Sie das nicht, erwiderte man. Lassen Sie Ihren Schulvorstand beschließen: Wir tun nichts. Wir haben zwar das Recht, aber nicht die Pflicht, Schulsteuern auszuschreiben. Und unter den vorliegenden Verhältnissen verzichten wir auf den Bau einer Schule. Und dann warten Sie ruhig ab, was kommt.

Dies geschah. Nun hätte zwar die Regierung den Schulvorstand absetzen und die Schule kommissarisch durch den Landrat verwalten lassen können, aber sie scheute sich vor diesem äußersten Schritte, um so mehr als der Landrat auf eine Anfrage berichtet hatte, in

Emmerlingen herrsche die reine Revolution, und es sei zu befürchten, daß das ganze Dorf zur Sozialdemokratie abschwenken werde.

Der Herr Landrat hatte nicht zuviel gesagt. In Emmerlingen sah es böse aus. Eine neue Partei hatte sich unter der Führung eines Schusters, der nicht gern still saß, aber gern Bier trank und gern Reden hielt, und der mit dem Spitznamen der Lulattich hieß, aufgetan. Das Programm dieser Partei war folgendes: Wenn die Regierung die Lehrer anstellt, so mag sie sie auch bezahlen. Wenn wir aber bezahlen sollen, dann verlangen wir auch das Wahlrecht. Und wenn wir das Wahlrecht haben, dann setzen wir unsre zwei Lehrer ab und wählen uns Lehrer, die uns passen, und die es billiger machen, und die vor uns nicht die Hochnäsigen spielen. Und wenn wir eine Schule bauen, dann ist es unsre Schule, und dann bauen wir, wie es uns paßt. Diese Meinung gewann großen Anhang, und sie beherrschte zuletzt auch die Gemeindevertretung. Durch den langen Streit waren die Gemüter verwildert. Man war zu Tätlichkeiten und gerichtlichen Klagen übergegangen. Herr Spitzmaus war nächtlicherweile verhauen worden, dem Herrn Pastor hatten sie seine jungen Obstbäume abgeschnitten. Drei Injurienklagen schwebten vor Gericht, und es war alle Aussicht vorhanden, daß daraus noch Meineidsprozesse hervorgehn würden. Nicht einmal Schützenfest konnte mehr gefeiert werden, weil alles miteinander verzankt war. Der Schulbau aber saß rettungslos fest.

Eine lange Korrespondenz wurde geführt, ein neuer, vom Herrn Landrat angesetzter Termin zur

Findung eines neuen Bauplatzes verlief ergebnislos. Schließlich mußte der Herr Geheimrat selber kommen, um die Gemeinde zu beruhigen und die Karre ins Gleis zu bringen. Es gab eine lange, erregte und unerfreuliche Verhandlung, in der die verschiednen Meinungen aufeinander stießen, tausend Nebendinge erörtert wurden, und zweierlei als sicher hervortrat: die Schule darf nicht links vom Apfelbaum stehn, und ebensowenig darf sie rechts vom Apfelbaum stehn. Worauf vorgeschlagen wurde: Ei so baut doch die Schule auf den Apfelbaum! Das war ein erlösender Gedanke. Des langen Haders müde stimmten alle zu, der Herr Geheimrat gab seinen Konsens, und man unterschrieb das Protokoll. Punktum. Aber vier Jahre hatte es gedauert, und es wird noch mehr Zeit kosten, bis die Folgen des durch den Schulbau entfachten Gemeindekriegs überwunden sind.

Der Herr Geheimrat bestieg in Hartenburg die Eisenbahn und traf im Abteil mit Herrn von Brausewitz zusammen. — Ach, sehen Sie mal, Herr von Brausewitz, sagte der Herr Geheimrat, nett, daß wir uns treffen. Ich komme eben von Emmerlingen. Erinnern Sie sich noch? Es war scheußliches Wetter damals.

Sind Sie nun mit der Angelegenheit fertig, Herr Geheimrat? fragte Herr von Brausewitz.

Ja, Gott sei Dank. Wir bauen nämlich jetzt die Schule nicht rechts und nicht links, sondern an die Stelle des Apfelbaums.

Beide Herren, die für den Humor der Sache nicht unempfänglich waren, lachten.

Wäre es denn nicht möglich gewesen, fragte Herr von Brausewitz, damals gleich das Projekt A zu

genehmigen? Man hätte damit doch viel Arbeit erspart.

Nein, es war nicht möglich. Wir hatten nämlich damals keine Lehrer und mußten dilatorisch verhandeln.

Ja aber, verzeihen Sie mir, Herr Geheimrat, wenn man nun gesagt hätte: Wir haben jetzt Mangel an Lehrern, schiebt euern Bau auf.

Der Herr Geheimrat nahm eine majestätische Miene an und erwiderte: Die Königliche Regierung hat nie Mangel, sie hat nie Unrecht, sie nimmt von sich aus nie eine Verfügung zurück. Merken Sie sich das, Herr von Brausewitz.

13

Simplicissimus orientalis

Ich fuhr im Orientexpreßzuge über Breslau und Oderberg nach Peſt, hatte im Speiſewagen Platz genommen und die Bekanntſchaft eines Herrn gemacht, der mich intereſſierte. Er hatte ſich auf vielen Gebieten als wohl unterrichtet gezeigt und wußte im Orient gründlich Beſcheid. Der Herr ſtand an der Grenze des Alters, wo es wenigſtens nicht mehr aufwärts geht. Er hatte eine anſehnliche Platte, trug eine goldne Brille, einen ſchwarzen Schnauzbart und hatte Kinn und Wangen voll borſtiger Stoppeln, wie einer, der die Abſicht hat, ſich den Vollbart ſtehn zu laſſen. Es war ein Deutſcher, wenn er auch das Deutſche in etwas fremdländiſcher Betonung ſprach. Hörte man genau hin, ſo klang ganz leiſe der ſchwäbiſche Vokalton durch. Wir hatten zuſammen zu Mittag gegeſſen; dabei war mir aufgefallen, daß der Fremde, der den nicht ungewöhnlichen Namen Müller trug, eine nervöſe Unruhe zeigte, häufig aus dem Fenſter ſah und dem Kellner einſchärfte, ihm doch ja mitzuteilen, wann man die Grenze überſchritten

habe. Mir kam der Gedanke, ob nicht dieser Herr Müller vielleicht ein Kassenbeamter sei, der es nötig habe, eine Reise ins Ausland zu machen. Aber ich verwarf diesen Gedanken sogleich wieder. Bewußter Herr Müller sah viel zu ehrlich aus; auch würde ein Durchgänger nicht so offen nach der Grenze gefragt haben.

Wir waren beim Butterbrot, als der Kellner kam und meldete, daß man sogleich die Oberberger Brücke passieren werde. Herr Müller trat ans Fenster und sah eifrig zu, wie der letzte schwarz-weiße Pfahl verschwand. Darauf griff er mit Entschiedenheit in die Tasche, zog einen roten Fes heraus und setzte ihn sich auf den entblößten Schädel mit der Entschlossenheit eines Menschen, dem es endlich möglich ist, sein gutes Recht auszuüben.

Zieht es? fragte ich.

Nein, mein Herr, erwiderte er, aber ich konnte nicht wissen, ob es erlaubt ist, in Preußen einen Fes zu tragen, und ich wollte lieber erst warten, bis wir die Grenze hinter uns hätten, ehe ich wagte, etwas zu tun, was vielleicht verboten ist.

Aber wer sollte Ihnen denn verbieten, einen Fes, oder was Sie sonst wollen, aufzusetzen?

Die Polizei, sagte er mit bedeutsamer Betonung.

Ach, Sie scherzen.

Die Polizei, mein Herr. Kein Mensch kann wissen, was in Deutschland die Polizei verbietet, und was sie erlaubt.

Ich bitte Sie, wie kommen Sie darauf? Wir leben doch in Deutschland in einem Rechtsstaate, wir haben doch dort hinter den schwarz-weißen Pfählen keine türkischen Zustände.

Das glaubte ich auch, sagte Herr Müller. Als ich vor einem Jahre an dieser selben Stelle die deutsche Grenze überschritt, da habe ich mir eine Flasche Sekt aufstellen lassen, um den Augenblick zu feiern, wo ich aus orientalischer Barbarei in geordnete Verhältnisse kam; jetzt kehre ich nach der Türkei zurück. — Dabei sah er eine junge Dame, die neben ihm saß, an, als fordere er sie zum Zeugen der Wahrheit auf. Es war seine Tochter, sie war mir vorgestellt worden, hatte sich aber an unserm Gespräch nicht beteiligt. — Ja, sagte sie, die Augen züchtig zu Boden schlagend, jetzt kehren wir in die Türkei zurück.

Sie müssen wissen, fuhr Herr Müller fort, daß ich den größten Teil meines Lebens außerhalb Deutschlands, zumeist im Orient, zugebracht habe. Zuletzt hatte ich eine Teppichfabrik in Charput in Kleinasien. Ich habe da ein schönes Stück Geld verdient und kann mich auch im übrigen nicht beklagen. Man lebt gar nicht schlecht in der Türkei, namentlich als Ausländer. Man darf sich nur nicht in die Politik und in die Religion mischen, was im Orient dasselbe ist, und braucht auch nicht den Kopf hinzuhalten, wo Köpfe eingeschlagen werden. Aber eins bedrückte mich doch; man hat dort kein geschriebnes Recht, keine Rechtsgarantie, man hängt von dem Wohlwollen der Machthaber ab und muß das nötige tun, sich dieses Wohlwollen zu erhalten. Der Backschisch, mein Herr, gehört zu den öffentlichen Lasten, wie in Deutschland die Gewerbesteuer, und wird gezahlt und einfach auf die Betriebskosten übernommen. Als ich mich nun zur Ruhe setzen konnte, übergab ich meine Fabrik meinem Schwager und

reiſte mit meiner Tochter — dabei ſah er ſeine Tochter an, und die Tochter ſah ihren Vater an — in die Heimat zurück. Mein Herr, es geſchah mit großen Erwartungen, die ich von dem erſten Kulturlande der Welt haben mußte.

Und dieſe Erwartungen haben ſich nicht erfüllt? fragte ich.

Nein, mein Herr, ſie haben ſich nicht erfüllt. Wenn ich überlege, was mir in dieſem Jahre begegnet iſt, ſo ſind es ja lauter kleine Dinge, meinetwegen Nadelſtiche, aber ſie haben mich toll gemacht. Man ſagt mir, ich ſei polizeinervös geworden. Mag ſein. Man muß wohl in Deutſchland das Regiertwerden mehr gewöhnt ſein als ich und eine härtere Haut haben. Es iſt in der Tat erſtaunlich, was man ſich für eine Behandlung, welches Willkürregiment, welche Schikane man ſich gefallen laſſen muß.

Iſt die Möglichkeit, ſagte ich. Ich wäre begierig zu hören.

Ich will als Beiſpiel eine ganz einfache Sache wählen, erwiderte er, etwas, was eigentlich ein Nichts iſt. Aber aus Nichts hat Gott die Welt gemacht, und aus Nichts ſchafft der Teufel den größten Ärger. Ich ließ mich alſo in D. nieder. — Hier ſah Herr Müller ſeine Tochter an, und dieſe beſtätigte durch ernſtes Kopfnicken, daß man ſich tatſächlich in D. niedergelaſſen habe. — Sie kennen die große Brücke in D. und wiſſen, daß man da immer rechts gehn ſoll. Mag ſein! Wo Menſchen eng beieinander wohnen, muß einer auf den andern Rückſicht nehmen, obwohl das, meine ich, auch ohne Polizei geht. Zum Beiſpiel im Orient. Wie oft bin ich über die Brücke von Kiliſſa gegangen, ein

hohes, enges, gewölbtes Bauwerk, auf dem sich täglich um die Marktzeit eine Menge von Menschen, Lastträgern und Eseln drängt. Jeder geht, wie er will, hat Geduld, wenn der Strom stockt, und tritt auf die Seite, wenn jemand Eile hat. Und wenn ein beladnes Maultier im Wege steht, gibt man ihm einen Schlag mit der Gerte, dann tritt es zur Seite, und niemand nimmt den Schlag übel. So ist es im Orient; aber die Kulturländer brauchen Polizei und Polizeiverordnung. Können Sie begreifen, warum? — Über die Brücke zu D. muß man also rechts gehn, es steht auch irgendwo geschrieben, ich hatte es aber nicht gelesen. Als ich nun zum erstenmal die Brücke betrat, begleitete ich einen Bekannten und kehrte auf der Hälfte des Wegs um. Sogleich war ein Schutzmann da und schnauzte mich an: Wissen Sie nicht, daß rechts gegangen werden muß? — Nein, sagte ich. Ich wußte es wirklich nicht. — Haben Sie keine Augen, zu lesen? fragte er. — Wo steht denn etwas geschrieben? sagte ich. Auch störe ich ja niemand. Sie sehen ja, daß der Fußsteig fast leer ist. — Herr, schrie er, wenn Sie nicht augenblicklich auf die andre Seite gehn, so werde ich Sie hinüberbringen, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht. — Ich mußte also über den schmutzigen Fahrdamm hinüber und die letzten hundert Schritte auf der andern Seite zurücklegen. Ich frage Sie, warum regte sich der Mann so auf? Warum war er so unhöflich? Im Orient würde sich der Polizist verneigt und gesagt haben: Effendi, Allah segne deine Augen, aber siehe, ob dort nicht geschrieben steht: Wende dein Angesicht rechts.

Nicht übel, erwiderte ich lachend, eine solche

Redeblume würde im Munde eines preußischen Polizeisergeanten ausgezeichnet klingen. Aber Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie im Orient zur bevorzugten Klasse gehörten. Einem Hamal gegenüber würde der türkische Polizist nicht Segenswünsche ausgesprochen, sondern den Knüppel gebraucht haben.

Das ist richtig, sagte Herr Müller, aber hier scheint es umgekehrt zu sein. Hier braucht man den Knüppel wider die „bevorzugte" Klasse, und dem Pöbel geht man vorsichtig aus dem Wege.

Und man muß sich überhaupt nicht mit einem Schutzmann einlassen, fuhr ich fort, man zieht dabei immer den kürzern.

So? sagte er, das wußte ich nicht. Ist in Deutschland etwa zwischen Polizei und Publikum ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Kurden und Armeniern? Aber weiter! Ich ließ mich also in D. nieder und kaufte mir ein Haus mit Garten und Nebengebäuden in der neuen Georgsstraße. Die Lage war nicht gerade die beste, aber das Haus gefiel mir, und es war gerade nichts andres zu haben. Da saß ich nun auf meinem Balkon zwischen den Blumen meiner Tochter — Blick auf die Tochter und bestätigendes Kopfneigen der Tochter —, rauchte meine Zigarette und warf den papiernen Rest über Bord. Sogleich klingelte es. Darauf erschien ein Schutzmann, meinen Papierstummel in der Hand, und inquirierte, ob ich ihn auf die Straße geworfen hätte, ob ich nicht wüßte, daß es verboten sei, Zigarren auf die Straße zu werfen? und daß er der aufsichtführende Polizeibeamte des Bezirks sei, und daß er mich anzeigen müsse. Er konnte kein Ende finden. Ich wurde ungeduldig und sagte, was er

denn wolle? Wenn er mich um den Stummel anzeigen müſſe, ſo möge er es tun. Koſtete drei Mark. Nach ein paar Tagen goß meine Tochter ihre Blumen, und es fielen einige Tropfen Waſſer auf die Straße. Sogleich war der Schutzmann wieder da, zeigte auf einen Waſſertropfen auf ſeiner Uniform und ſtellte eine Unterſuchung an. Koſtete wieder drei Mark. Ich will es nicht loben, daß man im Orient alles auf die Straße wirft und es den Hunden überläßt, aufzuräumen; daß es aber ſtrafbar ſein ſoll, einen Tropfen Waſſer auf die Straße zu ſchütten, hätte ich auch in einem Lande höchſter Kultur nicht erwartet. In Charput hatten wir unſern Garten auf dem Dache unſers Hauſes, und es begegnete meiner Tochter, eine volle Gießkanne umzuwerfen. Das Waſſer floß einem Araber auf ſeinen weißen Turban. Der grüßte freundlich herauf und ſagte: O Mädchen, Tochter einer Huri, möge deine Hand die Felder tränken, meinen Kopf habe ich erſt dieſen Morgen gewaſchen. Damit wars gut. Und hier muß ich für einen Tropfen drei Mark zahlen. Es dauerte nicht lange, ſo war der Schutzmann wieder da, um zu ſehen, ob die Eiſenſtangen am Blumenbrett feſt ſäßen, ob Seifenwaſſer in den Rinnſtein gefloſſen ſei, ob die Flurlampe brenne. Was wollte der Mann? Wollte er mich ärgern?

Bewahre, lieber Herr, ſagte ich, er wollte ſeinen Backſchiſch. Sie hätten ihm gleich das erſtemal ein paar Zigarren geben ſollen.

Aber wie kann ich wiſſen, daß man hier Beamte beſtechen darf? fragte Herr Müller.

Von Beſtechen iſt nicht die Rede, antwortete ich, aber kleine Geſchenke erhalten die Freundſchaft. Die gibt bei uns gelegentlich jedermann.

Herr Müller war sichtlich in die Erinnerung der erfahrnen Unbilden versenkt und sagte mit tragischer Betonung: Ich habe auf offnem Markte den Pferdebahnzettel, den ich weggeworfen hatte, wieder aufheben müssen, weil das verboten sei, und habe dabei meinen Hut verloren und bin ausgelacht worden. Ich bin angehalten und bestraft worden, weil mein Hund keinen Maulkorb trug. Und wie ich nun hinging und ihm einen Maulkorb kaufte, bin ich wieder zur Rede gestellt worden, und es fehlte nicht viel, daß ich wegen Tierquälerei wiederum bestraft worden wäre. Was sagen Sie dazu?

Das ist allerdings merkwürdig, sagte ich. Haben Sie sich nicht darüber beschwert?

Ich habe mich beschwert, mein Herr. Man sagte mir, beide Bestimmungen seien in Giltigkeit. Die eine vom Jahre 1885 sei von der Landespolizei, und die andre vom Jahre 1897 sei von der Sanitätspolizei erlassen worden. Ich könnte ja aber meinen Hund an der Leine führen.

Ich gebe zu, sagte ich, daß der Stacheldraht, der den Pfad des Kulturträgers eingrenzt, etwas eng gezogen ist; und doch spürt man die Beengung nicht. Man tut, was man für recht hält, man eckt nicht an, und damit ist die Schranke überhaupt nicht vorhanden.

Sehr gut, mein Herr, antwortete Herr Müller, ich habe nur leider gefunden, wenn ich etwas für recht hielt, dann war es allemal falsch. Liegt das daran, daß man in der Türkei durch eine zu große Freiheit verwöhnt ist? Hier ist meine Tochter Amalie. Sie spielt ausgezeichnet Klavier —

O Papa, sagte die Tochter Amalie.

— im Sommer legt man sich nicht um acht Uhr zu Bett, auch schließt man nicht die Fenster. Ich liebe es sehr, daß mir meine Tochter Amalie des Abends vorspielt. Hierüber beschwert sich der Nachbar, und die Musik, wirklich ausgezeichnete Musik, wird mir als ruhestörender Lärm verboten. Aber früh morgens um sechs Uhr, während ich noch schlafen möchte, machen der Milchmann und der Grünzeughändler mit ihrer Klingel einen polizeiwidrigen Spektakel. Jetzt beschwerte ich mich. Man wies mich ab. Abends zehn Uhr sei Nacht, und morgens um sechs Uhr sei Tag. Aber, sagte ich, der gebildete Mensch lege sich doch nicht um acht Uhr hin und stehe auch nicht um sechs Uhr auf. Das sei gleichgiltig. Gut. Ich lasse also am Tage vor dem Fenster meines Herrn Nachbars ein paar Stunden lang Teppiche ausklopfen. Er beschwert sich, und man sagt mir, ich solle das Klopfen unterlassen. — Es sei ja Tag, antworte ich. — Aber daß man drei Stunden lang Teppiche klopfe, hieß es, sei nicht nötig. — Ich sagte: Was in meinem Hause nötig sei oder nicht, das zu beurteilen sei doch meine Sache. Und ob es denn nötig sei, daß bei dem mir gegenüber wohnenden Eisenhändler jede Eisenstange mit Gedröhn auf das Pflaster geworfen werde. — Dies sei, entgegnete man mir, ein ordentliches, das heißt ein mit der gewöhnlichen Ausübung einer Tätigkeit oder eines Geschäfts regelmäßig verbundnes Geräusch. Ein solches Geräusch sei gesetzlich gestattet. Aber, sagte ich, ich finde, daß es kein ordentliches, sondern ein außerordentliches Geräusch sei, wenn Eisen aufs Pflaster geworfen würde. Der Polizeirichter wurde grob, nannte mich einen Querulanten und wies mich

[illegible] Aber ich [illegible] Recht, und wie soll man eine solche [illegible] Tätigkeit anders nennen als [illegible]? Müssen Sie mir nicht zustimmen?

Nicht ganz, Herr Müller, sagte ich. Es gibt ordentlichen, das heißt gesetzlich zulässigen, und außerordentlichen, das heißt gesetzlich unzulässigen Lärm, es gibt einen gesetzlichen Tag und eine gesetzliche Nacht.

Wie? Sie haben ein Gesetz, das sagt: Jetzt soll es Tag sein oder Nacht! Ich sollte meinen, darüber entscheidet die Sonne.

Gewiß haben wir ein solches Gesetz, sagte ich. Es darf doch nicht in dem Belieben des Einzelnen stehn, zu sagen: Jetzt bin ich wach, also ist es Tag, jetzt lege ich mich hin, also ist Nacht. Tag und Nacht müssen gesetzlich feststehn.

Ah, nun verstehe ich, sagte Herr Müller mit großem Erstaunen. Hören Sie zu. Ich kam mit meinem Motorzweirad von einem Ausfluge abends zurück. Es war so hell, daß man jeden Baum auf die Entfernung eines Kilometers erkennen konnte. Vor mir tauchte ein Reiter auf, ich sah die Spitze des Helms glänzen und erschrak schon im voraus. Natürlich war es ein Gendarm. Mein Rad war in Ordnung, Nummer vorhanden, gesetzliche Schnelligkeit nicht überschritten, das Tuthorn gibt Laut, was will er also? Richtig reitet mir der Mensch in den Weg, und ich muß abspringen. Sie haben die Laterne nicht angebrannt, schrie er. — Aber Sie sehen doch, erwiderte ich, daß es ganz hell ist. — Is janz ejal, sagte er. — Aber wie kann ich wissen, sagte ich, daß es nötig ist, eine Laterne anzubrennen, wenn es hell ist? — Is janz ejal, sagte er, die jesetzliche Ignoranz ist schädlich! und er notierte mich. Kostete drei Mark.

Was ſagte er? fragte ich.

Die geſetzliche Ignoranz iſt ſchädlich.

Aha, ignorantia legis nocet. Sieh da, ein gebildeter Gendarm!

Es iſt mir nicht um die drei Mark zu tun, mein Herr, fuhr Herr Müller fort. Ich bin der loyalſte Untertan. Ich ſetze meine Ehre darein, wiſſentlich kein Geſetz zu übertreten, und komme mir vor wie ein Knabe in der Schule, der ſeine Prügel kriegt, er mag es ſo oder ſo anfangen. Sie ſprachen vom natürlichen Rechtsgefühl. Sehr ſchön, dann muß aber auch jedes Geſetz ſeinen vernünftigen Zweck haben, den jedermann, ohne das Geſetz zu kennen, einſehen muß. Im Orient hat man kein geſchriebnes Geſetz. Entſteht ein Rechtsſtreit, ſo begeben ſich beide Parteien zum Imam. Der Imam hat keine Exekutive — es gibt keinen Gerichtsvollzieher — ſondern nur eine moraliſche Autorität. Und der Imam entſcheidet allein nach dem geſunden Menſchenverſtande, und zwar ſo, daß er den, der Unrecht hat, von ſeinem Unrecht überzeugt. Er erzählt ein Bu adem, einen Schwank, der mit Bu adem, das heißt „es war einmal ein Mann," beginnt und mit einer Nutzanwendung ſchließt, oder er legt die Entſcheidung des heiligen Suleiman oder des heiligen Juſſuf (alej hisélam, Gott hab ihn ſelig) vor und ſpricht: Entſcheide Moſch hed Huſâ, biſt du nicht ein Eſel? Und Moſch hed Huſâ kreuzt die Hände auf der Bruſt, verneigt ſich und ſpricht: Gelobt ſei Gott, Rifat ibn Sali, du redeſt die Wahrheit. — Können das Ihre Richter mit ihren Paragraphen, die niemand kennt und niemand begreift, auch?

Aber, erwiderte ich, es muß doch über dem geſunden Menſchenverſtand ein formales Recht geben,

das, weil das subjektive Urteil schwankt, unter allen Umständen gilt. So ist der Tatbestand, so ist das Gesetz, so ist das Urteil. Fertig! Licht und Dunkelheit schwanken, das Urteil, wieviel Licht da sein muß, daß man mit genügender Deutlichkeit sehen kann, schwankt auch, also muß eine objektive Bestimmung da sein: Dies ist Tageszeit, und dies Nachtzeit.

Und dann muß unter Umständen eine Stunde als Nacht angegeben werden, in der es gar nicht dunkel ist?

Unter Umständen ja.

Merkwürdig! Höchst merkwürdig! Hätte ich bei der Seele meines Vaters (alej hisélam) nicht gedacht. — Dann gibt es wohl auch ein Eigentum, das gar kein Eigentum ist?

Wie meinen Sie das?

Hören Sie zu. Das Trottoir vor meinem Hause bestand aus Mosaikpflaster und war nicht mehr neu. Es wuchs Moos durch die Fugen, das nicht zu beseitigen war, und ich bekam ein Mandat nach dem andern, ich sollte dafür sorgen, daß das Moos ausgestochen werde. Ich erwiderte, was mich das angehe? Das Moos wachse außerhalb meines Eigentums, die Stadt möge es wegkratzen lassen. Worauf man mir sagte: Gott bewahre, der Bürgersteig sei Eigentum des Hausbesitzers, und ich sei zur Reinigung verpflichtet. Schön, ich lasse den Pflasterer kommen, um die kleinen Steine wegnehmen und Platten legen zu lassen. Sogleich ist der Mann mit dem roten Kragen wieder da und verbietet es. Ich beschwere mich und erhalte die Antwort: Der Bürgersteig sei zwar mein Eigentum, ich dürfe aber nicht dran rühren. Ich hätte nur die Pflicht, das Moos aus-

zukratzen und Geld zu bezahlen, wenn man für nötig halte, das Trottoir umzulegen. Das also soll ein Eigentum sein, das Verpflichtungen auferlegt, über das man aber kein Verfügungsrecht hat. Mein Herr, wenn unser Imam Rifat ibn Sali eine solche Entscheidung getroffen hätte, so würde ihn seine Heiligkeit nicht davor geschützt haben, daß man ihm mit dem Stocke auf seinen Turban geschlagen und gesprochen hätte: O Rifat ibn Sali, du Sohn einer Eselin, der Teufel hat deine Sinne verwirrt, darum verdienst du, daß man dich auf den Schädel schlage.

Sagen Sie das ja nicht vor den Ohren eines unsrer Imame, sagte ich, es könnte Ihnen übel bekommen.

Ein Schatten flog über die Mienen des Herrn Müller, aber er schwieg. Nach einer Pause nahm er das Gespräch wieder auf und sagte: Mag nun Ihr Recht ein natürliches oder ein Paragraphenrecht sein, das müssen Sie doch zugeben, vor dem geltenden Rechte müssen alle gleich sein, und es darf dem einen nicht erlaubt werden, was dem andern verboten ist.

Selbstverständlich! sagte ich.

Urteilen Sie selbst, ob in folgendem Falle nach dem Recht oder nach Gunst und Ungunst entschieden ist. Hinter meinem Garten ist ein Graben. Weiter unten, an meinen Garten angrenzend, wohnt ein Färber, der seine Farbwässer in den Graben laufen läßt. Ich war, da ich ja Zeit genug hatte, dem Verein für Volkswohlfahrt beigetreten und hatte mich bemüht, die Hausindustrie zu heben. Die Einführung der armenischen Teppichknüpferei schien mir sehr empfehlenswert. Aber ich hatte immer meine

Not, die richtigen Farben für die Wolle zu erhalten. Unsre Färber wußten alles besser, gingen nach ihrem Kopfe und machten mir immer die Farben zu schön. So richtete ich selbst in meinem Hinterhause eine kleine Färberei ein, wie ich sie in Charput gehabt hatte, und ließ die Farbwässer in den erwähnten Graben laufen. Sogleich lief ein Strafmandat ein wegen Verunreinigung des Grabens. Ich bitte Sie, Verunreinigung eines durchaus verunreinigten Grabens! Ich trug auf gerichtliche Entscheidung an und war meiner Sache ganz sicher, denn was dem einen recht ist, muß dem andern billig sein. Wenn mein Nachbar seine Farbwässer in den Graben laufen lassen darf, so darf ich doch meine paar Tropfen auch dazu tun. Ich wurde abgewiesen. Denken Sie, ich wurde abgewiesen. Mein Nachbar, hieß es, hätte bei der Eröffnung seiner Färberei um die Erlaubnis nachgesucht, die Schmutzwässer in den Graben zu lassen, man habe im Amtsblatt aufgefordert, Widerspruch geltend zu machen, dieser sei nicht erfolgt, und so habe man die Erlaubnis gegeben, hätte sie aber eigentlich aus dem und dem Grunde nicht geben sollen. Die erteilte Erlaubnis könne nun zwar nicht zurückgezogen werden, aber eine neue Erlaubnis könne unter keinen Umständen gegeben werden. Sagen Sie, mein Herr, wäre es vielleicht am Platze gewesen — er machte die Bewegung des Geldzählens.

Um Gottes willen! rief ich. Sie irren auch, wenn Sie meinen, es sei parteiisch verfahren worden.

Aber es ist doch Unsinn, mein Herr, dem einen zu erlauben, was man dem andern verbietet. Die

Sache ist doch ganz einfach. Der Zweck des Verbots ist der, daß der Graben in seinem weitern Laufe nicht verunreinigt werden soll. Gut. Er ist verunreinigt und darf weiter verunreinigt werden; aber nur von dem einen Anwohner und nicht von dem andern. Es ist derselbe Graben, der eine läßt Farbe hinein, der andre läßt Farbe hinein, dem einen wirds erlaubt, dem andern wirds verboten, das kann doch nicht in einem und demselben Gesetzparagraphen stehn. So viel Verstand hat man doch schließlich, daß man einsieht, was Sinn hat und was nicht.

Und doch irren Sie, sagte ich, es sind formale Gründe, die gegen Sie sprechen. Jener hat die Erlaubnis — ob versehentlich oder nicht, ist gleichgiltig —, Sie können die Erlaubnis aus vorhandnen Gründen nicht erhalten, also können Sie Ihre Schmutzwässer nicht in den Graben lassen, und Ihnen bleibt verboten, was jenem erlaubt ist.

Aber das ist doch Unsinn, mein Herr. Ich tue doch niemand Schaden, ich kürze doch niemand sein Recht; ob zu dem vorhandnen Farbwasser noch ein paar Eimer mehr kamen, war doch völlig irrelevant. Nein nein, ich war übel angeschrieben, und darum wurde ich abgewiesen. — Wenn ich noch hätte zweifelhaft sein können, so wurde ich durch das, was nun kam, in meiner Ansicht, daß man nach Gunst und Willkür verfahre, bestätigt. Vor meiner Toreinfahrt ist eine steinerne Überbrückung des Rinnsteins. Ein Kohlenhändler, der übrigens in meiner Toreinfahrt nichts zu suchen hatte, fuhr mit seinem Wagen, da er umlenken wollte, bis über die Überbrückung. Dabei brach eine der Platten durch, das Pferd trat in das Loch und brach das Bein, ich aber sollte dem Mann

das Pferd bezahlen, da ich an dem Unfalle schuld sei. Ich hätte es ohne weiteres getan, wenn mich der Mann gebeten hätte; da er sich auf das Recht stellte, tat ich es auch. Und verlor. Denken Sie, mein Herr, ich verlor. Nach dem Haftpflichtgesetz, Paragraph so und so, sei ich verpflichtet, für den Schaden aufzukommen, wenn ich es an der nötigen Vorsicht hätte fehlen lassen. Dies sei der Fall gewesen, da der Stein auf der Unterseite, wie nachgewiesen worden sei, einen Sprung gehabt habe. Aber meine Herren, sagte ich, wie kann ich wissen, ob der Stein, den ich nicht selbst gelegt, sondern vorgefunden hatte, unten einen Sprung hat? Und was hat denn der Mann in meiner Toreinfahrt zu suchen gehabt? — Man erwiderte mir: Ich sei verpflichtet, nicht bloß offne Schäden zu bessern, sondern auch verborgnen nachzuspüren. Die Überbrückung gehöre, obwohl sie mein Eigentum sei, zum öffentlichen Verkehrswege. So, sagte ich, ich soll wohl aller fünf Jahre mein Haus einreißen, um verborgnen Fehlern nachzuspüren? Meine Herren, rief ich, wenn dieses Urteil dem Rechte der Kulturländer entspricht, so ziehe ich türkische Rechtszustände vor. — Es faßte mich jemand am Arm und riet mir, zu schweigen, ich aber war erregt und fuhr fort: Ich bin zwanzig Jahre im Orient gewesen und habe mancher Gerichtssitzung beigewohnt und bin erstaunt gewesen, mit welcher Sicherheit ein türkischer Richter, der nicht studiert hat und keinen Talar trägt, das Richtige trifft. Eine Entscheidung wie diese, daß man die Brücken aufreißen solle, um etwaigen verborgnen Fehlern nachzuspüren, und daß man einen Menschen entschädigen solle, der dort, wo er den Unfall erlitt, nichts zu

suchen hatte, würde auch der kleinste arabische Dorfrichter für Unsinn halten. — Da erhob sich der Herr Amtsrichter in voller Länge und verurteilte mich feierlich wegen Ungebühr vor Gericht zu vierundzwanzig Stunden Gefängnis. Denken Sie, mein Herr, mich, der ich der loyalste Bürger bin und einen Ehrenpunkt darin suche, keinen I-Punkt des Rechts zu verletzen, der ich mit Paschas aus einer Pfeife geraucht habe, und den unser Imam einen Brunnen der Weisheit und Vater der Gerechtigkeit genannt hat. Ich rief: Ich protestiere, ich appelliere, wie kann man mich gleich einem Lumpen oder Vagabunden ungehört einstecken? — Man machte mir klar, daß zwar der Mörder appellieren könne, und jedem Lumpen sein Recht werde, daß es aber, wenn ein anständiger Mensch in der Empörung seines Herzens etwas gesagt habe, was nach der Meinung des Richters eine Ungebühr sei, keine Appellation und keinen Aufschub gebe. Sagen Sie, mein Herr, ist das nicht mehr als türkisch? In dieser Nacht, in der ich natürlich kein Auge zugetan hatte, beschloß ich, den Staub von meinen Schuhen zu schütteln und in die Türkei zurückzukehren. Kellner, sind wir ganz sicher über die Grenze?

Jawohl, Herr, schon seit einer halben Stunde.

Bringen Sie eine Flasche Sekt. Nein, bringen Sie keinen Sekt. Auf den Abschied aus der Heimat Sekt trinken, das will ich trotz alledem nicht. Wenn ich meine Jugend in Deutschland verlebt hätte, fügte er nachdenklich hinzu, vielleicht würde ich mich an Ihr Recht und an Ihre Polizei gewöhnt haben. Jetzt bin ich zu alt dazu, und darum wandre ich wieder aus, ich und meine Tochter.

Herr Müller war sichtlich in die Erinnerung der erfahrnen Unbilden versenkt und sagte mit tragischer Betonung: Ich habe auf offnem Markte den Pferdebahnzettel, den ich weggeworfen hatte, wieder aufheben müssen, weil das verboten sei, und habe dabei meinen Hut verloren und bin ausgelacht worden. Ich bin angehalten und bestraft worden, weil mein Hund keinen Maulkorb trug. Und wie ich nun hinging und ihm einen Maulkorb kaufte, bin ich wieder zur Rede gestellt worden, und es fehlte nicht viel, daß ich wegen Tierquälerei wiederum bestraft worden wäre. Was sagen Sie dazu?

Das ist allerdings merkwürdig, sagte ich. Haben Sie sich nicht darüber beschwert?

Ich habe mich beschwert, mein Herr. Man sagte mir, beide Bestimmungen seien in Giltigkeit. Die eine vom Jahre 1885 sei von der Landespolizei, und die andre vom Jahre 1897 sei von der Sanitätspolizei erlassen worden. Ich könnte ja aber meinen Hund an der Leine führen.

Ich gebe zu, sagte ich, daß der Stacheldraht, der den Pfad des Kulturträgers eingrenzt, etwas eng gezogen ist; und doch spürt man die Beengung nicht. Man tut, was man für recht hält, man eckt nicht an, und damit ist die Schranke überhaupt nicht vorhanden.

Sehr gut, mein Herr, antwortete Herr Müller, ich habe nur leider gefunden, wenn ich etwas für recht hielt, dann war es allemal falsch. Liegt das daran, daß man in der Türkei durch eine zu große Freiheit verwöhnt ist? Hier ist meine Tochter Amalie. Sie spielt ausgezeichnet Klavier —

O Papa, sagte die Tochter Amalie.

— im Sommer legt man sich nicht um acht Uhr zu Bett, auch schließt man nicht die Fenster. Ich liebe es sehr, daß mir meine Tochter Amalie des Abends vorspielt. Hierüber beschwert sich der Nachbar, und die Musik, wirklich ausgezeichnete Musik, wird mir als ruhestörender Lärm verboten. Aber früh morgens um sechs Uhr, während ich noch schlafen möchte, machen der Milchmann und der Grünzeughändler mit ihrer Klingel einen polizeiwidrigen Spektakel. Jetzt beschwerte ich mich. Man wies mich ab. Abends zehn Uhr sei Nacht, und morgens um sechs Uhr sei Tag. Aber, sagte ich, der gebildete Mensch lege sich doch nicht um acht Uhr hin und stehe auch nicht um sechs Uhr auf. Das sei gleichgiltig. Gut. Ich lasse also am Tage vor dem Fenster meines Herrn Nachbars ein paar Stunden lang Teppiche ausklopfen. Er beschwert sich, und man sagt mir, ich solle das Klopfen unterlassen. — Es sei ja Tag, antworte ich. — Aber daß man drei Stunden lang Teppiche klopfe, hieß es, sei nicht nötig. — Ich sagte: Was in meinem Hause nötig sei oder nicht, das zu beurteilen sei doch meine Sache. Und ob es denn nötig sei, daß bei dem mir gegenüber wohnenden Eisenhändler jede Eisenstange mit Gedröhn auf das Pflaster geworfen werde. — Dies sei, entgegnete man mir, ein ordentliches, das heißt ein mit der gewöhnlichen Ausübung einer Tätigkeit oder eines Geschäfts regelmäßig verbundnes Geräusch. Ein solches Geräusch sei gesetzlich gestattet. Aber, sagte ich, ich finde, daß es kein ordentliches, sondern ein außerordentliches Geräusch sei, wenn Eisen aufs Pflaster geworfen würde. Der Polizeirichter wurde grob, nannte mich einen Querulanten und wies mich

ab. Aber ich hatte doch Recht, und wie soll man eine solche richterliche Tätigkeit anders nennen als Willkür? Müssen Sie mir nicht zustimmen?

Nicht ganz, Herr Müller, sagte ich. Es gibt ordentlichen, das heißt gesetzlich zulässigen, und außerordentlichen, das heißt gesetzlich unzulässigen Lärm, es gibt einen gesetzlichen Tag und eine gesetzliche Nacht.

Wie? Sie haben ein Gesetz, das sagt: Jetzt soll es Tag sein oder Nacht! Ich sollte meinen, darüber entscheidet die Sonne.

Gewiß haben wir ein solches Gesetz, sagte ich. Es darf doch nicht in dem Belieben des Einzelnen stehn, zu sagen: Jetzt bin ich wach, also ist es Tag, jetzt lege ich mich hin, also ist Nacht. Tag und Nacht müssen gesetzlich feststehn.

Ah, nun verstehe ich, sagte Herr Müller mit großem Erstaunen. Hören Sie zu. Ich kam mit meinem Motorzweirad von einem Ausfluge abends zurück. Es war so hell, daß man jeden Baum auf die Entfernung eines Kilometers erkennen konnte. Vor mir tauchte ein Reiter auf, ich sah die Spitze des Helms glänzen und erschrak schon im voraus. Natürlich war es ein Gendarm. Mein Rad war in Ordnung, Nummer vorhanden, gesetzliche Schnelligkeit nicht überschritten, das Tuthorn gibt Laut, was will er also? Richtig reitet mir der Mensch in den Weg, und ich muß abspringen. Sie haben die Laterne nicht angebrannt, schrie er. — Aber Sie sehen doch, erwiderte ich, daß es ganz hell ist. — Is janz ejal, sagte er. — Aber wie kann ich wissen, sagte ich, daß es nötig ist, eine Laterne anzubrennen, wenn es hell ist? — Is janz ejal, sagte er, die jesetzliche Ignoranz ist schädlich! und er notierte mich. Kostete drei Mark.

Was sagte er? fragte ich.

Die gesetzliche Ignoranz ist schädlich.

Aha, ignorantia legis nocet. Sieh da, ein gebildeter Gendarm!

Es ist mir nicht um die drei Mark zu tun, mein Herr, fuhr Herr Müller fort. Ich bin der loyalste Untertan. Ich setze meine Ehre darein, wissentlich kein Gesetz zu übertreten, und komme mir vor wie ein Knabe in der Schule, der seine Prügel kriegt, er mag es so oder so anfangen. Sie sprachen vom natürlichen Rechtsgefühl. Sehr schön, dann muß aber auch jedes Gesetz seinen vernünftigen Zweck haben, den jedermann, ohne das Gesetz zu kennen, einsehen muß. Im Orient hat man kein geschriebnes Gesetz. Entsteht ein Rechtsstreit, so begeben sich beide Parteien zum Imam. Der Imam hat keine Exekutive — es gibt keinen Gerichtsvollzieher — sondern nur eine moralische Autorität. Und der Imam entscheidet allein nach dem gesunden Menschenverstande, und zwar so, daß er den, der Unrecht hat, von seinem Unrecht überzeugt. Er erzählt ein Bu adem, einen Schwank, der mit Bu adem, das heißt „es war einmal ein Mann," beginnt und mit einer Nutzanwendung schließt, oder er legt die Entscheidung des heiligen Suleiman oder des heiligen Jussuf (alej hisélam, Gott hab ihn selig) vor und spricht: Entscheide Mosch hed Husâ, bist du nicht ein Esel? Und Mosch hed Husâ kreuzt die Hände auf der Brust, verneigt sich und spricht: Gelobt sei Gott, Rifat ibn Sali, du redest die Wahrheit. — Können das Ihre Richter mit ihren Paragraphen, die niemand kennt und niemand begreift, auch?

Aber, erwiderte ich, es muß doch über dem gesunden Menschenverstand ein formales Recht geben,

das, weil das subjektive Urteil schwankt, unter allen Umständen gilt. So ist der Tatbestand, so ist das Gesetz, so ist das Urteil. Fertig! Licht und Dunkelheit schwanken, das Urteil, wieviel Licht da sein muß, daß man mit genügender Deutlichkeit sehen kann, schwankt auch, also muß eine objektive Bestimmung da sein: Dies ist Tageszeit, und dies Nachtzeit.

Und dann muß unter Umständen eine Stunde als Nacht angegeben werden, in der es gar nicht dunkel ist?

Unter Umständen ja.

Merkwürdig! Höchst merkwürdig! Hätte ich bei der Seele meines Vaters (alej hisélam) nicht gedacht. — Dann gibt es wohl auch ein Eigentum, das gar kein Eigentum ist?

Wie meinen Sie das?

Hören Sie zu. Das Trottoir vor meinem Hause bestand aus Mosaikpflaster und war nicht mehr neu. Es wuchs Moos durch die Fugen, das nicht zu beseitigen war, und ich bekam ein Mandat nach dem andern, ich sollte dafür sorgen, daß das Moos ausgestochen werde. Ich erwiderte, was mich das angehe? Das Moos wachse außerhalb meines Eigentums, die Stadt möge es wegkratzen lassen. Worauf man mir sagte: Gott bewahre, der Bürgersteig sei Eigentum des Hausbesitzers, und ich sei zur Reinigung verpflichtet. Schön, ich lasse den Pflasterer kommen, um die kleinen Steine wegnehmen und Platten legen zu lassen. Sogleich ist der Mann mit dem roten Kragen wieder da und verbietet es. Ich beschwere mich und erhalte die Antwort: Der Bürgersteig sei zwar mein Eigentum, ich dürfe aber nicht dran rühren. Ich hätte nur die Pflicht, das Moos aus-

zukratzen und Geld zu bezahlen, wenn man für nötig halte, das Trottoir umzulegen. Das also soll ein Eigentum sein, das Verpflichtungen auferlegt, über das man aber kein Verfügungsrecht hat. Mein Herr, wenn unser Imam Rifat ibn Sali eine solche Entscheidung getroffen hätte, so würde ihn seine Heiligkeit nicht davor geschützt haben, daß man ihm mit dem Stocke auf seinen Turban geschlagen und gesprochen hätte: O Rifat ibn Sali, du Sohn einer Eselin, der Teufel hat deine Sinne verwirrt, darum verdienst du, daß man dich auf den Schädel schlage.

Sagen Sie das ja nicht vor den Ohren eines unsrer Imame, sagte ich, es könnte Ihnen übel bekommen.

Ein Schatten flog über die Mienen des Herrn Müller, aber er schwieg. Nach einer Pause nahm er das Gespräch wieder auf und sagte: Mag nun Ihr Recht ein natürliches oder ein Paragraphenrecht sein, das müssen Sie doch zugeben, vor dem geltenden Rechte müssen alle gleich sein, und es darf dem einen nicht erlaubt werden, was dem andern verboten ist.

Selbstverständlich! sagte ich.

Urteilen Sie selbst, ob in folgendem Falle nach dem Recht oder nach Gunst und Ungunst entschieden ist. Hinter meinem Garten ist ein Graben. Weiter unten, an meinen Garten angrenzend, wohnt ein Färber, der seine Farbwässer in den Graben laufen läßt. Ich war, da ich ja Zeit genug hatte, dem Verein für Volkswohlfahrt beigetreten und hatte mich bemüht, die Hausindustrie zu heben. Die Einführung der armenischen Teppichknüpferei schien mir sehr empfehlenswert. Aber ich hatte immer meine

Not, die richtigen Farben für die Wolle zu erhalten. Unsre Färber wußten alles besser, gingen nach ihrem Kopfe und machten mir immer die Farben zu schön. So richtete ich selbst in meinem Hinterhause eine kleine Färberei ein, wie ich sie in Charput gehabt hatte, und ließ die Farbwässer in den erwähnten Graben laufen. Sogleich lief ein Strafmandat ein wegen Verunreinigung des Grabens. Ich bitte Sie, Verunreinigung eines durchaus verunreinigten Grabens! Ich trug auf gerichtliche Entscheidung an und war meiner Sache ganz sicher, denn was dem einen recht ist, muß dem andern billig sein. Wenn mein Nachbar seine Farbwässer in den Graben laufen lassen darf, so darf ich doch meine paar Tropfen auch dazu tun. Ich wurde abgewiesen. Denken Sie, ich wurde abgewiesen. Mein Nachbar, hieß es, hätte bei der Eröffnung seiner Färberei um die Erlaubnis nachgesucht, die Schmutzwässer in den Graben zu lassen, man habe im Amtsblatt aufgefordert, Widerspruch geltend zu machen, dieser sei nicht erfolgt, und so habe man die Erlaubnis gegeben, hätte sie aber eigentlich aus dem und dem Grunde nicht geben sollen. Die erteilte Erlaubnis könne nun zwar nicht zurückgezogen werden, aber eine neue Erlaubnis könne unter keinen Umständen gegeben werden. Sagen Sie, mein Herr, wäre es vielleicht am Platze gewesen — er machte die Bewegung des Geldzählens.

Um Gottes willen! rief ich. Sie irren auch, wenn Sie meinen, es sei parteiisch verfahren worden.

Aber es ist doch Unsinn, mein Herr, dem einen zu erlauben, was man dem andern verbietet. Die

Sache ist doch ganz einfach. Der Zweck des Verbots ist der, daß der Graben in seinem weitern Laufe nicht verunreinigt werden soll. Gut. Er ist verunreinigt und darf weiter verunreinigt werden; aber nur von dem einen Anwohner und nicht von dem andern. Es ist derselbe Graben, der eine läßt Farbe hinein, der andre läßt Farbe hinein, dem einen wirds erlaubt, dem andern wirds verboten, das kann doch nicht in einem und demselben Gesetzparagraphen stehn. So viel Verstand hat man doch schließlich, daß man einsieht, was Sinn hat und was nicht.

Und doch irren Sie, sagte ich, es sind formale Gründe, die gegen Sie sprechen. Jener hat die Erlaubnis — ob versehentlich oder nicht, ist gleichgiltig —, Sie können die Erlaubnis aus vorhandnen Gründen nicht erhalten, also können Sie Ihre Schmutzwässer nicht in den Graben lassen, und Ihnen bleibt verboten, was jenem erlaubt ist.

Aber das ist doch Unsinn, mein Herr. Ich tue doch niemand Schaden, ich kürze doch niemand sein Recht; ob zu dem vorhandnen Farbwasser noch ein paar Eimer mehr kamen, war doch völlig irrelevant. Nein nein, ich war übel angeschrieben, und darum wurde ich abgewiesen. — Wenn ich noch hätte zweifelhaft sein können, so wurde ich durch das, was nun kam, in meiner Ansicht, daß man nach Gunst und Willkür verfahre, bestätigt. Vor meiner Toreinfahrt ist eine steinerne Überbrückung des Rinnsteins. Ein Kohlenhändler, der übrigens in meiner Toreinfahrt nichts zu suchen hatte, fuhr mit seinem Wagen, da er umlenken wollte, bis über die Überbrückung. Dabei brach eine der Platten durch, das Pferd trat in das Loch und brach das Bein, ich aber sollte dem Mann

das Pferd bezahlen, da ich an dem Unfalle schuld sei. Ich hätte es ohne weiteres getan, wenn mich der Mann gebeten hätte; da er sich auf das Recht stellte, tat ich es auch. Und verlor. Denken Sie, mein Herr, ich verlor. Nach dem Haftpflichtgesetz, Paragraph so und so, sei ich verpflichtet, für den Schaden aufzukommen, wenn ich es an der nötigen Vorsicht hätte fehlen lassen. Dies sei der Fall gewesen, da der Stein auf der Unterseite, wie nachgewiesen worden sei, einen Sprung gehabt habe. Aber meine Herren, sagte ich, wie kann ich wissen, ob der Stein, den ich nicht selbst gelegt, sondern vorgefunden hatte, unten einen Sprung hat? Und was hat denn der Mann in meiner Toreinfahrt zu suchen gehabt? — Man erwiderte mir: Ich sei verpflichtet, nicht bloß offne Schäden zu bessern, sondern auch verborgnen nachzuspüren. Die Überbrückung gehöre, obwohl sie mein Eigentum sei, zum öffentlichen Verkehrswege. So, sagte ich, ich soll wohl aller fünf Jahre mein Haus einreißen, um verborgnen Fehlern nachzuspüren? Meine Herren, rief ich, wenn dieses Urteil dem Rechte der Kulturländer entspricht, so ziehe ich türkische Rechtszustände vor. — Es faßte mich jemand am Arm und riet mir, zu schweigen, ich aber war erregt und fuhr fort: Ich bin zwanzig Jahre im Orient gewesen und habe mancher Gerichtssitzung beigewohnt und bin erstaunt gewesen, mit welcher Sicherheit ein türkischer Richter, der nicht studiert hat und keinen Talar trägt, das Richtige trifft. Eine Entscheidung wie diese, daß man die Brücken aufreißen solle, um etwaigen verborgnen Fehlern nachzuspüren, und daß man einen Menschen entschädigen solle, der dort, wo er den Unfall erlitt, nichts zu

ſuchen hatte, würde auch der kleinſte arabiſche Dorfrichter für Unſinn halten. — Da erhob ſich der Herr Amtsrichter in voller Länge und verurteilte mich feierlich wegen Ungebühr vor Gericht zu vierundzwanzig Stunden Gefängnis. Denken Sie, mein Herr, mich, der ich der loyalſte Bürger bin und einen Ehrenpunkt darin ſuche, keinen I-Punkt des Rechts zu verletzen, der ich mit Paſchas aus einer Pfeife geraucht habe, und den unſer Imam einen Brunnen der Weisheit und Vater der Gerechtigkeit genannt hat. Ich rief: Ich proteſtiere, ich appelliere, wie kann man mich gleich einem Lumpen oder Vagabunden ungehört einſtecken? — Man machte mir klar, daß zwar der Mörder appellieren könne, und jedem Lumpen ſein Recht werde, daß es aber, wenn ein anſtändiger Menſch in der Empörung ſeines Herzens etwas geſagt habe, was nach der Meinung des Richters eine Ungebühr ſei, keine Appellation und keinen Aufſchub gebe. Sagen Sie, mein Herr, iſt das nicht mehr als türkiſch? In dieſer Nacht, in der ich natürlich kein Auge zugetan hatte, beſchloß ich, den Staub von meinen Schuhen zu ſchütteln und in die Türkei zurückzukehren. Kellner, ſind wir ganz ſicher über die Grenze?

Jawohl, Herr, ſchon ſeit einer halben Stunde.

Bringen Sie eine Flaſche Sekt. Nein, bringen Sie keinen Sekt. Auf den Abſchied aus der Heimat Sekt trinken, das will ich trotz alledem nicht. Wenn ich meine Jugend in Deutſchland verlebt hätte, fügte er nachdenklich hinzu, vielleicht würde ich mich an Ihr Recht und an Ihre Polizei gewöhnt haben. Jetzt bin ich zu alt dazu, und darum wandre ich wieder aus, ich und meine Tochter.

Damit sah Herr Müller seine Tochter Amalie an, und die Tochter Amalie sah den Herrn Müller an, und so bestätigten sie sich gegenseitig, daß sie tatsächlich wieder auswanderten. Mögen türkische Gendarmenlippen vor ihren Füßen Blumen reden.

14

Der Mutterwitz

Gibt es wohl einen troſtloſern Anblick als den einer kleinen Eiſenbahnſtation beim Anbruch eines trüben Wintertags? Ich denke dabei beſonders an den Bahnhof zu Sägebock, einem großen Dorfe, das in der Nähe von Maßenburg liegt. An andern Tagen mag man vielleicht einen anderen Eindruck haben, aber an einem ſolchen trübſeligen Wintermorgen liegen die Schienen ſo zwecklos und verloren am Boden, als hätte ſie jemand vor tauſend Jahren liegen laſſen. Die Weichenlaternen haben nicht ausgeſchlafen und blicken mit trüben Augen in den grauen Morgen. Das Stationsgebäude, wo noch Licht vom Nachtdienſt her brennt, gleicht einer verglimmenden großen Nachtlampe bei Tagesanbruch. Und alles rings umher macht einen fröſtelnden und verdroſſenen Eindruck.

Ebenſo unzufrieden ſehen auch die paar Beamten aus, die auf dem leeren Bahnhofe herumſtehn, als ſeien ſie mit ſich noch nicht im klaren, ob ſie ans Tagewerk gehn oder ſich wieder in die Federn legen

sollten. Endlich erscheint der Mann mit der Knipszange; er überzeugt sich, daß der Bahnhof noch steht, stellt einen Hebel um, und so muß denn die Maschine allmählich in Gang kommen. Auf dem Bahnsteige fangen etliche Menschen an sich zu sammeln, farblos und schweigsam, ein paar Streckenarbeiter mit Schaufel und Hacke, ein paar Marktweiber mit Körben beladen wie Kamele, ein paar kleine Jungen mit fröstelnd zusammengezognen Knieen, die auch lieber im Bett geblieben wären, als vor Tage nach Maßenburg in die Schule zu fahren. Nun kommt Else Grumpkow mit ihrem dicken Zopfe, ihrer verwegnen roten Mütze, ihrem kurzen Kleidchen und ihren strammen Beinen an (wie nur Grumpkows ein so großes Mädchen so zum Skandal herumlaufen lassen können!) und schlägt im Vorüberbummeln dem einen der Schüler die Mütze über die Augen, und dem andern haut sie aufs Tornister, daß es knallt; worauf ihr eine Salve von Kraftworten nachgesandt wird, was aber keinen Eindruck auf sie macht. Vielmehr schwingt sie sich auf das eiserne Geländer neben der noch geschloßnen Tür zum Bahnsteig und beißt so kräftig in einen Apfel, daß eine der Marktfrauen erschrocken nach ihren drei wackelnden Zähnen greift. Das kleine Gesindel mehrt sich, und dann erscheinen zwei höhere Töchter, die sich bemühen, Eindruck zu machen, und die ihre Bücher so nebensächlich tragen, als wären das Dinge, die ihnen nur aus Versehen in die Hand gekommen sind. Endlich taucht auch eine Sekundanermütze auf. In Summa ist es ein ganzer Haufen von Schülern und Schülerinnen, die nicht gerade freudig in den Tag hineinsehen. Nur Else Grumpkow ist bei guter Laune, hat dem Knips-

onkel die Zange weggenommen und durchlocht die Karten der Marktfrauen, was dieſe nur mit offenbarem Mißtrauen geſchehn laſſen.

Endlich, nach mehrfacher Erinnerung entſchließen ſich die beiden Arme der Schranke des benachbarten Bahnübergangs hinter einem dürren Buſche unterzutauchen, und der Zug läuft ein.

Sägebock, ei—ne Minute!

Die kleine Geſellſchaft nimmt ein paar Wagenabteile mit Sturm. Eine ſchüchterne Frau, die unvorſichtigerweiſe in einem der Abteile ſitzt, die unſre Rotte als ihr Eigentum anſieht, wird in die Ecke gequetſcht und mit Geringſchätzung behandelt. Die beiden jungen Damen, Suſe Heinze, die Tochter des Beſitzers einer Fabrik in Sägebock, und Mimi Raſtendorf, die Tochter des dortigen Oberamtmanns, ſteigen in gemeßnem Zeitmaß ein und beanſpruchen auch ihren vollen Platz, und ſo geht es noch enger zu, und die ſchüchterne Frau wäre gern ausgeſtiegen, wenn Zeit dazu geweſen wäre.

Suſe nahm ſogleich ihr Geſchichtsbuch vor und fing an zu lernen.

Du, Suſe, ſagte Mimi, weißt du was?

Hm?

Paul hat heute ſeine neue Mütze auf. — Gemeint war der Sekundaner, der übrigens ein Vetter von Suſe war und für den Ritter von Mimi galt.

Iſt mir ſchnuppe, erwiderte Suſe.

Natürlich, ſagte Mimi. Was nicht deinen Schorſch angeht, das intereſſiert dich natürlich nicht.

Unſinn! Schorſch iſt gar nicht mein Schorſch.

Tu doch nicht ſo! Als ob ich vorigen Mittwoch nicht geſehen hätte, wie du ihm zu Gefallen über

den Wall gegangen bist. -- Sag gar nichts — habe ich gesehen. Und Schokolade hast du dir auch von ihm schenken lassen. Und wenn ich von Pauls neuer Mütze rede, dann ist es dir natürlich schnuppe.

Weil ich noch lernen muß. Heinrich der Achte 1509 bis 1547, Eduard der Sechste 1547 bis 1553, Maria — tiefer Seufzer — Maria 1553 bis 1558. Lieber Gott, warum man nur solches altes Zeug lernen muß! Es ist doch ganz egal, ob Heinrich der Achte 1509 oder 1519 zur Regierung gekommen ist. Und was den Menschen interessiert, davon hört man kein Wort.

Was denn? fragte Mimi.

Ich möchte zum Beispiel gern wissen, warum eigentlich die Erde nicht runterfällt, und warum die Männer Bärte haben und die Frauen nicht. Aber niemand sagt es einem.

Hierauf vertiefte sich Suse wieder in ihr Geschichtsbuch.

Suse! sagte nach einer Weile Mimi.

Was ist denn schon wieder los? erwiderte diese.

Heute kriegen wir einen neuen Literaturlehrer.

Ist mir auch schnuppe. Was wirds denn sein? Wieder so ein alter Schwede, dem die Tabakskrümel im Barte hängen. Pfui Kuckuck!

Gott bewahre. Es ist ein Doktor Schneidewind. Mary sagt, er wäre himmlisch.

Mary findet alles himmlisch. Nun aber bitte ich dich dringend, störe mich nicht, sonst falle ich bei Fräulein Klops in Ungnade.

Aber das nützte nun nichts mehr. Die Wagen rumpelten schon über die Weichen des Maßenburger

Bahnhofs, und bald hielt der Zug in der Halle, die voll Dampf war.

Maßenburg, alles aussteigen!

Die kleine Gesellschaft, besonders die Kinder, deren Schulen in der Unterstadt lagen, liefen im Trabe davon; die höhern Töchter setzten sich in Promenadenschritt und nahmen mit gehobner Nase die Grüße der Herren Gymnasiasten entgegen.

In der Sophienschule herrschte nicht geringe Aufregung. Aus der ersten Klasse erklang ungewöhnlicher Lärm, da alle Mädchen in erregten Worten zu gleicher Zeit sprachen, und die Aufregung dauerte noch fort, auch nachdem Herr Professor Kaulbarsch seinen Religionsunterricht begonnen hatte. Auf der ersten Bank, wo die Paula Kniebitz und die Hanni Memmleben und andre Lämmer saßen, merkte man auf und gab Antwort; aber auf den hintern Bänken stieß man sich an, steckte die Köpfe zusammen, und Mary Tröndler hatte auf ein weißes Blatt ihres Diariums ein Bild von Doktor Schneidewind gezeichnet, ein Menschenkind von idealer Schönheit, der reine Lohengrin. Das Buch zirkulierte und erregte, wo es hinkam, solche Sensation, daß der alte gute Professor von seinem Buche aufsah, die Brille an die Augen drückte, mit dem Finger auf das Katheder tippte und sich streng räusperte.

In der Zwischenstunde strich man sich die Haare glatt und die Kniffe aus den Kleidern. Das Katheder wurde sorgfältig abgestäubt, und der Toni Kranzler wurde eröffnet, wenn sie sich einfallen lasse, sich wieder rüpelhaft zu betragen, so werde man ihr nie wieder Bonbons geben, sondern ihr Pech in

die Zöpfe schmieren. Man habe keine Lust, sich vor Herrn Doktor Schneidewind zu blamieren. Die Toni versprach ihr möglichstes.

Da tat sich die Tür auf, der gestrenge Herr Direktor trat herein, und hinter ihm — den Mädchen stockte der Odem — Herr Doktor Schneidewind. — Bildschön! sagte weltvergessen Mimi zu ihrer Nachbarin. In der Tat, der neue Literaturlehrer übertraf alle Erwartungen. Ein schöner Mann, brauner Vollbart, feurige Augen, schwarzer Gehrock, Zylinder und Handschuhe. Daß ein Lehrer mit Handschuhen in die erste Klasse getreten wäre, war etwas Unerhörtes. Nun hielt der Herr Direktor eine Ansprache an die Schülerinnen, auf die freilich keins der Mädchen achtete. Aller Augen und Sinne waren auf den Herrn Doktor gerichtet. Hierauf machte der Herr Doktor den jungen Damen eine regelrechte Verbeugung, schritt mit dem schönen Anstande des angehenden Dozenten zum Katheder und hielt einen Vortrag, wie er im Wissenschaftlichen Klub nicht schöner hätte gehalten werden können. Nur ab und zu richtete er eine allgemeine Frage über selbstverständliche Dinge an seine Zuhörerschaft, indem er den Damen freistellte, zu antworten oder zu schweigen. Die Stunde verging im Fluge, und als sich die Tür hinter dem Doktor schloß, herrschte atemlose Stille. Die Mädchen saßen da mit glänzenden Augen und roten Wangen, und jede war bereit, jeder ins Gesicht zu fahren, die es wagen würde, zu bezweifeln, daß Doktor Schneidewind das Ideal aller Lehrer sei.

Was weiter an diesem Vormittage geschah, konnte keinen Eindruck mehr machen, weder Fräulein Dumonts Bosheiten, noch die Geschichte von Heinrichs

des Achten sechs Frauen, was sonst ein Glanzpunkt im Geschichtsunterricht war.

Der Nachmittagszug stand zur Abfahrt bereit. Die Schüler stellten sich wieder ein, dieses mal in größerer Schar, da alle zugleich einstiegen, die sich auf verschiedne Stationen verteilten. Die Kleinen hatten ihr Abteil eingenommen und suchten fremde Reisende wegzugraulen.

Wißt ihr was? sagte Else Grumpkow, ich werde wimmern wie ein Säugling, dann traut sich kein Mensch herein.

Dies geschah. Da aber alle in das Wimmerkonzert einstimmten, so kamen Schreckenstöne zum Vorschein, als werde der Bethlehemitische Kindermord aufgeführt. Ein Reisender ging vorüber, entrüstete sich und fragte den Zugführer, was da los sei, und ob es erlaubt sei, das Publikum in solcher Weise zu belästigen. Der Zugführer machte eine strenge Miene, die jedoch nicht ernst gemeint war, und gebot Ruhe. — Ach Onkelchen, sein Sie gut, rief Else Grumpkow, wir sind ja so froh, daß wir aus dem alten Marterkasten heraus sind. Darauf machte sie sich aus dem Ende ihres Zopfes einen Schnauzbart und sah den Zugführer ebenso finster an, wie dieser es versucht hatte. Der schmunzelte und ging weiter. Wer hätte auch der Else böse sein können!

Unsre beiden höhern Töchter saßen im Nebenabteil, hatten sich die Hand gegeben und schwärmten. Sonst war ihnen der Lärm der Rasselbande schnell auf die Nerven geschlagen, und sie hatten mehr als einmal die Herren Gymnasiasten ersucht, Ordnung zu stiften, aber dieses mal wurden sie von irdischen

Tönen nicht berührt. Ihre Gedanken waren weit, weit entfernt. Ja, wo waren sie? Im letzten Augenblick — so forderte es der gymnasiale Anstand — stieg bewußter Paul ein und nahm den Mädchen gegenüber Platz. Gleich darauf gab es über die Schranke des Abteils hinweg ein paar Kopfnüsse, und es wurde Friede. Die beiden Mädchen waren noch immer geistesabwesend, sie nahmen nicht einmal von der schönen bunten Mütze Notiz. Paul sah die Mädchen verwundert an und sagte:

Was ist denn los? Was sitzt euch denn wieder einmal im Kopfe?

Euch! erwiderte Suse, wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst uns Sie nennen. Doktor Schneidewind nannte uns auch Sie.

Aha, der schöne Franz! Da seid ihr Mädchen natürlich alle verliebt wie die Ratten.

O pfui, Paul! rief Mimi. — Aber er war himmlisch, er war bildschön, sage ich dir.

Und Handschuhe, fügte Suse hinzu, gewiß siebendreiviertel.

Und so ein eleganter Vortrag!

Was hat er euch denn vorgetragen? fragte Paul.

Von — von — ja wie hieß er denn gleich? Von Vogel von Falkenstein.

Kriegsgeschichte?

Ach was, Kriegsgeschichte! Vogel von Falkenstein war ein Minnesänger aus dem Mittelalter.

Was wäre er?

Jawohl, ein Minnesänger aus dem Mittelalter. Der Herr Doktor hat uns das Bild von seinem Vogelherde da irgendwo rum in Tirol gezeigt.

Ach, ihr meint Walter von der Vogelweide! Paul brach in ein überlegnes Gelächter aus, worüber sich die Mädchen ärgerten. — Was hat er euch denn vorgetragen?

Weißt du es noch, Suse? O, es war wundervoll! Von — Kaisern und Rittern und Frauen.

Ja, ich weiß noch, sagte Suse: Beblümelt und bekrümelt sind die holden Frauen!

Was wären sie?

Beblümelt und bekrümelt sind die holden Frauen. So sagte man nämlich im Mittelalter. Sagte man nicht so?

Jawohl, bestätigte Mimi, so sagte man im Mittelalter. Und Doktor Schneidewind sagte auch, der Dichter habe hier an eine Torte gedacht. Und du verstehst das nur nicht, Paul.

Paul lachte Tränen. Ihr Mädchen seid doch aber zu dumm. Das heißt doch: Durhsüezet unt geblüemet sint die reinen frouwen. Euch sollte man so was gar nicht vorlesen.

Paul, mach dich nicht, entgegnete Suse, ihr seid auch nicht die Klügsten, ihr bildet euch nur mehr ein als wir.

Das Ende war ein ernstliches Zerwürfnis, an dem freilich die Mädchen mehr schuld hatten als ihr Freund, der Sekundaner. Was konnte sie, nach den Erlebnissen dieses Tages, noch ein Sekundaner interessieren, und wenn er auch ihnen zuliebe seine neue Mütze aufgesetzt hatte.

* * *

Jahre vergingen. Suse und Mimi hatten mit der obligaten Nummer eins in der Zensur ihre

höhere Töchterschule verlassen, hatten beim Abgange die ebenso obligaten Tränen geweint und waren mit dem ernsten Vorsatze, zu beglücken und beglückt zu werden, ins Leben hinausgetreten. Oder vielmehr nicht ins Leben, sondern auf die höhere Stufe der noch höhern Mädchenbildung. Suse und Mimi fuhren nach wie vor in die Stadt, jedoch nunmehr zweiter Klasse, um sich in der Fähigkeit zu vervollkommnen, in einem halben Dutzend französischer und englischer Wendungen Unbedeutendes zu sagen. Außerdem lernte Suse für vieles Geld und mit viel Mühe fünf Salonstückchen zum Vorspielen, und Mimi nahm bei Fräulein Schnabel Malstunden. Natürlich bei Fräulein Schnabel. Denn diese Lehrerin war sehr beliebt, weil sie es verstand, aus den Kleckfereien ihrer Schülerinnen etwas zu machen, das nach was aussah, und ihnen zu suggerieren, daß sie es selbst gemacht hätten. Und darauf war Suse in eine große wohlrenommierte Pension gegangen und hatte gelernt, die Dame zu spielen, über Theater und Musik, das heißt über Schauspieler und Musiker zu reden, sich in wissenschaftlichen Vorträgen mit Anstand zu langweilen und zu versuchen, wieviel gesunde Augen bei Plattstichstickereien und ähnlichem Augenpulver aushalten können. Und Mimi war in eine Oberförsterei in Pension gegangen, hatte gelernt für den Wald und einen jungen Forstassessor zu schwärmen, hatte sich eifrig um die Wirtschaft gekümmert und zahlreiche Freundschaften geschlossen. Darauf waren beide als „fertig" in das elterliche Haus zurückgekehrt.

Da ereignete sich etwas, was in der Stadt das größte Aufsehen hervorrief, in der Sophienschule

aber einen wahren Paroxysmus erregte. Doktor Schneidewind verlobte sich mit seiner frühern Schülerin Suse Heinze. Doktor Schneidewind war inzwischen Direktor der Sophienschule geworden und wohnte nun hinter den schönen, rundbogigen Fenstern des Schulhauses, nach denen die Mädchen so oft mit neugieriger Scheu aufgeschaut hatten. Er war ein vorsichtiger Mann gewesen, er hatte nicht die erste beste Chance ergriffen, zu einer Frau zu kommen. Er hatte sich klüglich zurückgehalten und sich nach Herzenslust anschwärmen und feiern lassen. Er hielt es für durchaus nicht unstatthaft, seinen Idealen in Sachen der höhern Mädchenerziehung eine sichre finanzielle Unterlage zu geben. Da nun die Heinzeschen Elektrizitätswerke einen hohen Aufschwung genommen und ihren Besitzer zu einem reichen Manne gemacht hatten, da Suse Heinze ein hübsches, anmutiges und gewandtes Mädchen geworden war, da er durch seinen Freund, den Pastor und Kreisschulinspektor von Sägebock, in dem Heinzeschen Hause eingeführt worden war, so machte sich das übrige leicht genug, und die Verlobung war fertig, ehe es jemand gedacht hatte. Und dies geschah, weil Suse ihren schönen Doktor, die erste Flamme ihres Mädchenherzens, noch immer verehrte. Suse Heinze wurde also Frau Suse und noch dazu Frau Direktor und stand ihrem jungen Haushalte mit Würde und Grazie vor.

In dieser Zeit erschien Herr Ministerialdirektor Grotjahn am Horizonte. Er war ein alter Gönner von Direktor Schneidewind, und so durfte dieser es wagen, den hohen Vorgesetzten nach beendeten Geschäften zum Abendessen einzuladen — das heißt

zu „einem ganz einfachen Butterbrote“ im Kreise einiger geladner Herren, was Austern und eine Rehkeule bedeutete. Der hohe Vorgesetzte nahm freundlichst an und sagte scherzend: In der Schule sei es gut gegangen, jetzt komme es darauf an, zu zeigen, was die Schule für das Leben leiste. Worauf der Herr Direktor gleichfalls scherzend antwortete, der Herr Ministerialdirektor möchte nur ein strenges Examen anstellen, und er müsse sagen, daß er stolz auf seine Frau sei.

Frau Suse sah dem bevorstehenden Examen ohne jegliches Herzklopfen entgegen. Sie hatte von ihrem Herrn Vater gelernt, Leute anzustellen und für sich arbeiten zu lassen, und so machte es mit Hilfe der perfekten Köchin und eines ad hoc angenommnen Lohndieners wenig Schwierigkeiten, ein kleines, feines Abendessen in Schick zu bringen. Eine Stunde vor der angesetzten Zeit war alles fertig, Frau Suse und Mimi, die gerade zu Besuch da war, saßen in ihrem Schmollwinkel und häkelten. Und der Direktor saß gegenüber am Tische und las aus einem Manuskripte vor.

Er schrieb nämlich ein Buch, von dem er einen großen Erfolg erwartete, über die wissenschaftliche Fortbildung der jungen Mädchen. Er beabsichtigte darin in großen Zügen über das Gebiet des menschlichen Wissens hinzugleiten und das Material, das die Schule geboten hatte, im Bewußtsein methodisch zu zentralisieren und auf eine höhere Stufe der Erkenntnis zu erheben. Hierzu verband er Geschichte, Literatur und Kulturgeschichte zu einer Darstellungseinheit, und dann ließ er von gewissen Standpunkten aus Schlaglichter nach vorwärts und rückwärts fallen.

Die Arbeit stand eben bei der Darstellung des frühen Mittelalters, jener Zeit, die von den Trümmern der zusammengestürzten antiken Welt lebte, und die sich darstellt als eine tausend Jahre lang währende Dämmerung vor dem Aufgehn der Sonne der Renaissance und des Humanismus. Verfasser ließ also die Hunnen aus den unerforschten Tiefen Asiens auftauchen, durch das bewußte Völkertor an der Scheide zweier Kontinente hereinfluten und das statische Gleichgewicht der Völker stören. Der Zusammenstoß der heidnischen Barbaren mit der christlichen Welt wurde in Ausdeutung des Kaulbachschen Bildes „Die Völkerwanderung" im Neuen Museum zu Berlin dargestellt. Die Seelen der Erschlagnen setzen den Kampf fort. Tiefsinniger Gedanke! Mystische Lebensanschauung! Blick auf Lenaus drei Grenadiere. Heroische Zeit! Bedeutsame Gestalten tauchen auf. Dietrich von Bern, der Diomedes der deutschen Heroensage, Siegfried, das ritterliche Abbild des nordischen Sommertages, zu schön und zu mild, als daß er lange hätte dauern können. Blick auf Felix Dahns Kampf um Rom, noch ein Blick auf Hildebrand und Hadubrand. Und inmitten der sinkenden römischen Provinzen erhebt sich in trotziger Jugend das aufstrebende fränkische Reich. — Aber schon nahen sich die römischen Sendboten, Demut in den Mienen, Herrschsucht in den Herzen. Weh dir, stolzer Sigambrer! dein trotzig Haupt, du wirst es beugen müssen vor dem Krummstabe des Papstes in Rom, du wirst lernen müssen, zu verbrennen, was du angebetet hast, und anzubeten, was du verbrannt hast.

Suse und Mimi sahen fragend von ihrer Häkelei auf.

Sie wissen doch, sagte der Direktor zu Mimi gewandt, wer mit dem Sigambrer gemeint ist?

Sigambrer? antwortete Mimi, warten Sie mal, das ist doch ein „Mohr aus die Afrika."

Der Direktor glaubte nicht recht zu hören und wandte sich an seine Frau: Weißt du, Suse, wer der Sigambrer war?

Genau weiß ich es nicht, entgegnete Frau Suse, aber ich denke, es war der alte Mohr von Fiesko, der seine Frau umgebracht hat.

Der Direktor wollte antworten, aber der Mund blieb ihm offen stehn. Ich bitte Sie um Gottes willen, sagte er endlich zu Mimi, wie kommen Sie denn auf den Mohren?

Na, erwiderte diese, Sigambien liegt doch da irgendwo in Afrika. Ich denke, da an der großen Ecke herum.

Dem Direktor ging ein Licht auf. Ah, Senegambien! Nein, meine Damen, mit dem Sigambrer ist Chlodwig gemeint.

Aber warum sagen Sie denn das nicht? meinte Mimi.

Der Direktor fuhr in seiner Lektüre fort und kam auf die Hausmeier zu sprechen. Blick auf Richelieu, Blick auf Bismarck, Blick auf die allmächtigen Minister des Kaisers von Korea. Aber er war mißtrauisch geworden und schaltete die Frage ein: Wissen Sie, Fräulein Mimi, wo Korea liegt? Eigentlich lag ihm mehr daran, es von seiner Frau zu erfahren, aber er scheute sich, die Frage an sie zu richten in der Furcht, eine seiner Frau unwürdige Antwort zu erhalten.

Korea? erwiderte Mimi, das muß da so um Griechenland herum liegen.

Aber Mimi, sagte Frau Suse, du weißt doch, daß es keinen Kaiser von Griechenland mehr gibt.

Nicht? fragte Mimi in voller Harmlosigkeit.

Nein, fuhr Suse fort, in Griechenland herrscht doch der Türke.

Suse, du scherzest, rief der Direktor in tragischem Tone. Hast du nie den Namen Missolunghi gehört oder den Alexander Ypsilantis oder den jenes edeln bayrischen Prinzen —

Frau Suse lachte vergnüglich und sagte: Ist wohl möglich, aber heute habe ich keine Ahnung mehr davon. Überhaupt, wozu braucht man das alles zu wissen?

Der Direktor sprang auf, warf sein Manuskript auf den Tisch, ging erregt im Zimmer auf und ab und rief: Schrecklich! schrecklich!

Was ist schrecklich? fragte ein älterer Herr, der unhörbar eingetreten war.

Ah, Onkel Pastor, rief Frau Suse, gut, daß Sie kommen. Mein schöner Franz fing eben an, ungemütlich zu werden.

Der Eingetretene war der Pastor von Sägebock und Kreisschulinspektor des Landbezirks von Maßenburg, ein immer gern gesehener Hausfreund bei Direktors, der mit zur Gesellschaft geladen war und dazu die Weisung erhalten hatte, gleich vom Bahnhof aus vorzusprechen, er störe niemals.

So? erwiderte der Herr Pastor und Schulmann, was hat denn den direktorialen Zorn des schönen Franz erregt?

Er hat eben herausbekommen, sagte Frau Suse, daß wir, die Schülerinnen seiner berühmten Töchterschule, gar nichts wissen.

Oho, meine Damen, aber so schlimm wirds doch nicht sein, meinte Onkel Pastor.

Ja, so schlimm ist es, sagte Frau Suse. Uns liegt auch gar nichts daran, es zu verbergen, wie wenig wir gelernt haben. Examinieren Sie uns, wenn Sie Luft haben.

Schön, meine Damen. Aber bitte ehrlich! Nicht schwindeln! Also nun! — Stille sitzen! Hände zusammen! Mich ansehen. Wer war Blücher, Mimi?

Blücher war, entgegnete Mimi im Schulton, Husarengeneral.

Schön, Mimi. Können Sie mir, Frau Suse, etwas von diesem Husarengeneral erzählen? Von seinen Siegen zum Beispiel.

Frau Suse suchte mit den Augen in der Luft herum und sagte dann gleichfalls im Schulton: Blücher war mit Ligny verbündet, und als die Franzosen immer auf des Königs Pferd schossen, bestieg er es und stürzte mit ihm und hatte tags darauf ein lahmes Bein.

So? Welcher König war denn das, auf den man schoß?

Das war, das war doch wohl Friedrich der Große. Stimmt es?

Frau Suse, sagte der Onkel Pastor, jetzt schwindeln Sie.

Wahrhaftig nicht! Aber fragen Sie doch nicht immer bloß nach solchen alten dummen Geschichten. Geschichte ist mir gräßlich.

Schön, meine Damen, ein Rechenexempel. Wenn Sie mit anderthalb Pfund Tee bei sechs Personen sieben Monate reichen, wie lange reichen Sie bei zehn Personen?

Stummes Kopfzerbrechen. Ach, Onkel Pastor, solch ein Exempel kommt ja in Wirklichkeit gar nicht vor. Man wird doch nicht so eine Hausunke sein, so etwas auszurechnen.

Aber Sie müssen es doch im voraus wissen, sagte Onkel Pastor, wie lange der Tee reichen wird.

Natürlich. Aber das mißt man doch an der Teebüchse aus.

Ausgezeichnet, sagte Onkel Pastor. Nun, Fräulein Mimi, wie machen Sie es?

Ja, wie war das doch gleich, sagte Mimi, a verhält sich zu x wie p zu noch was.

Lassen wir die höhere Mathematik beiseite, sagte Onkel Pastor. Ich will Ihnen helfen. Wenn man mit anderthalb Pfund Tee bei sechs Personen sieben Monate reicht, dann reicht man bei einer Person —?

Den sechsten Teil, sagte Mimi.

Sehen Sie, Fräulein Mimi, nur Mut, es wird schon schief gehn. Ja, ad vocem Unke. Was ist denn eigentlich eine Unke?

Die beiden Damen sahen sich erstaunt an. Unke — na, das weiß doch jedermann, was eine Unke ist — sagte Mimi.

Ja, was ist es? erwiderte Onkel Pastor, ein Insekt? eine Schlange? ein Säugetier?

Eine Unke, sagte Frau Suse mit schöner Bestimmtheit, ist so etwas wie eine Ratte, nur mehr vogelartig. Sie sehen, Onkel Pastor, fügte sie lachend

hinzu, was wir können, wenn Sie wollen, haben wir eine Kunst. Ist es nicht großartig?

Wo hätten wir es denn auch lernen können? meinte Mimi. Bei Fräulein Klops? die uns jeden Tag zwei Seiten des Lehrbuchs auswendig lernen ließ? oder bei dem alten guten Professor Kaulbarsch, in dessen Stunden wir unsre französischen Übersetzungen machten? Und unsre Eins kriegten wir ja doch.

Sie haben aber doch auch gute Lehrer gehabt, wandte der Onkel Pastor ein, zum Beispiel hier meinen Freund, den Direktor.

Frau Suse machte eine schalkhafte Miene und sagte: Ach, gehn Sie mir mit meinem Mann, bei dem waren wir ja viel zu verliebt, als daß wir hätten zuhören können.

Hier steckte die perfekte Köchin den Kopf durch die Tür und meldete, daß der Korb aus dem Delikateßgeschäft angekommen sei, worauf beide Damen verschwanden.

Der Direktor stand am Fenster und starrte in das Dunkle hinaus, er war niedergeschmettert.

Freund Schneidewind, sagte der Pastor, deine Sache steht böse. Was deine Damen nicht wissen, sind Dinge, die jedes Kind einer Dorfschule weiß.

Und auch wieder vergißt, erwiderte der Direktor, wenn es achtzehn Jahre alt ist.

Zugegeben, sagte der Herr Pastor, obwohl ich glaube, daß bei unsern Elementarschülern schließlich doch noch etwas mehr sitzen bleibt als bei euern höhern Töchtern. Wenn aber das das Ende sein soll, daß mit achtzehn Jahren alles wieder wegge-

wischt ist, was gelernt worden war, wozu dann die ganze Quälerei?

Es liegen hier besondre Umstände vor, sagte der Direktor erregt. Die beiden Mädchen haben die Schule per Eisenbahn von Sägebock aus besucht, was ich immer für verderblich gehalten habe.

Und doch sind die beiden Mädchen mit ihrer Eins in der Zensur entlassen worden. Nein, lieber Freund, ihr müßt, was ich schon oft gesagt habe, euern Stoff beschränken, vertiefen und interessant machen, das heißt dem Vorstellungskreise eurer Schülerinnen anpassen.

Der Direktor machte eine abwehrende Handbewegung und sagte: Rückschritte? Undenkbar, undenkbar. Was mich hierbei am peinlichsten berührt, ist dies: ich habe den Ministerialdirektor aufgefordert, er möge sich bei meiner Frau überzeugen, was die Schule für das Leben leistet. Und wenn er nun findet — ich muß meiner Frau sogleich sagen —

Nein, sage ihr lieber nichts. Deine Frau findet sich allein durch.

Aber der Direktor nahm doch seine Frau mit wichtiger Miene beiseite und machte ihr von dem bevorstehenden Examen einige Andeutungen.

Und du meinst, ich lasse mich von fremden Leuten ausfragen? erwiderte Frau Suse lachend, ich denke nicht daran.

Die Gäste kamen, der Herr Ministerialdirektor kam. Der hohe Herr war sehr gnädig, küßte der gnädigen Frau die Hand und führte sie später am krummen Arm zu Tisch.

Wissen Sie auch, gnädige Frau, sagte er scherzend, daß Sie heute Abend ein Examen abzulegen haben?

Vor wem? fragte Frau Suse mit großen Augen.

Vor mir.

Sie wollen mich also ausfragen?

Jawohl, meine gnädige Frau, nach allen Regeln der Kunst.

Wissen Sie auch, Herr Ministerialdirektor, daß man dazu eine Vollmacht haben muß?

Natürlich.

Darf ich um Ihre Vollmacht bitten?

Der Herr Ministerialdirektor war höchlichst belustigt, griff in seine Tasche und legte ein großes amtliches Schreiben vor. Frau Suse nahm den Bogen in die Hand und prüfte Schrift und Siegel durch die Lorgnette. Darauf gab sie das Schreiben kühl lächelnd zurück und sagte: Herr Ministerialdirektor, diese Vollmacht gilt nur eine Treppe tiefer.

Und hier nicht?

Nein, hier nicht.

Man hatte sich gesetzt, und der hohe Vorgesetzte glänzte vor Vergnügen über das ganze Gesicht. Also, sagte er, das Gespräch wieder aufnehmend, meine ministerielle Würde gilt hier nichts. Ich habe sie draußen bei den Überziehern mit ablegen müssen. Wie fange ich es denn nun an, mich bei Ihnen, gnädige Frau, als Kommissarius hoher Behörden einzuführen.

Ja, sagte Frau Suse scheinbar ernst, doch spielte ein neckischer Zug um ihren Mund, der Herr Ministerialdirektor werden sich wohl einer kleinen Prüfung unterziehn müssen.

Der Ministerialdirektor lachte hell auf. Und wer wird diese Prüfung anstellen?

Ich. Es ist doch klar, daß über meine Angelegenheiten niemand besser unterrichtet sein kann, als ich selber.

Sehr richtig. Also bitte, ich stehe zur Verfügung.

Frau Suse nahm die Würde eines Konsistorialrats an, lehnte sich zurück und fragte, ihre Lorgnette bewegend: Herr Ministerialdirektor, wo sind die Austern besser, bei Klemme oder bei Diterici?

An der Seite der Tafel, an der der Ehrengast saß, gab es eine überaus angeregte Unterhaltung. Man erinnerte sich nicht, den gestrengen Herrn Schulmonarchen je so guter Laune gesehen zu haben. An der andern Seite der Tafel aber saß der Direktor Schneidewind und erduldete Seelenqualen. Er achtete nur halb auf rechts und links und suchte zu verstehn, wovon da oben gesprochen wurde. Und jedesmal, wenn dort ein Heiterkeitsausbruch stattfand, erschrak er und sagte zu sich: Jetzt hat die Unglückliche sich und mich rettungslos blamiert.

Die Tafel ging zu Ende, man erhob sich, die Herren standen in Gruppen und beschäftigten sich mit Zigarre und Kaffee.

Der Herr Ministerialdirektor aber suchte den Direktor auf und sagte: Lieber Direktor, ich beglückwünsche Sie von ganzem Herzen. Sie haben mir nicht zuviel in Aussicht gestellt, Ihre Frau Gemahlin ist eine überaus kluge und wohl unterrichtete Dame.

Der Direktor war perplex und stammelte einige unzusammenhängende Worte.

Nun, Francisce, sagte Onkel Pastor bald darauf, was sagte der Herr Ministerialdirektor von deiner Frau?

Vor wem? fragte Frau Suse mit großen Augen.

Vor mir.

Sie wollen mich also ausfragen?

Jawohl, meine gnädige Frau, nach allen Regeln der Kunst.

Wissen Sie auch, Herr Ministerialdirektor, daß man dazu eine Vollmacht haben muß?

Natürlich.

Darf ich um Ihre Vollmacht bitten?

Der Herr Ministerialdirektor war höchlichst belustigt, griff in seine Tasche und legte ein großes amtliches Schreiben vor. Frau Suse nahm den Bogen in die Hand und prüfte Schrift und Siegel durch die Lorgnette. Darauf gab sie das Schreiben kühl lächelnd zurück und sagte: Herr Ministerialdirektor, diese Vollmacht gilt nur eine Treppe tiefer.

Und hier nicht?

Nein, hier nicht.

Man hatte sich gesetzt, und der hohe Vorgesetzte glänzte vor Vergnügen über das ganze Gesicht. Also, sagte er, das Gespräch wieder aufnehmend, meine ministerielle Würde gilt hier nichts. Ich habe sie draußen bei den Überziehern mit ablegen müssen. Wie fange ich es denn nun an, mich bei Ihnen, gnädige Frau, als Kommissarius hoher Behörden einzuführen.

Ja, sagte Frau Suse scheinbar ernst, doch spielte ein neckischer Zug um ihren Mund, der Herr Ministerialdirektor werden sich wohl einer kleinen Prüfung unterziehn müssen.

Der Ministerialdirektor lachte hell auf. Und wer wird diese Prüfung anstellen?

Ich. Es ist doch klar, daß über meine Angelegenheiten niemand besser unterrichtet sein kann, als ich selber.

Sehr richtig. Also bitte, ich stehe zur Verfügung.

Frau Suse nahm die Würde eines Konsistorialrats an, lehnte sich zurück und fragte, ihre Lorgnette bewegend: Herr Ministerialdirektor, wo sind die Austern besser, bei Klemme oder bei Diterici?

An der Seite der Tafel, an der der Ehrengast saß, gab es eine überaus angeregte Unterhaltung. Man erinnerte sich nicht, den gestrengen Herrn Schulmonarchen je so guter Laune gesehen zu haben. An der andern Seite der Tafel aber saß der Direktor Schneidewind und erduldete Seelenqualen. Er achtete nur halb auf rechts und links und suchte zu verstehn, wovon da oben gesprochen wurde. Und jedesmal, wenn dort ein Heiterkeitsausbruch stattfand, erschrak er und sagte zu sich: Jetzt hat die Unglückliche sich und mich rettungslos blamiert.

Die Tafel ging zu Ende, man erhob sich, die Herren standen in Gruppen und beschäftigten sich mit Zigarre und Kaffee.

Der Herr Ministerialdirektor aber suchte den Direktor auf und sagte: Lieber Direktor, ich beglückwünsche Sie von ganzem Herzen. Sie haben mir nicht zuviel in Aussicht gestellt, Ihre Frau Gemahlin ist eine überaus kluge und wohl unterrichtete Dame.

Der Direktor war perplex und stammelte einige unzusammenhängende Worte.

Nun, Franciscе, sagte Onkel Pastor bald darauf, was sagte der Herr Ministerialdirektor von deiner Frau?

zu „einem ganz einfachen Butterbrote“ im Kreise einiger geladner Herren, was Austern und eine Rehkeule bedeutete. Der hohe Vorgesetzte nahm freundlichst an und sagte scherzend: In der Schule sei es gut gegangen, jetzt komme es darauf an, zu zeigen, was die Schule für das Leben leiste. Worauf der Herr Direktor gleichfalls scherzend antwortete, der Herr Ministerialdirektor möchte nur ein strenges Examen anstellen, und er müsse sagen, daß er stolz auf seine Frau sei.

Frau Suse sah dem bevorstehenden Examen ohne jegliches Herzklopfen entgegen. Sie hatte von ihrem Herrn Vater gelernt, Leute anzustellen und für sich arbeiten zu lassen, und so machte es mit Hilfe der perfekten Köchin und eines ad hoc angenommnen Lohndieners wenig Schwierigkeiten, ein kleines, feines Abendessen in Schick zu bringen. Eine Stunde vor der angesetzten Zeit war alles fertig, Frau Suse und Mimi, die gerade zu Besuch da war, saßen in ihrem Schmollwinkel und häkelten. Und der Direktor saß gegenüber am Tische und las aus einem Manuskripte vor.

Er schrieb nämlich ein Buch, von dem er einen großen Erfolg erwartete, über die wissenschaftliche Fortbildung der jungen Mädchen. Er beabsichtigte darin in großen Zügen über das Gebiet des menschlichen Wissens hinzugleiten und das Material, das die Schule geboten hatte, im Bewußtsein methodisch zu zentralisieren und auf eine höhere Stufe der Erkenntnis zu erheben. Hierzu verband er Geschichte, Literatur und Kulturgeschichte zu einer Darstellungseinheit, und dann ließ er von gewissen Standpunkten aus Schlaglichter nach vorwärts und rückwärts fallen.

Die Arbeit stand eben bei der Darstellung des frühen Mittelalters, jener Zeit, die von den Trümmern der zusammengestürzten antiken Welt lebte, und die sich darstellt als eine tausend Jahre lang währende Dämmerung vor dem Aufgehn der Sonne der Renaissance und des Humanismus. Verfasser ließ also die Hunnen aus den unerforschten Tiefen Asiens auftauchen, durch das bewußte Völkertor an der Scheide zweier Kontinente hereinfluten und das statische Gleichgewicht der Völker stören. Der Zusammenstoß der heidnischen Barbaren mit der christlichen Welt wurde in Ausdeutung des Kaulbachschen Bildes „Die Völkerwanderung" im Neuen Museum zu Berlin dargestellt. Die Seelen der Erschlagnen setzen den Kampf fort. Tiefsinniger Gedanke! Mystische Lebensanschauung! Blick auf Lenaus drei Grenadiere. Heroische Zeit! Bedeutsame Gestalten tauchen auf. Dietrich von Bern, der Diomedes der deutschen Heroensage, Siegfried, das ritterliche Abbild des nordischen Sommertages, zu schön und zu mild, als daß er lange hätte dauern können. Blick auf Felix Dahns Kampf um Rom, noch ein Blick auf Hildebrand und Hadubrand. Und inmitten der sinkenden römischen Provinzen erhebt sich in trotziger Jugend das aufstrebende fränkische Reich. — Aber schon nahen sich die römischen Sendboten, Demut in den Mienen, Herrschsucht in den Herzen. Weh dir, stolzer Sigambrer! dein trotzig Haupt, du wirst es beugen müssen vor dem Krummstabe des Papstes in Rom, du wirst lernen müssen, zu verbrennen, was du angebetet hast, und anzubeten, was du verbrannt hast.

Suse und Mimi sahen fragend von ihrer Häkelei auf.

Sie wissen doch, sagte der Direktor zu Mimi gewandt, wer mit dem Sigambrer gemeint ist?

Sigambrer? antwortete Mimi, warten Sie mal, das ist doch ein „Mohr aus die Afrika."

Der Direktor glaubte nicht recht zu hören und wandte sich an seine Frau: Weißt du, Suse, wer der Sigambrer war?

Genau weiß ich es nicht, entgegnete Frau Suse, aber ich denke, es war der alte Mohr von Fiesko, der seine Frau umgebracht hat.

Der Direktor wollte antworten, aber der Mund blieb ihm offen stehn. Ich bitte Sie um Gottes willen, sagte er endlich zu Mimi, wie kommen Sie denn auf den Mohren?

Na, erwiderte diese, Sigambien liegt doch da irgendwo in Afrika. Ich denke, da an der großen Ecke herum.

Dem Direktor ging ein Licht auf. Ah, Senegambien! Nein, meine Damen, mit dem Sigambrer ist Chlodwig gemeint.

Aber warum sagen Sie denn das nicht? meinte Mimi.

Der Direktor fuhr in seiner Lektüre fort und kam auf die Hausmeier zu sprechen. Blick auf Richelieu, Blick auf Bismarck, Blick auf die allmächtigen Minister des Kaisers von Korea. Aber er war mißtrauisch geworden und schaltete die Frage ein: Wissen Sie, Fräulein Mimi, wo Korea liegt? Eigentlich lag ihm mehr daran, es von seiner Frau zu erfahren, aber er scheute sich, die Frage an sie zu richten in der Furcht, eine seiner Frau unwürdige Antwort zu erhalten.

Korea? erwiderte Mimi, das muß da so um Griechenland herum liegen.

Aber Mimi, sagte Frau Suse, du weißt doch, daß es keinen Kaiser von Griechenland mehr gibt.

Nicht? fragte Mimi in voller Harmlosigkeit.

Nein, fuhr Suse fort, in Griechenland herrscht doch der Türke.

Suse, du scherzest, rief der Direktor in tragischem Tone. Hast du nie den Namen Missolunghi gehört oder den Alexander Ypsilantis oder den jenes edeln bayrischen Prinzen —

Frau Suse lachte vergnüglich und sagte: Ist wohl möglich, aber heute habe ich keine Ahnung mehr davon. Überhaupt, wozu braucht man das alles zu wissen?

Der Direktor sprang auf, warf sein Manuskript auf den Tisch, ging erregt im Zimmer auf und ab und rief: Schrecklich! schrecklich!

Was ist schrecklich? fragte ein älterer Herr, der unhörbar eingetreten war.

Ah, Onkel Pastor, rief Frau Suse, gut, daß Sie kommen. Mein schöner Franz fing eben an, ungemütlich zu werden.

Der Eingetretene war der Pastor von Sägebock und Kreisschulinspektor des Landbezirks von Maßenburg, ein immer gern gesehener Hausfreund bei Direktors, der mit zur Gesellschaft geladen war und dazu die Weisung erhalten hatte, gleich vom Bahnhof aus vorzusprechen, er störe niemals.

So? erwiderte der Herr Pastor und Schulmann, was hat denn den direktorialen Zorn des schönen Franz erregt?

Er hat eben herausbekommen, sagte Frau Suse, daß wir, die Schülerinnen seiner berühmten Töchterschule, gar nichts wissen.

Oho, meine Damen, aber so schlimm wirds doch nicht sein, meinte Onkel Pastor.

Ja, so schlimm ist es, sagte Frau Suse. Uns liegt auch gar nichts daran, es zu verbergen, wie wenig wir gelernt haben. Examinieren Sie uns, wenn Sie Lust haben.

Schön, meine Damen. Aber bitte ehrlich! Nicht schwindeln! Also nun! — Stille sitzen! Hände zusammen! Mich ansehen. Wer war Blücher, Mimi?

Blücher war, entgegnete Mimi im Schulton, Husarengeneral.

Schön, Mimi. Können Sie mir, Frau Suse, etwas von diesem Husarengeneral erzählen? Von seinen Siegen zum Beispiel.

Frau Suse suchte mit den Augen in der Luft herum und sagte dann gleichfalls im Schulton: Blücher war mit Ligny verbündet, und als die Franzosen immer auf des Königs Pferd schossen, bestieg er es und stürzte mit ihm und hatte tags darauf ein lahmes Bein.

So? Welcher König war denn das, auf den man schoß?

Das war, das war doch wohl Friedrich der Große. Stimmt es?

Frau Suse, sagte der Onkel Pastor, jetzt schwindeln Sie.

Wahrhaftig nicht! Aber fragen Sie doch nicht immer bloß nach solchen alten dummen Geschichten. Geschichte ist mir gräßlich.

Schön, meine Damen, ein Rechenexempel. Wenn Sie mit anderthalb Pfund Tee bei sechs Personen sieben Monate reichen, wie lange reichen Sie bei zehn Personen?

Stummes Kopfzerbrechen. Ach, Onkel Pastor, solch ein Exempel kommt ja in Wirklichkeit gar nicht vor. Man wird doch nicht so eine Hausunke sein, so etwas auszurechnen.

Aber Sie müssen es doch im voraus wissen, sagte Onkel Pastor, wie lange der Tee reichen wird.

Natürlich. Aber das mißt man doch an der Teebüchse aus.

Ausgezeichnet, sagte Onkel Pastor. Nun, Fräulein Mimi, wie machen Sie es?

Ja, wie war das doch gleich, sagte Mimi, a verhält sich zu x wie p zu noch was.

Lassen wir die höhere Mathematik beiseite, sagte Onkel Pastor. Ich will Ihnen helfen. Wenn man mit anderthalb Pfund Tee bei sechs Personen sieben Monate reicht, dann reicht man bei einer Person —?

Den sechsten Teil, sagte Mimi.

Sehen Sie, Fräulein Mimi, nur Mut, es wird schon schief gehn. Ja, ad vocem Unke. Was ist denn eigentlich eine Unke?

Die beiden Damen sahen sich erstaunt an. Unke — na, das weiß doch jedermann, was eine Unke ist — sagte Mimi.

Ja, was ist es? erwiderte Onkel Pastor, ein Insekt? eine Schlange? ein Säugetier?

Eine Unke, sagte Frau Suse mit schöner Bestimmtheit, ist so etwas wie eine Ratte, nur mehr vogelartig. Sie sehen, Onkel Pastor, fügte sie lachend

hinzu, was wir können, wenn Sie wollen, haben wir eine Kunst. Ist es nicht großartig?

Wo hätten wir es denn auch lernen können? meinte Mimi. Bei Fräulein Klops? die uns jeden Tag zwei Seiten des Lehrbuchs auswendig lernen ließ? oder bei dem alten guten Professor Kaulbarsch, in dessen Stunden wir unsre französischen Übersetzungen machten? Und unsre Eins kriegten wir ja doch.

Sie haben aber doch auch gute Lehrer gehabt, wandte der Onkel Pastor ein, zum Beispiel hier meinen Freund, den Direktor.

Frau Suse machte eine schalkhafte Miene und sagte: Ach, gehn Sie mir mit meinem Mann, bei dem waren wir ja viel zu verliebt, als daß wir hätten zuhören können.

Hier steckte die perfekte Köchin den Kopf durch die Tür und meldete, daß der Korb aus dem Delikateßgeschäft angekommen sei, worauf beide Damen verschwanden.

Der Direktor stand am Fenster und starrte in das Dunkle hinaus, er war niedergeschmettert.

Freund Schneidewind, sagte der Pastor, deine Sache steht böse. Was deine Damen nicht wissen, sind Dinge, die jedes Kind einer Dorfschule weiß.

Und auch wieder vergißt, erwiderte der Direktor, wenn es achtzehn Jahre alt ist.

Zugegeben, sagte der Herr Pastor, obwohl ich glaube, daß bei unsern Elementarschülern schließlich doch noch etwas mehr sitzen bleibt als bei euern höhern Töchtern. Wenn aber das das Ende sein soll, daß mit achtzehn Jahren alles wieder wegge-

wiſcht iſt, was gelernt worden war, wozu dann die ganze Quälerei?

Es liegen hier beſondre Umſtände vor, ſagte der Direktor erregt. Die beiden Mädchen haben die Schule per Eiſenbahn von Sägebock aus beſucht, was ich immer für verderblich gehalten habe.

Und doch ſind die beiden Mädchen mit ihrer Eins in der Zenſur entlaſſen worden. Nein, lieber Freund, ihr müßt, was ich ſchon oft geſagt habe, euern Stoff beſchränken, vertiefen und intereſſant machen, das heißt dem Vorſtellungskreiſe eurer Schülerinnen anpaſſen.

Der Direktor machte eine abwehrende Handbewegung und ſagte: Rückſchritte? Undenkbar, undenkbar. Was mich hierbei am peinlichſten berührt, iſt dies: ich habe den Miniſterialdirektor aufgefordert, er möge ſich bei meiner Frau überzeugen, was die Schule für das Leben leiſtet. Und wenn er nun findet — ich muß meiner Frau ſogleich ſagen —

Nein, ſage ihr lieber nichts. Deine Frau findet ſich allein durch.

Aber der Direktor nahm doch ſeine Frau mit wichtiger Miene beiſeite und machte ihr von dem bevorſtehenden Examen einige Andeutungen.

Und du meinſt, ich laſſe mich von fremden Leuten ausfragen? erwiderte Frau Suſe lachend, ich denke nicht daran.

Die Gäſte kamen, der Herr Miniſterialdirektor kam. Der hohe Herr war ſehr gnädig, küßte der gnädigen Frau die Hand und führte ſie ſpäter am krummen Arm zu Tiſch.

Wiſſen Sie auch, gnädige Frau, ſagte er ſcherzend, daß Sie heute Abend ein Examen abzulegen haben?

Vor wem? fragte Frau Suse mit großen Augen.

Vor mir.

Sie wollen mich also ausfragen?

Jawohl, meine gnädige Frau, nach allen Regeln der Kunst.

Wissen Sie auch, Herr Ministerialdirektor, daß man dazu eine Vollmacht haben muß?

Natürlich.

Darf ich um Ihre Vollmacht bitten?

Der Herr Ministerialdirektor war höchlichst belustigt, griff in seine Tasche und legte ein großes amtliches Schreiben vor. Frau Suse nahm den Bogen in die Hand und prüfte Schrift und Siegel durch die Lorgnette. Darauf gab sie das Schreiben kühl lächelnd zurück und sagte: Herr Ministerialdirektor, diese Vollmacht gilt nur eine Treppe tiefer.

Und hier nicht?

Nein, hier nicht.

Man hatte sich gesetzt, und der hohe Vorgesetzte glänzte vor Vergnügen über das ganze Gesicht. Also, sagte er, das Gespräch wieder aufnehmend, meine ministerielle Würde gilt hier nichts. Ich habe sie draußen bei den Überziehern mit ablegen müssen. Wie fange ich es denn nun an, mich bei Ihnen, gnädige Frau, als Kommissarius hoher Behörden einzuführen.

Ja, sagte Frau Suse scheinbar ernst, doch spielte ein neckischer Zug um ihren Mund, der Herr Ministerialdirektor werden sich wohl einer kleinen Prüfung unterziehn müssen.

Der Ministerialdirektor lachte hell auf. Und wer wird diese Prüfung anstellen?

Ich. Es ist doch klar, daß über meine Angelegenheiten niemand besser unterrichtet sein kann, als ich selber.

Sehr richtig. Also bitte, ich stehe zur Verfügung.

Frau Suse nahm die Würde eines Konsistorialrats an, lehnte sich zurück und fragte, ihre Lorgnette bewegend: Herr Ministerialdirektor, wo sind die Austern besser, bei Klemme oder bei Diterici?

An der Seite der Tafel, an der der Ehrengast saß, gab es eine überaus angeregte Unterhaltung. Man erinnerte sich nicht, den gestrengen Herrn Schulmonarchen je so guter Laune gesehen zu haben. An der andern Seite der Tafel aber saß der Direktor Schneidewind und erduldete Seelenqualen. Er achtete nur halb auf rechts und links und suchte zu verstehn, wovon da oben gesprochen wurde. Und jedesmal, wenn dort ein Heiterkeitsausbruch stattfand, erschrak er und sagte zu sich: Jetzt hat die Unglückliche sich und mich rettungslos blamiert.

Die Tafel ging zu Ende, man erhob sich, die Herren standen in Gruppen und beschäftigten sich mit Zigarre und Kaffee.

Der Herr Ministerialdirektor aber suchte den Direktor auf und sagte: Lieber Direktor, ich beglückwünsche Sie von ganzem Herzen. Sie haben mir nicht zuviel in Aussicht gestellt, Ihre Frau Gemahlin ist eine überaus kluge und wohl unterrichtete Dame.

Der Direktor war perplex und stammelte einige unzusammenhängende Worte.

Nun, Francisce, sagte Onkel Pastor bald darauf, was sagte der Herr Ministerialdirektor von deiner Frau?

Er nannte ſie eine überaus kluge und wohl unterrichtete Dame. Und ſie hält den Sigambrer für einen Mohren aus Afrika. Begreifſt du das?

O ihr Meiſter von der Schul, erwiderte der Onkel Paſtor, was ſeid ihr für ſteifleinene Leute! Ihr plagt euch und eure jungen Mädchen mit tauſend Dingen, die ihnen nichts helfen, und überſeht dabei das koſtbare Geſchenk, das der liebe Gott unſern Mädchen als beſondre Gabe in die Wiege gelegt hat.

Der Direktor machte eine verwundert fragende Miene.

Den Mutterwitz, Franciſce. Glaube mir, mein Sohn, wenn ihr mit eurer höhern und höchſten Bildung dieſen Mutterwitz nicht totgeſchlagen habt, dann iſt ſchon viel gewonnen.

Inhalt

	Seite
Ein Stadtjubiläum	1
Das Eisenbahnunglück	30
Wie es Pastor Heinrichs bei seiner Versetzung erging	51
Das Grossusdenkmal	78
Der Dorfwirt	98
Die Wohnungsgenossenschaft	125
Altruismus, d. i. die Lehre vom Mitmenschen	150
Kleine Füchse	180
Dornen	214
Auch ein Martyrium	246
Auf absteigendem Aste	271
Rechts vom Apfelbaum — links vom Apfelbaum	298
Simplicissimus orientalis	321
Der Mutterwitz	339

Neue Romane und Erzählungen
aus dem
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Verlag der Grenzboten

Krauskopf
Seine Kinderjahre
Roman
von
Hermann Wette
Ein Band. Fein gebunden 4½ Mark

Feuer
Erinnerungen aus dem russischen Polizeileben
von
Alexander Andreas
Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

Der Marquis von Marigny
Eine Emigrantengeschichte
von
Julius R. Haarhaus
Ein Band. Fein gebunden 4½ Mark

Auf dem Wege zum Paradies
Thüringische Novellen
von
Marthe Renate Fischer
Ein Band. Fein gebunden 4½ Mark

Vergangenheit
Eine Erzählung aus der Emigrantenzeit
von
Charlotte Niese
Ein Band. Fein gebunden 7 Mark

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Verlag der Grenzboten

Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart
von
Fritz Anders

Ein starker Band. Fein gebunden 7 Mark

Die Komödie auf Kronborg

Erzählung
von
Sophus Bauditz

Ein Band. Fein gebunden etwa 3 Mark

Absaloms Brunnen

Erzählung
von
Sophus Bauditz

Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

Niels Glambäk

Wie er ein Mann wurde

Erzählung
von
K. G. Bröndsted

Ein Band. Fein gebunden 4½ Mark

Die Sonne des Siljetals

Pilt Ola

Erzählungen
von
Magdalene Thoresen

Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

Druck von Karl Marquart in Leipzig

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY

This is the date on which this book was charged out.

DUE 2 WEEKS AFTER DATE.

MAY 7 1912

[30m-6,'11]

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C030939344

165588